Bg. 626.

Süllys und Colberts

der

zwey berühmtesten Staats- und Finanzminister
Frankreichs

Leben

Aus dem Französischen.

Bayreuth, 1793.
Im Verlage der Zeitungsdruckerey,
und
in Commission in der Grauischen Buchhandlung
in Hof.

Vorrede des Herausgebers.

Zu einer Zeit, wo alle Augen auf Frankreich gerichtet sind, dürften nachstehende zwey Biographien dem Publiko keine unangenehme Lectüre seyn. Sülly und Colbert waren die zwey berühmtesten Staats- und Finanzminister unter den zwey berühmtesten Monarchen, die Frankreich besaß: unter Heinrich dem IV. und Ludwig dem XIV. Eine Erzählung dessen, was jene Männer auf ihren Posten thaten, ist zugleich eine Characteristik dieser Monarchen, so wie des politischen Zustandes des Königreiches in den damahligen Zeiten, also in dreyfacher Rücksicht merkwürdig. Die Simplicität, womit diese Biographien abgefaßt sind, gränzt freylich bisweilen an Trockenheit, aber, da sie dadurch nur destomehr das Gepräge einer sorgfältigen Compilation aus den besten Quellen und eines unparteyischen Gesichtspunctes haben, so werden sie dem Freund der Geschichte, der der Wahrheit gerne den Schwung

der

der Phantasie und der Beredsamkeit aufopfert, um so willkommner seyn. Der Uebersetzer hat sich Mühe gegeben, seine Originale getreu zu kopiren, die aus den im Jahre 1790 zu Paris in drey Octavbänden herausgekommenen Vies des Surintendans des Finances et des Controlleurs-Generaux depuis Enguerrand de Marigny jusqu'à nos jours, genommen sind.

Leben Maximilian von Bethune Herzogs von Sülly.

Nach Düchesne stammte er aus einer jüngern Familie der alten Grafen von Flandern, die zur Apanage Bethune mit seinem Gebiethe, als erste Baronie der Grafschaft Artois, erhielt und seitdem immer den Namen Bethune führte. Robert von Bethune, welcher im zehnten Jahrhunderte lebte, hatte auch den Beynamen Avoué, das heißt Schirmvogt von Arras. Dieser Titel war in den damahligen Zeiten um so ehrenvoller, als sich Prinzen dessen nicht schämten. Roberts von Bethune Abkömmlinge zeichneten sich bey mehreren Gelegenheiten aus. Ein Robert von Bethune tödtete mit eigner Hand Mainfroi, welcher Carln von Anjou die Sicilianische Krone streitig machte. Letzterer belohnte ihn dafür mit der Hand seiner Tochter Catharina. Ein anderer Robert trug, im Mittelländischen Meere in einem Seetreffen einen entscheidenden Sieg über die Ungläubigen davon. Einer von den Bethune's stieg bey der Belagerung von Jerusalem zuerst in die Bresche. Anton und Conon von Bethune waren die ersten, welche auf den Mauern von Constantinopel die Fahne aufsteckten, als im Jahr 1204 der Graf von Flandern Baudouin, dem Alexis Ducas diese Stadt abnahm. Conon erhielt die Gouverneursstelle in derselben. Das Haus Bethune verherrlichte sich überdieß durch eheliche Verbindungen mit verschiedenen Prinzen vom Französischen Geblüte, mit Constantinopolitani-

schen Kaisern, mit den Grafen von Flandern, von Hennegau, von Boulogne, mit den Königen von Jerusalem, den Herzogen von Lothringen, den Königen von Castilien, Leon, Schottland, England, mit den Familien Courtenay, Chatillon, Montmoranci, Melun, Horn und s. w.

Unser Maximilian von Bethune war aus einer jüngern Linie des Hauses Bethune. Die ältere verloschen und ihre sämmtliche Besitzungen kamen nicht auf die Seitenverwandte sondern vermittelst der Töchter an die Häuser, womit sich diese verbunden hatten. Die Anherren Maximilians von Bethune hatten jedoch vortheilhafte Heirathen gemacht, und sich dadurch sehr bereichert, nur war Johann von Bethune Baron von Baye, der Großvater des Maximilian von Bethune, ein großer Verschwender. Er verkaufte die Herrschaften von Hauts-Bois, Avraincourt, Novion, Caumartin, Baye, Banay, Taluz, Loches, Villerenard, Chatillon, Broncy ꝛc. und hinterließ seinem Sohne Franz von Bethune Baron von Rosny, dem Vater des Herzogs von Sülly nichts, als was seine Gemahlin Anna von Melun besaß.

Franz von Bethune, Baron von Rosny, vermählte sich das erstemahl mit Charlotte von Auvel, Tochter Roberts von Auvel, Herrn auf Rieux, Rechnungscammerpräsidentens. Er zeugte mit ihr sechs Söhne, Johann und Carl, welche jung starben, Ludwig, Maximilian, Salomon, und Philipp Maximilian; des letztern Geschichte schreiben wir hier. Er wurde den 13. December 1560 gebohren. Seine Eltern erzogen ihn in der reformirten Religion, zu welcher er sich auch sein ganzes Leben hindurch bekannte, ohngeachtet ihm Heinrich der Vierte sehr dringend anlag, dieselbe zu verändern.

Cas

Catharina von Medicis machte im Jahr 1570 mit den Hugenotten Frieden. Die Unruhen waren gestillt, und Franz von Bethune zog sich auf sein Landgut Rosny, das in der Normandie an der Seine zwischen Mantes und Vernon liegt, zurück, um hier seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und im Schoos seiner Familie der Sicherheit und Ruhe zu genießen, die der Friede zu versprechen schien. Da sich die Königin von Navarra vorgenommen hatte, mit ihrem Sohne nach Paris zu gehen, verlangte sie von Herrn von Bethune auf ihrem Wege zu Vendome zu ihr zu kommen. Er that es, und nahm seinen zweyten Sohn Maximilian, den er besonders lieb hatte, mit sich. Diesem gab er vor den übrigen den Vorzug, weil er viel mehr, als sie versprach. Einige Tage vor seiner Abreise ließ er ihn mit seinem Hofmeister La Durandiere in sein Zimmer kommen, und redete ihn dergestalt an: „Maximilian, weil es das Herkommen nicht „erlaubt, dich zum Haupterben meiner Güter zu machen, so will ich dagegen versuchen, dich durch gute „Eigenschaften reich zu machen. Ich hoffe, daß vermittelst derselben eines Tags, so wie man mir es prophezeiht hat, etwas aus dir werden wird. Mache „dich demnach gefaßt, all das Ungemach und die Schwierigkeiten, die dir in der Welt aufstoßen werden, muthig zu ertragen, und durch eine edle Ueberwindung „derselben die Achtung jedes Mannes von Ehre, insonderheit des Herrn, dem ich dich übergeben will, und „in dessen Dienst ich dir zu leben und zu sterben befehle, zu erwerben. Halte dich bereit, mich nach Vendome zur Königin von Navarra und ihrem Sohn, „dem Prinzen, zu begleiten, und dich ihnen, wenn „ich dich vorstelle, in einer Anrede zu Diensten zu em-

„pfehlen.“ Herr von Süllly begleitete seinen Vater. Als sie nach Vendome kamen, fanden sie so zufriedene Gesichter, daß sie darüber erstaunten. So oft der alte Bethüne Gelegenheit fand, entweder mit der Königin von Navarra, oder mit dem Prinzen, oder mit andern Herren reformirter Religion sich besonders zu unterreden, sagte er ihnen: Er erstaune, jede so gegründete Besorgniß sobald vergessen zu sehen, übermäßige Liebkosungen und Versprechungen eines versöhnten Feindes, seyen nicht minder verdächtig, und weit gefährlicher als Drohungen, und offenbarer Haß; es heisse viel wagen, wenn man einen jungen Prinzen, der gegen das Vergnügen wenig auf seiner Huth ist, den Reizen des wollüstigsten Hofes von der Welt Preis gebe; anstatt auf eine so unglückliche Verbindung wie die dieses Prinzen mit einer Prinzessin von gegentheiliger Religion ist, zu denken, hätte er es für viel diensamer erachtet, wenn man dahin gearbeitet hätte, ihn mit der Königin von England zu vermählen, die ihm zu Wiedererlangung der Krone von Navarra, und vielleicht nach den Zeitläuften zur französischen, hätte behülflich seyn können. Er mißbilligte die Vermählung des Prinzen von Navarra mit der Prinzessin Margaretha von Frankreich höchlich und sagte: Er sähe voraus, wenn die Hochzeit zu Paris gehalten würde, so würde es hochrothe Livréen dabey geben. Seinen Sohn stellte er dem Prinzen von Navarra, welcher sich bey der Königin, seiner Mutter, befand, vor, und betheuerte ihm im Nahmen desselben eine unabänderliche Anhänglichkeit. Der junge Süllly ließ sich auf ein Knie nieder, und bestättigte das, was sein Vater so eben gesagt hatte. Der Prinz von Navarra hob ihn auf und umarmte ihn zweymal; er billigte den Eifer

des

des ganzen Bethünischen Hauses für ihn, sehr, und versprach dem jungen Süllh seinen Schutz.

Herr von Bethüne kehrte nach Rosny zurück, und schickte seinen Sohn im Gefolge der Königin und des Prinzen nach Paris. Süllh logirte sich in dem Quartier der Universität mit einem Hofmeister und einem Cammerdiener ein, lebte vom Hofe entfernt, und ganz mit den Wissenschaften beschäftigt, wuste er kein Wort von dem schrecklichen Unglück, womit Catharinens von Medicis Grausamkeit Frankreich bedrohte. Müde von Arbeiten, legte er sich im Jahr 1572 in der Nacht vom 23. auf den 24. August zeitig zu Bette. Am 24sten weckte ihn Morgens um 3 Uhr der Glockenklang und das verwirrte Geschrey des Pöbels auf. Sein Hofmeister, Namens Saint-Julien eilte mit dem Cammerdiener auf die Strasse, um sich nach der Ursache dieses Lärms zu erkundigen. Ohne Zweifel machte man sie mit zu den ersten Schlachtopfern der allgemeinen Wuth, man sah sie nie wieder. Während, daß sich der junge Süllh ankleidete, trat sein Wirth bleich und ganz zerstört ins Zimmer. Er war reformirter Religion, hatte sich aber auf die Nachricht, daß man den Entschluß gefaßt, alle Hugonotten zu ermorden, zur Rettung seines Lebens und zur Sicherung seines Hauses vor der Plünderung in die Kirche begeben, die Messe daselbst mit angehört, und kam nun den jungen Süllh zu einem gleichen Schritt zu bewegen, und ihm vorzuschlagen, mit ihm zu gehen. Süllh fand diesen Vorschlag nicht für gut; er beschloß, sich nach dem Collegio von Bourgogne *), wo er seine Lehrstunden hatte, zu gehen, ohngeachtet dieß Gebäude von seinem Wohn-

*) Dies Collegium lag in der Franciscanerstrasse, wo jetzt die Wundarzneyschule ist.

hause sehr entfernt lag. Er zog seine Schülerkleidung an, und nahm ein großes catholisches Gebetbuch unter den Arm. Als er in die Strasse kam, sah er Haufen von Menschen wüthend nach allen Seiten zu laufen, und die Thüren der Häuser unter dem Geschrey einstoßen: Schlagt sie todt! Schlagt sie todt! Mordet die Hugonotten; Leichname bedeckten, und Blut färbte die Strassen. Der Schauer ergriff ihn, wurde aber noch stärker, als ihn ein Haufen Bösewichter umrang, ihn aufhielt, ausfrug, und zu mißhandeln anfieng; zum Glück fiel einem von ihnen sein Gebetbuch ins Auge, dieß verursachte, daß man ihn gehen ließ. Noch zweymahl befand er sich in ähnlicher Gefahr, aber jedesmahl entkam er ihr glücklich. Endlich langte er im Collegio von Bourgogne an, hier erwartete ihn eine noch weit größere Gefahr. Der Portier verweigerte ihm wiederhohlt den Eingang; Sully mußte eine Zeitlang in der Strasse stehen bleiben, Preis gegeben der Wuth der Niederträchtigen, die nichts als Blut und Menschenmord athmeten. Endlich fiel ihm ein, zu dem Vorsteher des Collegiums, Nahmens La Faye, der ein sehr rechtschaffener Mann war, und den jungen Süllly vorzüglich liebte, zu verlangen. Ein kleines Trinkgeld, das dieser dem Thorsteher in die Hand drückte, bewogen ihn, den Director kommen zu lassen. La Faye nahm Süllly bey der Hand und führte ihn auf sein Zimmer. Zwey Geistliche, die sich darinn befanden, sprachen von einer sicilianischen Vesper. Sie stürzten sich wie zwey Rasende auf den jungen Süllly, versuchten es, ihn den Händen des Directors zu entreißen, um ihn in Stücken zu hauen. Sie hätten Befehl, sagten sie, das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen. Der Director stieß sie zurück, führte

Süllly

Süllh heimlich in ein abgelegenes Cabinet, verſperrte ihn daſelbſt, und nahm den Schlüſſel zu ſich. Süllh blieb in ungewiſſer Erwartung ſeines Schickſals, und ohne andere Hülfe als die eines Bedienten, der ihm von Zeit zu Zeit das Eſſen brachte, drey ganzer Tage darinn. Da endlich das Verboth gegen Mord und Plünderung bekannt gemacht wurde, öffnete der Director des Collegiums von Bourgogne das Cabinet des jungen Sully und ſetzte ihn in Freyheit. Er war kaum heraus, als er zwey bewaffnete Soldaten von der Garde erblickte, Ferriere und la Vieville, Creaturen des Herrn von Bethüne, die ſeinen Sohn aufſuchten, um ihn mit Gewalt in Sicherheit zu bringen. Sie erzählten dem Vater das Schickſal ſeines Sohnes. Dieſer zärtliche Vater meldete ihm ſeinen darüber erlittenen Kummer, rieth ihm indeſſen, ſich von Paris nicht zu entfernen, weil der Prinz von Navarra, in deſſen Gefolg er wäre, es nicht verlaſſen könnte. Um ſich aber keiner augenſcheinlichen Gefahr auszuſetzen, ermahnte er ihn, nach dem Beyſpiel des Prinzen die Meſſe zu beſuchen.

Nach dieſem Vorfall gab Süllh das Studium der gelehrten Sprachen auf, um ſich dem Dienſte des Prinzen von Navarra ganz zu widmen. Dieſer verſchaffte ihm einen Lehrer in der Mathematik und der Geſchichte, der ihn ſelbſt unterrichtet hatte, Nahmens Chretien. Süllh legte ſich auf die, einem jungen, dem Militair gewidmeten Cavalier, nöthigen Leibesübungen, machte dem Prinzen, den Catharina von Medicis wie einen Gefangenen am Hofe hielt, öfters ſeine Aufwartung, und begleitete ihn, als er kurz nach Carl des IX. Tod die Flucht ergriff.

Heinrich von Navarra, Monsieur *), Bruder Heinrich des III. und der Prinz von Condé, trafen sich zu Alemon, und faßten den Entschluß, mit vereinigten Kräften nach Einem Plane zu arbeiten. In kurzer Zeit befanden sie sich an der Spitze von ohngefähr funfzig tausend Mann, und jagten der Mutter des Königs Furcht und Schrecken ein.

Der junge Süllh gieng als bloßer Volontair unter die Infanterie, und that seine ersten Dienste in den Gegenden von Tours, wo zwischen kleineren Haufen von Hugenotten und Catholiken verschiedene Scharmützel vorfielen.

Heinrich erfuhr, daß Süllh so viel Muth dabey bezeigt hätte, der öfters bis zur Verwegenheit stieg, ließ ihn rufen, und sagte ihm: „Rosny, hier will „ich nicht, daß Sie Ihr Leben wagen. Ich lobe Ihre Herzhaftigkeit, aber ich verlange, daß Sie dieselbe auf eine bessere Gelegenheit sparen.“ Diese Gelegenheit zeigte sich nicht so bald, als man es hätte glauben sollen. Catharina, die sich zu schwach fühlte, bediente sich ihrer gewöhnlichen List. Sie bot Frieden an, und mehr, als man je von ihr gefordert haben würde; täuschte die Prinzen, die Waffen niederzulegen, und der Friede wurde in dem Kloster von Beaulieu, nahe bey Loches in Tourraine, geschlossen und unterzeichnet. Das entehrte Andenken des Admirals von Coligny und anderer Häupter der Protestanten, ward von aller Schmach befreyt, und man verstattete ihren Erben, ihre Güter wieder in Besitz zu nehmen. Das Friedensedict wurde im Parlament

ges

*) Er wurde nach und nach zum Herzog von Alemon, Herzog von Anjou und Monsieur ernannt.

gegen den May 1576 registrirt. Als aber Catharina von Medicis sah, daß die Prinzen die Unvorsichtigkeit begangen hatten, die Waffen niederzulegen, weigerte sie sich, die Bedingungen desselben zu erfüllen, und der Krieg brach von neuem aus.

Johann Beaumanoir de Lavardin, der damahls Marschall von Frankreich war, liebte den Herrn von Süllly ungemein. Er machte ihn zum Fähndrich unter seiner Leib-Compagnie, und dieser junge Cavalier befand sich bey vielen Belagerungen, wo man seine Tapferkeit und seinen Verstand allgemein bewunderte. Bey der Belagrung von Villefranche in Perigord, unter dem Commando des Herrn von Lavardin, glaubte er seinen Tod zu finden. Indem er mit seiner Fahne Sturm lief, wurde er mit Piken und Hellebarden in einen Graben hinabgestoßen. Er lag darinn einige Zeit im Morast und in seine Fahne verwickelt, so daß er das Leben eingebüßt haben würde, wenn ihm nicht sein Kammerdiener und einige Soldaten, wieder herausgeholfen hätten. Die Stadt ward mit Gewalt eingenommen. Während der Capitulation fanden die Soldaten der Prinzen, Mittel hineinzukommen, und sie zu plündern. Süllly begegnete einem Greis, den viele Soldaten verfolgten. Dieser gab ihm seinen Beutel mit tausend Thaler im Gold, um ihm das Leben zu retten.

Süllly hatte einen Zwist mit einem Officier, Nahmens Frontenac. Dieser behandelte ihn als einen jungen Menschen, und sagte: wenn man seine Nase drückte, so würde Milch herausspritzen. Süllly antwortete ihm, er fühle sich stark genug, aus der seinigen Blut mit dem Degen herauszuziehen. Dieser Streit blieb indessen ohne Folgen. Bey der Belagerung von Mormande, einer Stadt in Agen an der Garonne,

vertraute man ihm das Commando von hundert Jägern, mit der Ordre, sich der Hohlwege und anderer, nahe bey der Stadt gelegener vortheilhafter Oerter zu bemächtigen. Kaum langte er daselbst an, so wurde er durch ein, dem seinigen weit überlegenes Detaschement der Belagerten angegriffen. Er zog sich zurück und vertheidigte sich lange unter dem Schutz einiger Häuser. Als Heinrich die Gefahr sah, welcher Süllh und sein Detaschement ausgesetzt war, eilte er in bloßem Küraß ihm zu Hülfe, focht den ganzen Tag, und verschaffte Süllh Zeit sich dieser Posten zu bemächtigen. Der Marschall von Biron, der einige Zeit nachher mit Vergleichsvorschlägen ankam, nöthigte den Prinzen von Navarra die Belagerung aufzuheben. Man beschloß einen Waffenstillstand, während dessen Heinrich nach Bearn ging, um die Fräulein von Tignonville, Tochter der Frau von Tignonville, Gouvernantin bey Madame Catharina von Bourbon, Schwester des Prinzen, und nachmahligen Herzogin von Bar, zu besuchen. Er erlaubte Süllh, ihn dahin zu begleiten. Dieser erst sechzehenjährige Cavalier verband mit der Lebhaftigkeit seines Alters die Klugheit eines erfahrnen Mannes. Er verschwendete nicht das geringste, und seine militairischen Einkünfte machten es ihm bey guter Wirthschaft möglich, eine Compagnie Edelleute in seinem Sold zu haben. Heinrich sagte ihm in der Folge, daß er den größten Theil der Achtung und Freundschaft die er für ihn hegte, blos seiner Klugheit und Sparsamkeit zu danken hätte. Während Heinrichs Aufenthalt zu Bearn dachte man an nichts als an Lustbarkeiten und Liebesgeschichten. Da der Waffenstillstand mit dem Marschall von Biron bald zu Ende lief, entsagte der Prinz allem Vergnü-

gen,

gen, um sich wieder im Felde zu zeigen. Auf die Nachricht, daß die Stadt D'Eause in der Grafschaft Armagnac einen Aufstand erregt, und der von ihm dahin gesandten Garnison die Aufnahme verweigert habe, befahl er Süllly und allen, die ihn nach Bearn begleitet hatten, sich mit Waffen, die sie unter ihren Jagdkleidern verbergen sollten, an einen gewissen Ort auf dem Felde zu begeben, wo er sie erwarten wollte. Bey ihrer Ankunft daselbst brach er schleunig auf, und zeigte sich vor den Thoren, ehe die Einwohner von seinem Marsch unterrichtet seyn konnten. Er ging mit funfzehen oder sechzehen Reitern die ihm näher folgten als der übrige Trupp, in die Stadt. Die Urheber des Aufruhrs schrieen: laßt den Fallgatter herab. Dieß geschah; er fiel dem Pferde des Süllly faßt auf den Schweif, und schnitt den König von Navarra und seine sechzehen Reiter vom Corps ab, das vor dem Thor blieb. Die Rebellen zogen die Sturmglocke, rüsteten sich eiligst und funfzig unter ihnen drangen auf das Gefolg des Königs ein. Man hörte drey oder vier schreyen: zielt auf das scharlachene Kollet, und auf den weißen Federbusch; es ist der König von Navarra. Heinrich wandte sich gegen seinen kleinen Haufen, und sagte: „Meine Freunde, meine Cameraden! „Hier müßt ihr euern Heldenmuth zeigen, denn unser „ganzes Glück hängt davon ab. Jeder folge meinem „Beyspiel und thue keinen Pistolenschuß, der nicht „träfe.“ Alsdann nahm er die Pistole, marschierte gegen die Feinde; seine Truppen thaten desgleichen, und zerstreuten sie im Augenblick. Drey oder vier andere Rotten von gleicher Anzahl, zeigten sich nach und nach und wurden völlig zu Grunde gerichtet. Aber die Feinde rafften wieder zwey hundert Mann zusammen,

men, und Heinrichs Soldaten fingen schon an zu ermüden. Die Gefahr war dringend. Der Prinz zog sich gegen ein Portal zurück und wehrte sich tapfer. Er hatte die Gegenwart des Geistes, zween seiner Leute zu befehlen in den Glockenthurm hinauf zu steigen, um den vor der Stadt gebliebenen das Zeichen zu Sprengung der Thore zu geben. Da die Brücke nicht aufgezogen war, erreichten sie bald ihren Zweck. Als diejenigen Bürger, die dem König treu geblieben waren, seine Soldaten in die Stadt dringen sahen, griffen sie ihrer Seits die Aufrührer an. Es ward hierauf beschlossen, alle Rebellen über die Klinge springen zu lassen, und die Stadt der Plünderung Preis zu geben. Die vornehmsten Einwohner aber, den Magistrat an ihrer Spitze, warfen sich dem König zu Füßen, der sich erbitten ließ, und nur diejenigen vier zum Strang verurtheilte, die auf seinen weißen Federbusch gezielt hatten. Heinrich griff verschiedene andere Plätze an, die er mit leichter Mühe wegnahm; bloß zu Cahors fand er vielen Widerstand. Süllly ward bey dem Angriff dieser Stadt blessirt, die Wunde war aber nicht gefährlich. Während der Plünderung zu Cahors fiel ihm von ohngefähr eine kleine eiserne Kiste mit vier tausend Thalern an Gold in die Hände. Er begleitete den König von Navarra bey allen seinen Unternehmungen. Dieser Prinz, der ihn sehr liebte, machte ihm eines Tages den Vorwurf, daß er sich gar zu sehr dem wilden Jugendfeuer überließ, und setzte hinzu, daß ein großer Unterschied wäre, zwischen militairischen Handlungen, zu denen die Pflicht berechtiget, und jenen, wo man nur seiner raschen Hitze folgt, und daß sich endlich ein guter Officier niemahls auf eine prahlerische Weise der Gefahr aussetze, wo weder Ruhm

noch

noch Ehre einzuärndten ist. Im Jahr 1580 verlieh ihm der König die Charge eines Raths von Navarra, und machte ihn zu seinen Kammerherrn mit zwey tausend Livres Gehalt.

Sülly hatte sich einen Fehltrit vorzuwerfen, durch den er die Gnade des Königs beynah auf immer verscherzt hätte. Er speiste einst mit Beauvais, Sohn des Gouverneur dieses Prinzen, und einem Officier Nahmens Useau zu Nacht. Diese geriethen in Streit und faßten den Entschluß, sich zu schlagen. Sie baten Sülly ihnen dazu behülflich zu seyn, und ihr Vorhaben geheim zu halten. Er that alles Mögliche, sie miteinander auszusöhnen. Da er sah, daß er nichts ausrichten konnte, so hätte er diesen Vorfall dem Könnig hinterbringen sollen. Statt dessen führte er sie auf einen Platz, wo sie sich ohne Zeugen duelliren konnten, und beyde einander gefährlich verwundeten. Der König erfuhr es; und da er dergleichen Balgereyen, die, nach einem falschen Begriff von Ehre, in den damaligen Zeiten sehr gemein waren, auf das sorgfältigste zu verhindern suchte, so war er sehr aufgebracht, daß man diese beyden Officiers nicht arretirt hatte.

Uebrigens mochte er Beauvais gerne leiden. Als er nun den Antheil des Sülly bey dieser Geschichte vernahm, ließ er ihn hohlen, und sagte ihm mit zorniger Stimme: er wolle überall, sogar an seinem Hofe, den Souverain spielen; wenn Er nach strengem Recht mit ihm verfahren wollte, so müßte Er ihm den Kopf vor die Füße legen lassen.

Sülly, der noch zu jung und zu hitzig war, der Klugheit Gehör zu geben antwortete, dem König: er sey weder sein Unterthan, noch sein Vasall, und drohte

ihm

ihm, seine Dienste zu verlassen. Heinrich merkte ohne Zweifel, daß er zu weit gegangen wäre, indem er diesem jungen Manne mit dem Verlust seines Kopfes drohte, begnügte sich, ihm einen verächtlichen Blick zuzuwerfen, und schwieg. Süllh wollte nun abreisen und sich von dem König trennen; allein die Prinzessinnen, die ihm gewogen waren, hielten ihn zurück, und nahmen es auf sich, ihn mit Heinrich wieder auszusöhnen. Die Freundschaft des Prinzen gegen den jungen Cavalier gewann die Oberhand, er vergab ihm und begnügte sich damit, ihm einige Zeit kalt zu begegnen.

Süllh bezeigte eine so lebhafte Reue über sein Verbrechen, daß der König alles vergaß und ihm seine ganze vorige Freundschaft wieder schenkte. Dieser edle junge Mann, von Erkenntlichkeit für einen Prinzen durchdrungen, der ihm so viele Großmuth und Gnade erwies, faßte den Entschluß, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht zu verlassen, mußte sich aber doch einige Zeit von ihm entfernen. Die Flamländer, die des Erzherzogs von Oesterreich Thomas, dem sie sich unterworfen hatten, überdrüssig waren, beschloßen, sich seiner Herrschaft zu entziehen, und Monsieur, Bruder Heinrich des III. an seinen Platz zu setzen, den sie wegen Frankreichs Unterstützung fähig glaubten, sie gegen das Haus Oesterreich zu vertheidigen.

Dieser Prinz befand sich zu Coutras, als die Deputirten der vereinigten Provinzen ihm ihren Vorschlag machten. Er nahm ihn an, und traf die nöthigen Anstalten, mit einem seiner Geburt angemessenen Gefolge in den Niederlanden zu erscheinen. Er ersuchte daher alle jungen Herren und Edelleute, die sich

sich in der Suite des Königs von Navarra befanden, ihn zu begleiten. Der größte Theil der Catholiken hing ihm an, und die Hoffnung eines dauerhaften Friedens, den die Königin Mutter versprach, verursachte, daß viele Protestanten Monsieur angelobten, ihm zu folgen. Unter diesen befanden sich viele Verwandte des Herrn von Süllh. Sie suchten ihn durch Bitten zu bewegen mit ihnen nach Flandern zu gehen, stellten ihm vor, daß er, nach Verlust seines Vaters, darauf bedacht seyn müßte, die Successsion der Vicomte von Gand, seines mütterlichen Großvaters, der ihn der Religion wegen enterbt hatte, wieder an sich zu bringen, und sich den Besitz vieler anderer in Flandern gelegener Güter, worauf seine Familie Anspruch machen konnte, zu verschaffen, wozu ihm die mächtige Unterstützung des neuen Souverains behülflich seyn würde. Sie fügten noch das Versprechen des Monsieur bey, ihm zwölf tausend Thaler zu seiner Equipage zu geben. Er entsprach ihren Bitten, und gab sein Wort. Als die Zurüstungen des Monsieur gemacht waren, rief er seine Begleiter zu sich. Süllh nahm von Heinrich Abschied. Se. Majestät sagten zu ihm: „Jetzt sollen wir Sie also ganz verliehren? Sie „wollen ein Flamländer und ein Papist werden?“ Süllh antwortete, daß er weder das eine noch das andere zu werden gedächte; daß er sich aber einen ewigen Vorwurf machen müßte, wenn er aus Mangel an Ehrerbiethung gegen seine Eltern, um einiger Leiden überhoben zu seyn, sich der großen Vortheile beraubt sehen sollte, die er von den Häusern Bethune, Melün und Horn ꝛc. zu hoffen hätte. Dieser Bewegungsgrund sey die einzige Ursache, Monsieur auf einige Zeit zu begleiten, nach welcher er Sr. Majestät die Versicherung

ge

gäbe, daß ihn nichts in der Welt mehr sollte abhalten können, den Wunsch seines Herzens, stets um Ihre Person, zu seyn, zu befriedigen; und wenn Sie ihn nur im geringsten benöthiget wären, so würde er Flandern auf den ersten Wink verlassen. Heinrich unterhielt ihn mit den Prophezeihungen, die ihm wegen der Krone Frankreichs gemacht worden. Süllly erzählte ihm dagegen, man habe ihn versichert, es stünde ihm ein großes Glück bevor. Er gesteht selbst in seinen Memoiren, daß er lange Zeit so schwach gewesen sey, diesen vorgegebenen Prophezeihungen Glauben beyzumessen. Heinrich sagte: die Religion allein müsse uns Verachtung gegen solche abscheuliche Wahrsager einflößen. So nannte er diejenigen, die künftige Dinge voraus sagen wollten, deren Anzahl damahls sehr beträchtlich war. Er sprach alsdann von Monsieur und sagte: er muß mich sehr täuschen, wenn er die Erwartung erfüllt, die man sich von ihm macht. Er hat so wenig Herz, einen so falschen und schlechten Charakter, einen so übel gebauten Körper, so wenig Anstand in seinen Gebärden, und so viele Ungeschicklichkeit in allen Leibesübungen, daß ich mir nie etwas Großes von ihm vorstellen kann. Endlich sagte er dem Herrn von Süllly noch: er sey versichert, Catharina gehe mit dem Project um, alle Protestanten zu vertilgen, und er werde seine treuen Diener in kurzem nöthig haben. Hierauf schloß er ihn in seine Arme, und wünschte ihm, daß seine Reise glücklicher seyn möchte, als sie es unter der Anführung eines solchen Chefs zu seyn verdiente. Süllly fiel auf seine Kniee, küßte ihm die Hand, schwur, daß er jederzeit bereit sey, sein Blut für ihn zu vergießen und ging mit der Post nach Rosny. Er benutzte das Anerbiethen des

Mon-

Monsieur, einen Schlag Holz in der Gegend von Rosa ny an ihn zu verkaufen, für den er vierzig tausend Livres bekam, die er zur Equipirung seines Trupps verwandte. Dieser bestund ungefähr aus achtzig Edelleuten, wovon einige als Volontairs dienten, die andern aber eine Pension von zwey hundert Livres erhielten. Er begab sich mit ihnen zu Monsieur, der sich auf seinem Schloß zu Fere in Tardenois befand. Als alle Truppen des Prinzen versammelt waren, nahm er seinen Weg nach St. Quentin.

Alexander, Prinz von Parma, hielt Cambra belagert. Monsieur rückte gegen diese Stadt an, dem Feind eine Schlacht zu liefern, er war aber so vortheilhaft postirt, daß man es nicht für rathsam hielt, ihn anzugreifen. Die folgende Nacht hob er die Blosquade auf und retirirte sich gegen Valenciennes. Monsieur ging nach Cambrai, wo man ihm alle seinem Rang gebührende Ehre erwies. Chateau-Cambresis weigerte sich die Thore zu öffnen, wurde aber mit Sturm erobert.

Hier wollte Monsieur gleich anfangs Zeichen der Gelindigkeit und Menschlichkeit geben; er verbot bey großer Strafe, weder Weibern noch Töchtern Gewalt anzuthun, und da er befürchtete, daß seine Befehle kein stärkerer Damm gegen die Zügellosigkeit der Soldaten seyn möchte, als die Pest die in dieser Festung herrschte, machte er die Kirchen zu Freystädten, und legte Wachen hinein. Ein schönes junges Mädchen warf sich dem Herrn von Süllh, der in den Straßen herumspazierte, in die Arme, hielt sich fest an ihn an, und beschwor ihn, sie gegen die Wildheit einiger Soldaten zu schützen, die sich bey seinem Anblick gleich versteckt hatten. Süllh suchte ihr die Furcht zu be-

nehmen, und both ihr an, sie in eine Kirche zu begleiten. Sie sagte, sie wäre schon vor einer gewesen, man wollte sie aber nicht hineinlassen, weil sie die Pest hätte. Er stieß sie geschwind zurück, floh und war viele Tage lang in großer Sorge, jeden Augenblick von der Pest befallen zu werden. Monsieur drang durch die engen Pässe von Arleux und Edüse. Sülly machte bey diesem Feldzug einige Gefangene, und schickte sie ohne Lösegeld zurück, weil er erfuhr, daß sie dem Marquis von Roubais seinem Verwandten zugehörten.

Dieser kannte die Ansprüche des Herrn von Sülly auf die Güter der Vicomté Gand, die er unrechtmäßiger Weise an sich gezogen hatte, sehr wohl. Er verdankte ihm seine Grosmuth schlecht, und sagte: bey Gott, seine Complimente sind schön und gut, wenn er aber gefangen wird, so trägt er sein Lösegeld bey sich. Dies Unglück würde ihm bey dem Angriff einer aufgeworfenen Schanze begegnet seyn, wenn Herr von Sesseval ihn nicht zu rechter Zeit durch Losbrennung eines Geschützes gerettet hätte.

Monsieur, der sich mit der Königin Elisabeth zu vermählen wünschte, hatte das Project, nach England zu gehn, und sodann nach Frankreich zurückzukehren, ohngeachtet der Bitten der Einwohner des Landes, die ihn versicherten, daß sich ihm, nach Eroberung von fünf oder sechs der wichtigsten Plätze, ganz Holland unterwerfen würde. Er reiste wirklich nach England, und nahm Sülly mit. Von da ging er wieder über Seeland, und begab sich nach Antwerpen, wo er vom Prinzen von Oranien in Gegenwart des ganzen Adels, der die lebhafteste Freude darüber bezeigte, als Herzog von Brabant gekrönt wurde. Der Prinz von Oranien aber, den das Volk noch mehr liebte, als ihn,

wurs

wurde durch einen Pistolenschuß verwundet, den einer, Nahmens Johann von Jaurigny, in seinem Zimmer zu Antwerpen den 18. März 1582 nach ihm that, und der ihm durch den ganzen Kinnbacken fuhr. Das Volk schrieb diesen Meuchelmord den Franzosen zu, empörte sich und wollte sie niedermachen. Es schrie in den Gassen: „Hier ist die Pariser Hochzeit, laßt uns diese Meuchelmörder tödten.“ Monsieur fand keine andere Sicherheit, als zu dem verwundeten Prinzen zu fliehen. In den Taschen des Meuchelmörders befanden sich Papiere, aus denen man sah, daß er ein Spanier war. Auf den Lärmen des Schusses waren die Leute des Prinzen von Oranien herbey geeilt, und hatten den Mörder, der eben im Begriff stund, ihren Herrn mit einem Dolch den Rest zu geben, getödtet. Die Bürger von Antwerpen brachten wegen ihres ungerechten Verdachts allerhand Entschuldigungen vor. Monsieur war aber so aufgebracht über diese Beschimpfung, daß er sich auf eine eclatante Weise zu rächen beschloß. Der nicht leicht zu täuschende Prinz von Oranien merkte seinen Groll, und wußte, daß er einen unauslöschlichen Haß gegen alle Protestanten gefaßt hatte. Süllv empfing persönlich Proben davon, die ihm seinen Dienst verleideten. Er war ihm ganz ergeben, und sparte weder Sorgen noch Kosten, ihm zu gefallen. Da er einst von seinen Ansprüchen auf die Vicomté von Gand mit ihm sprach, wozu er ihm behülflich seyn könnte, bekam er eine ganz kalte Antwort; und als Süllv bey einer andern Gelegenheit darauf drang, sagte er: er könne nicht zwey Personen zugleich damit beschenken, und setzte hinzu; „der Prinz „von Epinay hat das ganz leicht erhalten, worum Sie „sich so viele Mühe geben.“ Diese Rede, die beißen-

der war, als die abschlägige Antwort selbst, drang Sülly durch die Seele. Einige Tage nachher hörte man Monsieur öffentlich sagen, daß er Avantigny (der letzte Hugenott dem er seine Geheimnisse anvertraute) so eben weggejagt hätte, und daß er sich recht wohl dabey befände. Alle protestantische Officiere erfuhren dadurch, wie wenig sie auf seine Gunst rechnen dürften. Sülly entschloß sich von dem Augenblick an, diesen Prinzen zu verlassen, und hielt sich, bis er Gelegenheit fand, wieder nach Frankreich zurück zu gehn, zu dem Prinzen von Oranien, der alle Eigenschaften besaß, die Monsieur fehlten, und der so große Abneigung gegen die Katholiken hatte, als jener gegen die Hugenotten. Einige Tage vor dem Zufall, der ihm in Antwerpen begegnete, sagte er zu Sülly, der ihm mit Herrn von Saint-Aldegonde und einem Minister, Nahmens Villers, die Aufwartung machte: „Monsieur und die Katholiken, die ihn regieren, haben verderbliche Absichten, sowohl für sie selbst als für uns, „sie sollen aber ihre Rechnung nicht dabey finden," und fügte hinzu: „ich bitte Sie mein Herr, bleiben „Sie meinem Hause getreu." Die durchdringenden Einsichten dieses Prinzen machten ihn auf die Gefahren aufmerksam, und seine Thätigkeit schützte ihn dagegen. Da er beständig einen Angriff und Verräthery von Seiten des Monsieur, und der ihn umgebenden Katholiken befürchtete, so war er immer auf seiner Hut, und die Einwohner von Antwerpen, und anderer Städte von Flandern hielten sich beständig gefaßt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Es zeigte sich bald, wie klug und vorsichtig er gehandelt hatte. Monsieur versammelte seine Armee im Februar 1583 auf der Ebene um Antwerpen und ging, unter dem Vorwand

Re-

Revüe zu halten, aus der Stadt. Er befahl seinen Soldaten, durch die Thore, die er schon besetzt hatte, in Antwerpen einzudringen, und alles über die Klinge springen zu lassen. Sobald dieser ungerechte und grausame Befehl gegeben war, stürzten die Soldaten, wie in eine mit Sturm eroberte Stadt hinein, und schrieen: „mordet, tödtet, die Stadt ist über, es lebe die Messe!“ Die Bürger griffen zu den bereit stehenden Waffen, schloßen sich an einander, fielen, den Prinzen von Oranien an ihrer Spitze, über die Soldaten des Monsieur her, hieben einen Theil davon in Stücken, und jagten diesen Bösewichtern einen solchen Schrecken ein, daß viele, als sie sahen, daß man vor der Menge todter Leichname nicht zu den Thoren hinaus könne, über die Mauer hinunter sprangen.

Sülly ritt Nachmittags um zwey Uhr zu Monsieur ins Schlachtfeld. Kaum war er aus der Stadt, so hörte er das Geschrey der Angreifenden. Er begegnete dem Prinzen von Oranien, der ihm und einigen andern Edelleuten von seiner Religion rieth, zu ihm zu flüchten. Dieser Rath war sehr weise. Als Franzosen liefen sie in der Stadt sehr Gefahr, und als Hugenotten würden sie sich einer noch größeren ausgesetzt haben, wenn die Franzosen Meister von der Stadt geblieben wären. Sie folgten seinem Winke, und sahen diesen Prinzen nicht wieder, bis er die Ruhe hergestellt hatte. In diesem Monath machte man auf Ordre des Monsieur den nähmlichen Versuch auf die vornehmsten Städte von Flandern. Er glückte bey Dünkirchen, Dixmude und Dandermonde, mißlang aber bey Brügge, Ostende und Neuport. Der Herzog von Montpensier, und Marschall von Biron wandten alle Kräfte an, Monsieur von diesem abscheulichen

Vorhaben abzubringen, aber vergebens. Weise Rathschläge werden nur von weisen Menschen befolgt. Als der Prinz von Oranien sah, daß Süllh und die andern Edelleute, die bey ihm Zuflucht genommen, sich zu Monsieur begeben wollten, brauchte er alle mögliche Vorsicht, sie dabey vor Gefahr zu schützen. Sie trafen Monsieur in den Gegenden von Mecheln an, das er hatte belagern wollen. Aber die Einwohner öffneten ihre Schleusen, setzten alles um die Stadt unter Wasser, und seine Soldaten starben vor Hunger und Kälte. Er verlohr vier bis fünf tausend Mann, und so viel Pferde. Die Armee des Monsieur war so geschwächt und ermüdet, daß sie sich ausser Stand befand zu schlagen. Alle Flandrischen Städte waren auf ihrer Hut. Der Prinz von Parma kam mit einer überlegenen Macht nach Flandern zurück. Monsieur fand sich endlich genöthigt nach Frankreich zurückzukehren, und hinterließ in Flandern nichts, als das Andenken seines verhaßten Nahmens. Alles, was der König von Navarra dem Herrn von Süllh in Absicht dieses Prinzen vorhergesagt hatte, war in Erfüllung gegangen.

Süllh blieb nach der Abreise des Monsieur in Flandern, und wollte die Geburtsörter seiner Vorfahren besuchen. Er ließ sich von dem Grafen von Barleymont einen Paß geben, und ging nach Bassée zur Frau von Mastin, seiner Tante. Sie empfing ihn sehr kalt, und hatte ihn wirklich schon enterbt, weil ihr Beichtvater, Pater Silvester, ein Franziskaner, ihr weis gemacht hatte, daß die Protestanten weder an Gott noch seine Heiligen glaubten, und nur den Teufel anbeteten. Sie führte ihren Neffen in eine von ihr gestiftete Abtey, und als sie ihm einige Gräber seiner

ner Vorfahren zeigte, die sie dahin hatte bringen lassen, sprach sie mit ihm von seiner Religion, und schwätzte alle die Ungereimtheiten her, die ihr vom Franziskaner in den Kopf gesetzt worden waren. Süllh hörte sie mit Verwunderung an; seine Tante war aber eben so betroffen, als er ihr, um sie aus ihrem Irrthum zu reißen, das Glaubensbekenntnis und alle Gebete, die die Katholiken mit den Protestanten gemein haben, hersagte. Die Empfindungen der Natur erwachten in dem Herzen der Frau von Mastin, und die Vernunft unterstützte sie. Blos ihre Einfalt war Ursache, daß sie ihren Neffen so übel empfing. Sie umarmte ihn jetzt mit Thränen, und versprach, ihm nicht nur alle ihre Güter zu verschreiben, sondern auch noch die des Vicomte von Gand zu verschaffen; der Pater verhinderte sie aber ohne Zweifel durch eine Gewissensrüge an der Erfüllung ihres Versprechens. Süllh trug Verlangen, die Stadt Bethüne, das Vaterland und die alte Domaine seiner Ahnen zu besehen; allein die Verrätherey, die Monsieur gegen Antwerpen hatte ausführen wollen, machte alle niederländische Städte mißtrauisch. Man ließ Süllh in Bethüne nicht eher ein, bis er seinen Geleitsbrief vorzeigte, seinen Nahmen angab, und bewies, daß er von der Frau von Mastin käme. Diese Documente hatten eine ganz unerwartete Wirkung. Er nahm den Weg nach dem Gasthof, der das Wappen des Hauses Bethüne zum Schilde führte, wo er einen Haufen bewaffneter Leute auf ihn zukommen sah, die ihm einige Furcht verursachten. Die Bürger der Stadt, voll Ehrerbiethung für ihre alten Lehnsherren, hielten es, als sie seinen Nahmen erfuhren, für Pflicht, ihm alle mögliche Ehre zu erzeigen. Sie bothen ihm Wein, Backwerk und Früchte

te an. Er besah die Stadt mit vieler Aufmerksamkeit, und betrachtete mit Vergnügen alle öffentliche und Privatmonumente, die das Andenken an die Wohlthaten seiner Väter für diese Stadt und für seine eigene Dankbarkeit verewigten.

Da Flandern nichts Interessantes mehr für ihn hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, und ging gerade nach Rosny, wo er nur kurze Zeit blieb. Er eilte zu Heinrich nach Guyenne. Dieser bezeigte viele Freude über seine Ankunft. Er bat ihn, zu erzählen, was sich während seines Aufenthalts in Flandern zugetragen, und wie sich Monsieur dabey benommen hätte. Nachdem Süllly seinem Verlangen Genüge gethan, sagte der Prinz: „Nicht wahr! Alles „was ich Ihnen von Monsieur zu Coutras sagte, ist „eingetroffen? Aber der Vicomte von Türenne, dem „ich nach aller Möglichkeit abrieth, ihm zu folgen, „hat seine Sachen noch schlimmer gemacht, als Sie.“ Der Feldzug des Monsieur in den Niederlanden hatte den König von Spanien dergestalt erbittert, daß er dem König von Navarra seinen Beystand anbiethen lies, wenn er gegen die Königlichgesinnten den Krieg wieder anfangen wollte; allein der Haß, den Heinrich gegen den spanischen Hof hatte, verhinderte ihn, seine Vorschläge anzunehmen. Er schickte Süllly nach Paris, um den König und die Königin Mutter von dem Anerbiethen des spanischen Hofes zu benachrichtigen, und sie dadurch von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen. Süllly begab sich dahin. Heinrich III. aber hatte sich nach Vincennes zurückgezogen, wo nur seine Lieblinge, und die Beförderer seines Vergnügens Zutritt fanden. Süllly wünschte indessen, seines Auftrags sich zu entledigen. Er wandte

sich

sich an die Frau von Sauves, die ihm eine Audienz bey der Königin Mutter verschaffte. Als ihr Süllv den Endzweck seiner Reise zu erkennen gab, fand sie die Sache von Wichtigkeit, sprach davon mit dem König, und der Anfang der Unterhandlungen wurde gemacht. Heinrich III. stellte dem Herrn von Süllv für den König von Navarra eine eigenhändig geschriebene Vollmacht zu. Der französische Hof war damals in einer so verwirrten Lage, daß man von zwey Partieen immer die schlimmste ergriff. Gewann man den König von Navarra, so stellte man die Ruhe im Reich wieder her, erbitterte man ihn, so fachte man den bürgerlichen Krieg an. Die Königin Mutter beging die Unvorsichtigkeit, nur deswegen von dem Vertrauen Heinrichs Gebrauch zu machen, um sich aufs neue und zwar noch enger mit Spanien zu verbinden. Er erfuhr dies durch die Vorwürfe, die ihm der spanische Hof wegen Entdeckung seines Geheimnisses machen ließ. Als Süllv merkte, daß seine Absendung ohne Nutzen war, verlies er den Hof, und besuchte aus Neugierde Monsieur, der sich zu Chateau-Thierry aufhielt. Er empfing ihn sehr höflich, und da er grosse Dinge im Schilde führte, so schickte er einen Vertrauten ab, Süllv große Anerbiethungen zu machen. Dieser wußte aber wohl, was er davon zu halten hatte. Er merkte, daß sich Monsieur bey allen den ehrgeitzigen Absichten, die ihn berauschten, doch durch heimlichen Kummer abhärmte, wie er denn auch zuletzt in eine Entkräftung verfiel, die ihn zu Anfang des Jahrs 1584 in das Grab stürzte. Süllv ging nach Paris zurück, wo er bald darauf einen Befehl von Heinrich erhielt, zu ihm zu kommen.

Dieser geschickte Prinz hatte die Entwürfe der Ligüe ganz durchschaut, und nahm sich vor, sie zu vereiteln. Er brauchte einen Vertrauten, den er nach Hof schiken konnte, und der auf alle Bewegungen Acht gab. Er wählte Süllh zu diesem Geschäft, gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle, sagte ihm seine Gedanken, und umarmte ihn einmal über das andere. Als Süllh seine Anstalten gemacht hatte, nahm er von ihm Abschied. Der Prinz sagte: „mein Freund, denken „Sie immer daran, daß der wesentliche Theil eines „großen Muthes und eines rechtschaffenen Mannes „darinn besteht, seinem Wort unverbrüchlich treu zu „bleiben, ich werde das meinige niemahls gegen Sie „brechen.“ Um das zu erfüllen, wozu er sich gegen Heinrich verbindlich gemacht hatte, besuchte Süllh öfters den Hof, mischte sich unter die glänzendsten Gesellschaften der Stadt, und ließ sich angelegen seyn, ihn von allem genau zu unterrichten, damit er sich für seine eigenen Angelegenheiten die besten Maasregeln daraus abstrahiren könnte.

Süllh war damals in der Blüthe seiner Jahre, und bezahlte der Liebe den Tribut, den die Jugend von ihr zu fordern scheint. Er verliebte sich sterblich in die Tochter des Präsidenten von Saint-Mesmin, eine der schönsten Personen ihrer Zeit. Da sich diese Verbindung nicht für ihn schickte, so wollte er seine Leidenschaft bekämpfen, aber seine Ueberlegungen verschwanden, so bald er das Fräulein von Saint-Mesmin wieder erblickte. Sein ihm sehr ergebener Kammerdiener Lafond, rieth ihm, dem Fräulein von Courtenay *) seine Aufwartung zu machen, die in allem Be-

*) Anna von Courtenay, jüngere Tochter des Francois von Courtenay, Herrn von Bontin.

Betracht eine bessere Partie für ihn wäre. Er besuchte sie, und fand, daß Lafond Recht hatte; aber die Schönheit des Fräulein von Saint-Mesmin trug den Sieg davon. Lafond, der seine Unentschlossenheit gewahr wurde, sagte ihm eines Tages: „Mein Herr, „das Fräulein von Courtenay bringt Ihnen Geld, und „wenn sie zu reiferen Jahren gekommen seyn wird, eben „so viel Schönheit.“ Das Urtheil des Lafond war so richtig, daß Herr von Süllh nicht mehr wankte. Er gestund, der einzige Unterschied der Schönheit zwischen den Fräuleins von Courtenay und Saint-Messmins bestünde blos im Alter, und erstere würde in einem oder höchstens zwey Jahren ihrer Rivalin gleich kommen. Von diesem Augenblick an ging er nicht mehr zur Saint-Mesmin, sondern machte bey der Courtenay seine Besuche. Er fand den sanftesten Charakter mit den Reizen des Körpers bey ihr vereiniget, hielt um sie an, und heirathete sie mit Anfang des Jahrs 1584. Er brachte das ganze Jahr in Rosny zu, um das Vergnügen, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, ungestöhrt geniessen zu können, und machte bey den häufigen Besuchen, die er bekam, vielen Aufwand. Aber die gute Einrichtung seiner Oekonomie und seine Geschicklichkeit, wohlfeile Pferde einzukaufen und sie sehr theuer wieder anzubringen, ersetzte alles. Er unterhielt beständig Stallmeister, die ihm in andern Ländern, wo die Pferde nicht theuer waren, den Einkauf besorgten, und schickte sie nach Gascogne an den Hof des Königes von Navarra, wobey er groſse Summen verdiente. Unter andern verkaufte er an den Vicomte von Chartres einen pfirsichblüthfarbnen Rothschimmel für sechshundert Thaler, der ihm nur vierzig gekostet hatte.

Gegen das Ende des Jahrs 1584 meldete ihm Heinrich: die Zeit, wo er seine treuen Diener nöthig habe, sey nun herbey gekommen, wie er es ihm bereits vorausgesagt; dem Staat und der Religion drohe das gröſste Unglück, wenn man nicht schleunige Hülfe schaffe; auch werde er sich bald in einen blutigen Krieg verwickelt sehen. Herr von Süllh machte also seine Anstalten, sich zu dem König zu verfügen, verkaufte für acht und vierzig tausend Livres Stammholz, und both ihm diese Summe an.

In diesem Jahr begann die Ligue endlich die gewagtesten Unternehmungen. Als Heinrich III. sah, daß sie die Standarte des Aufruhrs öffentlich aufsteckte, erwachte er endlich aus seinem Schlummer, schickte den Herzog von Joyeuse nach der Normandie, sich dem Herzog von Elboeuf zu widersetzen, der daselbst eine Armee unterhielt, deren sich die Ligue bedient hatte, Heinrich III. zu zwingen, das berühmte Edikt vom Monath Julius 1585, in welchem allen Hugenotten anbefohlen ward, entweder in die Messe zu gehn, oder binnen sechs Monathen aus dem Königreich zu flüchten, zu unterzeichnen. Der Herzog von Joyeuse kam durch Rosny, wo Süllh damahls war, und wollte ihn bereden, mit ihm nach der Normandie zu gehn. Süllh wuſste wohl, daß man dem König von Navarra einen Dienst erzeigte, wenn man die Ligue angriffe. Herr von Lavardin nahm seinen Weg auch durch Rosny, und logirte am äussersten Ende des Marktfleckens.

Ein gewisser Chicot, der den Scherz liebte, lieſs ihm geheimnißvoll sagen: der Teufel der Hugenotten (so nannte er Süllh) hielte den Harthörenden (ein Beynahme den er dem Herzog von Joyeuse gab) gefangen.

Lavardin, ohne daran zu denken, daß seine Unternehmung vergeblich und lächerlich seyn würde, bewaffnete sich schleunig mit allen seinen Leuten, und wollte vor dem Schlosse zu Rosny seine Bravour zeigen, wo alle, die sich darinn befanden, ihren Spott mit ihm hatten.

Alle diese Herren verließen Rosny, um sich nach der Normandie zu begeben. Als aber der Herzog von Joyeuse zu Verneil anlangte, erhielt er ein Paquet vom Hofe, in welchem man ihm zu wissen machte, daß der König mit der Ligue Frieden geschlossen, und ihm auftrug, die zu seiner Unterstützung gegen die Ligue erst vor zwey Tagen abgegangene Armee gegen den König von Navarra anzuführen. Der Herzog von Joyeuse überbrachte diese Neuigkeit dem Sülly und sagte:

„Nun mein Herr Baron von Rosny, um diesen „Preis werde ich doch wohl Ihre schönen Pferde wohl„feil bekommen, denn der Krieg ist gegen Ihre Relis„gionsverwandten erklärt. Ich bin aber überzeugt, „daß Sie nicht so unvorsichtig handeln, es mit dem „König von Navarra zu halten, und sich zu einer Par„they zu schlagen, die ohnfehlbar verlohren ist, und „wobey Sie ihre schönen Güter zu Rosny einbüßen wer„den.

Sülly kannte den Hof zu gut, um über das gegenwärtige Benehmen desselben nicht zu erschrecken. Mit größter Bestürzung sah er alle die Hindernisse voraus, durch die das Schicksal den König von Navarra zu führen beschloß, ehe er die Größe erreichte, zu der es ihn bestimmte. Da ihm die Prophezeiungen des la Brosse nicht aus dem Gedächtniß kamen, so war die Wiederhohlung derselben die ganze Antwort, die er dem Herzog von Joyeuse gab, und er verlies ihn ganz

trau-

traurig. Der Herzog sagte zu den Herumstehenden: „Das ist ein ganzer Narr, aber er dürfte sich wohl „durch seinen Wahrsager betrogen sehen.“

Süllly eilte zu Heinrich nach Guienne, und blieb vier bis fünf Monathe bey ihm, während dessen sich dieser Prinz anschickte, das Ungewitter abzuwenden, das über seinem Haupte auszubrechen drohte. Er begleitete ihn alsdann nach Montauban, wo die Protestanten häufige Zusammenkünfte hielten, sich über die Parthie zu berathschlagen, die man bey gegenwärtigen Umständen zu ergreifen hätte. Es herrschte aber eine ihrem eigenen Interesse schädliche Uneinigkeit unter ihnen. Die vornehmsten Häupter dachten mehr an ihre eigene Vergrößerung als an die des Königes von Navarra, und überlegten nicht, daß ihr Glück mit dem seinigen so verwebt wäre, daß, wenn dieses scheiterte, auch jenes mit zu Grunde gehen müßte. Der weiseste Rath gewann indessen doch die Oberhand. Der Herzog von Montmorency sagte in einer Versammlung, daß jedermann auf seiner Hut seyn, und zur Vertheidigung sich eiligst gefaßt machen müßte. Süllly bestund bey allen Berathschlagungen auf der Nothwendigkeit, die Macht eines einzigen Regenten anzuerkennen, und die Gewalt durch Theilungen nicht zu schwächen.

Einst beym Weggehen aus dem Rathe, zog Heinrich Süllly bey Seite, und sagte zu ihm: „Herr Baron von Rosny, es ist nicht genug gut zu reden, „sondern noch besser, gut zu handeln. Sind Sie entschlossen, mit mir zu sterben? Es ist nicht mehr genug, ein guter Haushalter zu seyn. Alle Leute von „Ehre und Gewissen, müssen die Hälfte ihrer Güter „aufopfern, um die andere zu erhalten. Ich schmeich-

„le

„le mir, daß Sie einer der Ersten seyn werden, die „mir beystehen, und ich verspreche Ihnen dagegen, daß „Sie jederzeit an meinem Glücke Theil haben sollen. „Nein, nein Sire, antwortete Sülly, ich wünsche „nicht, daß wir mit einander sterben, sondern, daß „wir am Leben bleiben und über unsere Feinde sie„gen; meine gute Oekonomie wird keinen Schaden da„bey thun. Ich habe noch für hundert tausend Livres „Holz zu verkaufen, die ich dazu verwenden will. Sie „werden mir einmahl noch mehr geben, wenn Sie recht „reich sind. Dies wird gewiß geschehen. Mein vor„mahliger Lehrmeister, der den Teufel im Leib hatte, „hat es mir öfters prophezeiht.“ Der König konnte sich über diesen witzigen Einfall des Lachens nicht ent„halten, umarmte ihn herzlich und sagte: „Gut, mein „lieber Freund, reisen Sie immer nach Hause, kom„men Sie nur bald wieder und bringen Sie so viele „von Ihren Freunden mit, als Ihnen möglich ist. „Vergessen Sie nicht auf das Stammholz.“ Auch entdeckte ihm der Prinz, daß er den Plan gemacht ha„be, den Krieg nach Paris oder wenigstens an die Loire zu spielen. Er sagte ihm alsdann noch, daß er zu Angers einige Freunde hätte, und fügte hinzu, er glaube, der Prinz von Condé möchte ihm durch seine allzugroße Hitze schädlicher seyn, als die Catholiken selbst.

Sülly nahm seinen Weg durch Pergerac, einer Stadt in Perigord, wo Philipp von Lénancourt, Car„dinal und Erzbischof zu Reims, Nikolaus Brulard, Marquis von Sillery, nachmahliger Kanzler, und Johann von Angennes, Herr zu Poigny, faßt zu glei„cher Zeit anlangten. Sie waren Deputirte vom Hof an den König von Navarra, um ihm anzukündigen,

daß

daß er sich dem Willen des Königs von Frankreich unterwerfen und die Religion verändern müßte. Herr von Poigny ging den folgenden Tag zu Süllly, sagte ihm die Ursache seiner Reise, und frug ihn, was er davon dächte. Süllly erwiederte, daß bey Heinrich in einer Sache, wo die Religion, der Staat und die königliche Gewalt in so großer Gefahr seyen, bloße Worte nicht hinreichend wären. Poigny zuckte die Schultern, seufzte und sagte: „Ich glaube, daß in „dieser Stadt eine Messe schwer zu erobern ist.“ Süllly verfügte sich mit ihm zu den andern Deputirten, und um sie zu überzeugen, daß die Reformirten friedlicher gesinnt wären als die Catholiken, begleitete er sie in die Messe, die man öffentlich in der Stadt hielt. Alsdann ging er nach Paris, wo er verschiedene Zusammenkünfte mit den Herren von Rambouillet, von Montbazon dem Aeltern, von Aumont, von la Rocheguyon, und Arpentir ꝛc. hatte, die ihm sagten, wenn der König von Navarra in den Gegenden der Loire erschiene, so würde ihm bald eine ansehnliche Zahl getreuer Franzosen nachfolgen. Süllly eilte nach Rosny, um die dem Heinrich versprochene Summe zusammenzubringen. Als er sie bey einander hatte, begab er sich gleich zu ihm. Er stand dabey viele Gefahr aus, indem die catholischen Truppen in den Oertern, wo er durch mußte, vertheilt lagen. Durch seine Verschlagenheit entging er ihren Händen, und kam zu Bergerad bey Heinrich an. Der Prinz umarmte ihn und ließ ihn lange nicht los. Er befand sich damahls in der äussersten Verlegenheit, ohne Truppen, ohne Geld, ohne Hülfe, und sah drey starke Armeen gegen sich anrücken. Die des Herzogs von Mayenne und von Joyeuse machten große Tagereisen, und die des

Mars

Marschalls von Matignon ging ihm auch schon im Kopf herum. Süllv stellte ihm seine mitgebrachten vierzig tausend Livres zu, die ihm große Erleichterung schafften. Sie marschirten auf der Seite von Chatillon und Montsegur, dann gegen Castets, das der Marschall von Matignon belagern wollte. Bey ihrer Ankunft aber änderte er seinen Plan. Nachdem Heinrich um jeden Schritt Landes mit den Catholiken sich herumgeschlagen, und in die Städte, die es mit ihm hielten, Garnison gelegt hatte, zog er sich nach Rochelle zurück, und nahm Süllv mit, der ihm noch sechs tausend Livres vorschoß.

Heinrich III. schämte sich endlich selbst der Rolle, die ihn die Ligue spielen ließ. Er hatte öfters den Gedanken, den König von Navarra rufen zu lassen, und sich mit ihm zu versöhnen. Um die nähmliche Zeit langten die Deputirten der vier catholischen Schweizer Cantons zu Paris an, um über den vor kurzem von ihnen verlangten Beystand Unterhandlung zu pflegen. Der König hatte das Project, die Schweizer gegen die Ligue dienen zu lassen, über die er sehr aufgebracht war. Er glaubte, wenn er sie unter die Truppen, über die er zu disponiren hätte, und unter die des Königs von Navarra steckte, so würde er eine ansehnliche Armee zusammenbringen, der Ligue Ernst zu zeigen. Er schrieb daher an ihn, meldete ihm sein Vorhaben, und bat ihn um einen vertrauten Mann, mit dem er sich über diese Angelegenheit, vorzüglich über den Punkt, wozu man die Schweizer brauchen wolle, besprechen könnte. Auch hatte er seinem Schreiben einen leeren Paßport beygelegt. Heinrich füllte ihn mit dem Nahmen des Baron von Rosny aus, und bat ihn, auf der Stelle abzureisen. Dieß geschah gegen Anfang des

Aprils 1586. Süllh ging nach Saint Maur, wo sich der Hof aufhielt. Den Tag nach seiner Ankunft wurde er dem König vorgestellt. Er sagt in seinen Memoires, daß er die Positur und den seltsamen Aufzug, worin er den König in seinem Kabinete fand, nie vergessen werde. „Er hatte den Degen an der Seite, „einen kurzen Mantel mit einer Kappe über die Schul„tern, eine kleine hutförmige Mütze auf dem Kopf, und „einen Korb mit kleinen Hunden an einem breiten Band „an seinem Halse hängen. Indem er mit uns sprach, „bewegte er weder Kopf, noch Füße, noch Hände. Gleich „mit dem ersten Wort ergoß sich seine ganze Galle über „die Ligue, und seine Heftigkeit gab mir zu erkennen, „daß sie ihn auf das neue beleidiget haben müsse; dann „sprach er von seiner Vereinigung mit dem König von „Navarra, als einer Sache, deren Nutzen er nach sei„nem ganzen Umfange fühle, setzte aber, da ihm im„mer noch einige Furcht anklebte, hinzu, er halte sie „so lange für unmöglich, als der König von Navarra „darauf bestehe, die Religion nicht verändern zu wol„len.“ Süllh antwortete dem König, daß man dieses Auskunftsmittel Heinrich vergebens vorschlüge, denn wenn er es ergriffe, so würde er gegen sein Gewissen handeln.

Wenn er aber auch fähig wäre, es zu thun, so würde es die von Sr. Majestät gehoffte Wirkung nicht hervorbringen, weil der Beweggangsgrund aus dem die Ligue handelte, weder die Liebe zum allgemeinen Wohl, noch die Religion wäre; der König von Navarra würde durch diese übereilte Handlung allen Beystand, den er sich von den Reformirten versprechen könnte, verliehren, ohne deswegen auch nur Einen von der Ligue abzuziehen, und diese Schwachheit würde

de im Gegentheil den Stolz ihrer gemeinschaftlichen Feinde vermehren. Die nähmliche Sprache führte er bey der Königin Mutter, und merkte, daß sie beyde das Gewicht seiner Gründe fühlten, daß sie aber blos die Furcht vor der Veränderung, die ihre Verbindung mit einem protestantischen Prinzen nach sich ziehen könnte noch zurück hielt. Indessen gab er nicht alle Hoffnung auf, sie dahin zu führen, wohin er sie haben wollte.

Er verließ den Hof und ging nach Paris, um sich mit den Schweizerischen Deputirten zu unterreden. Diese tractirte er herrlich, und ließ ihnen Wein die Fülle geben. Sie versprachen ihm hierauf ohne alle Einschränkung zwanzig tausend Mann Hülfstruppen, wovon nur vier tausend in Dauphiné bleiben, und die andern sechzehn tausend zum Dienst und zur freyen Disposition beyder Könige gebraucht werden sollten. Heinrich III. ließ ihm durch verschiedene Herren vom Hofe sagen, daß er noch die nähmlichen Gesinnungen hegte, und daß er recht sehr wünschte, sich mit dem König von Navarra zu vereinigen. Süllly empfing von letzterem fast täglich Depeschen, worin er ihn ermahnte, alles nur mögliche anzuwenden, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, und lieber etwas von seinem Interesse aufzuopfern, damit er nur seinen Endzweck erreichte.

Süllly ging nach Saint-Maur zurück, dem König von Frankreich von der mit den Schweizern getroffenen Einrichtung Rechenschaft zu geben. Der König sagte ihm, daß er Willens sey, sie durch die Gegenden von Paris ziehen zu lassen, und wenn er es nöthig fände, sich ihrer selbst gegen die Ligue zu bedienen. Süllly ahndete alles Ungemach, das daraus entstehen könnte, und drang darauf, daß man den mit den Deputirten

entworfenen Plan befolgen müßte. Er gab auch in diesem Punkt nicht eher nach, bis ihm der König von Navarra ausdrücklich schrieb, er möchte einer so uns bedeutenden Sache den Vergleich nicht aufopfern. Die Folge zeigte es, daß Süllh Recht hatte. Nachdem der Vergleich zwischen beyden Königen geschlossen war, ging er wieder zu Heinrich zurück. Dieser, ungeduldig, so lange zu Rochelle in Unthätigkeit bleiben zu müssen, belagerte mit ohngefähr drey tausend Mann Talmont, eine Stadt in Nieder-Poitu, nahm Süllh mit, und eroberte diesen Platz sehr geschwind. Von da griff er Chizai, eine Stadt in Ober-Poitu an, die er nach einer ziemlich schweren Belagerung einnahm. Süllh gedenkt in seinen Memoires einer dabey vorgefallenen sonderbaren Begebenheit. Madame, Schwester des Königs, schickte ihren Haushofmeister mit einem Billet zu ihrem Bruder. Eine Kugel, die von der Stadt abgeschossen wurde, traf das Pferd von hinten in den Leib, und fuhr durch die Brust wieder heraus, ohne es umzuwerfen. Es blieb eine halbe Viertelstunde aufrecht stehen.

Bey dieser Belagerung trug sich noch ein anderer merkwürdiger Vorfall zu. Ein Officier, der dem König von Navarra sehr wichtige Neuigkeiten mündlich überbringen sollte, näherte sich ihm. Kaum hatte er gemeldet, daß er von den Herrn Clairmont und von Guitry von Meydelberg abgeschickt wäre, als ihn eine Kugel durch den Kopf fuhr, die ihm todt zu den Füssen des Königes streckte. Er brachte eigentlich die Nachricht, daß deutsche protestantische Truppen im Begriff stünden in Frankreich einzudringen, und wollte sich erkundigen, durch welchen Ort und auf welcher Seite sie eindringen sollten. Allein, das dem Offi-

cier wiederfahrne Unglück verursachte, daß der König sich nicht darüber äußern konnte.

Als Heinrich seine Armee um zweytausend Mann, sowohl Cavallerie als Infanterie, verstärkt sah, attaquirte er verschiedene Städte in Ober- und Nieder-Poitu. Fontenai le Comte, die Hauptstadt, kapitulirte auf eine sonderbare Art. Es wurde so unermüdet an den Minen gearbeitet, daß man endlich auf dem Platze der Minirer die Stimme der Soldaten, die die Brustwehren bewachten, hören konnte, und der König von Navarra machte diese Entdeckung zuerst. Er gab sich den Belagerten durch sprechen zu erkennen, die über seine Stimme in diesen unterirdischen Gewölbern so sehr erschracken, daß sie zu capituliren verlangten. Die Vergleichsvorschläge kamen also nur vermittelst dieses sonderbaren Wegs zu Stande, und Heinrich setzte die Puncte selbst auf; sein Ehrenwort war aber in solchem Ansehen bey den Belagerten, daß sie nichts schriftliches verlangten. Geschmeichelt von diesem Verfahren, bewilligte er der Garnison alle kriegerischen Ehrenbezeigungen, und verschonte die Stadt mit der Plünderung.

Sülly erzählt in seinen Memoires eine lustige Begebenheit, die sich bey der Einnahme von Fontenai le Comte ereignete. Eine Frau ließ an dem Tage, an dem die Capitulation geschlossen ward, ein fettes Schwein schlachten. Als sie erfuhr, daß die Garnison die Stadt übergeben hätte, ersann sie eine List, ihr Schwein dem Raube der Soldaten zu entreißen. Sie versteckte ihren Mann, wickelte das todte Thier in Leinwand, legte es in einen Sarg, und lockte durch ihr Wehklagen alle Nachbaren herbey. Die Traueranstalten und die Bahre gaben ihnen zu erkennen, was

die vermeinte Wittwe zu bejammern hatte. Auch die Geistlichen wurden dabey hintergangen. Einer davon begleitete den Leichenzug mit Erlaubnis des Königs mitten durch die Stadt und die Vorstädte auf einen Kirchhof ausser den Mauern. In der folgenden Nacht schickte die Frau einige Leute hinaus, die das Schwein wieder ausgraben und hereinbringen sollten; aber einige Soldaten, die es gewahr wurden, verjagten sie, und bemächtigten sich dieses Fundes. Sie breiteten diese Geschichte in der Stadt aus, und ein Priester, dem es die Frau aus Gewissensangst entdeckte, machte sie ebenfalls bekannt, und jedermann lachte darüber. Auf die Nachricht, daß die Pest zu Rosny wäre, und es fast schon entvölkert hätte, machte Süly von denen vom König von Frankreich während seines Aufenthalts zu Saint-Maur erhaltenen Pässen Gebrauch, sich dahin zu verfügen. Die Frau von Rosny begab sich in einen nahe gelegenen Wald, brachte daselbst zwey Tage und zwey Nächte in ihrem Wagen zu, und flüchtete sich in das der Frau von Champagnon, der Tante ihres Mannes, zugehörige Schloß Huets, nicht weit von Rosny. Süly besuchte sie, und blieb einen Monath bey ihr. Voll Begierde Heinrich Geld zu verschaffen, trieb er seine Holzhändler an, ihm die noch rückständigen vier und zwanzig tausend Livres zu bezahlen. Da man aber die Protestanten auf allen Seiten verfolgte, so befürchtete er, es möchte diese Summe mit all seinen Gütern zum Nutzen der Ligue confiscirt werden, und mußte sich mit zehn tausend Livres begnügen. Nach geendigter Pest brachte er seine Gemahlin nach Rosny zurück, ließ das Schloß reinigen, und ging zu Heinrich der sich noch zu Rochelle aufhielt.

Die

Die Königin Mutter erhob sich nach Poitu, und hatte mit dem König von Navarra verschiedene Unterredungen. Bald suchte sie ihn zu bestechen, bald durch die Vorstellung von den zahlreichen Heeren mit denen die Verbündeten ihn überfallen wollten in Furcht zu setzen, wobey sie versicherte, den Schlag bisher noch von ihm abgewandt zu haben. Sie drang unausgesetzt in ihn, seine Religion abzuschwören. Kurz, sie hatte große Lust, ihm den Beystand der Protestanten zu entziehen, und ihn mit seinem ganzen Anhang zu vernichten. Süllh, der an ihrem gemachten Project zweifelte, und allen ihren Conferenzen mit Heinrich beywohnte, suchte der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Er machte daher mit der Frau von Uzés und Frau von Sauves, die Catharina durch und durch kannten, genaue Bekanntschaft. Um ihre Gedanken besser zu erforschen, stellte er sich, als wenn er das gewiß wüßte, was er blos vermuthete, und beklagte sich, daß die Königin Mutter den König von Navarra durch alle erdenkliche Mittel der Ligue aufzuopfern suchte. Eben genannte zwey Damen gestunden ihm: sie glaubten, die Religion diente der Catharina nur zum Vorwand, und es wäre schon so weit gekommen, daß Heinrich sich nur mit bewaffneter Haud herausziehen könnte; auch versicherten sie ihn, es kränkte sie selbst, die bösen Gesinnungen des geheimen Rathes gegen diesen Prinzen zu bemerken.

Da die Königin Mutter sah, daß sie von Heinrich nichts erhalten konnte, ging sie nach Paris zurück, und der Herzog von Joyeuse rückte an der Spitze seiner Armee nach Poitu vor, nahm verschiedene Plätze weg, und richtete einige Corps von Heinrichs Truppen zu Grunde.

Zwey Brüder des Herrn von Süllh dienten bey der Armee des Herzogs von Joyeuse. Einer von ihnen wollte gerne Rochelle besehen, Süllh wirkte ihm also einen Paßport aus, und begleitete ihn überall.

Da er wußte, daß seine Gemahlin zu Paris wohnte, (wo sie, um den Gefahren, denen alle Calvinisten, besonders in den Kriegsgegenden ausgesetzt waren, zu entgehn, ihren Namen verändert hatte) und daß sie ihrer Entbindung nahe wäre, bat er um einen Paß dahin und erhielt ihn auch. Sie beschenkte ihn gleich bey seiner Ankunft mit einem Sohn, den er ohngeachtet aller genauen Nachstellungen, die man damals gegen die Calviniſten brauchte, von einem Geistlichen in einer reformirten Kirche taufen ließ. Wegen der Unsicherheit in Paris verkleidete er sich, und begab sich durch einen Umweg nach Rosny. Um wieder nach Rochelle gehen zu konnen, änderte er das bereits abgelaufene Datum seines Paßports, und langte ohne widrigen Zufall daselbst an. Er befand sich bey der Bataille von Coutras, einem Flecken in Guienne an den Gränzen von Perigord, bey der Vereinigung der Flüsse Drogne und Lille gelegen, wo er die Artillerie commandirte. Wir wollen der einzelnen Umstände dieser merkwürdigen Bataille nicht gedenken, bey welcher Heinrich den größten Heldenmuth, die ausgezeichnetesten kriegerischen Talente zeigte, und mit einer sehr ungleichen Macht den Herzog von Joyeuse gänzlich schlug, der in der Action blieb. Sie begann den 20. October um neun Uhr des Morgens, und dauerte nur eine Stunde.

Einige Tage nach dieser Schlacht nahm Heinrich Herrn von Süllh in einem Garten bey Seite, und hohlte seinen Rath ein, was nach dieser Begebenheit nun an-

zu-

zufangen wäre. Süllh sagte: er glaubte, daß er mit all seiner Macht schleunig gegen die Quelle der Loire aufbrechen müßte, um daselbst die fremden Hülfstruppen zu erwarten, oder welches auf eins hinausliefe, um ihnen den Durchzug zu erleichtern, indem er sich aller diesseits des Flußes liegenden Städte bemächtigte die mit Ausnahme von Poitiers und Angouleme, welche man seitwärts liegen lassen könnte, nicht schwer zu erobern seyn dürften. Dem König gefiel dieser Vorschlag, und er war Willens ihn zu befolgen. Da er eben Briefe von dem Prinzen von Conti erhielt, der ihm seinen Beystand anbot, so schickte er Süllh zu ihm, den Prinzen zur schleunigen Ausführung seines Vorsatzes zu bewegen. Süllh ging nach Maine, wo er Conti zu finden glaubte; erfuhr aber bey seiner Ankunft, daß er zwey Tage vorher verreist wäre, und seinen Marsch nicht so geheim hätte halten können, daß sein Einverständniß mit den Fremden nicht merkbar geworden wäre; auch ward ihm gesagt, daß man nach seiner Abreise verschiedene Detaschements zur Besetzung der Wege abgeschickt hätte. Um zu dem Prinzen zu kommen machte Süllh einen Umweg über Rosny, und ging nach Neaufne, wo er erfuhr, daß die dem König von Navarra zugesandten deutschen Hülfsvölker, zu Auneau von den Truppen der Ligue gänzlich geschlagen worden wären, und die Schweizer, einem ähnlichen Unglück zu entgehen, sich zwölf tausend Mann stark mit den Liguisten vereinigt hätten; daß Heinrich zu Bearn sey, und seine Truppen in Unthätigkeit wären. Diese traurigen Neuigkeiten überzeugten ihn von der Fruchtlosigkeit seines Unternehmens. Er ging also nach Rosny zurück, wo er zu seiner Sicherheit vorgab, daß er an den öffentlichen Freudensbezeigungen,

die man über die Niederlage der deutschen Truppen zu Auneau anstellte, Theil nehmen wollte. Von da besuchte er seine in der Normandie gelegenen Güter, und nahm sich vor, zu Heinrich zu eilen, sobald er seine Zurückkunft von Bearn innen würde. Er traf ihn zu Bergerad. Sie erfuhren daselbst den Tod des Prinzen von Conde, der den König sehr betrübte. Dieser Neuigkeit folgte bald eine andere, nähmlich die Sperrung der Straßen (Barricades) und die Flucht des Königs aus Paris. So wie Heinrich III. sah, daß sich die Barricaden bis auf funfzig Schritte dem Louvre näherten, wollte er der Gewalt eines wüthenden Volkes entgehn, und schlich sich heimlich durch die Tuillerien und die Vorstadt Montmartre weg, in der Absicht, sich nach Chartres zu begeben.

Der König von Navarra vergaß alles ungerechte Verfahren Heinrich III. in Absicht seiner, und dachte an nichts, als ihn wegen des erlittenen Schimpfes, aus seiner Hauptstadt flüchten zu müssen, zu rächen. Er versammelte seinen Rath, und erklärte, daß er gesonnen sey, den König von Frankreich mit seiner ganzen Macht zu unterstützen, und zu vertheidigen. Alles war seiner Meinung, und versprach ihm Beystand. Auf der Stelle schickte er seinen Secretair an Heinrich III. und ließ ihn versichern, daß er über seine Person und über seine Soldaten zu disponiren habe.

Carl von Bourbon, Graf von Soißons, vierter Sohn Ludwig I. Prinz von Conde, ließ viele Neigung für den König von Navarra blicken, und verlangte seine Schwester Katharina, deren Herz er zu gewinnen wußte, unter dem Vorwand, sich genauer mit ihm zu verbinden, zur Ehe; verbarg aber unter dem Deckmantel der Freundschaft die gehässigsten Absichten

gegen

gegen den König. Da er sah, daß Heinrich den Pabst, den König von Spanien und alle Catholiken zu erklärten Feinden hatte, so hofte er, durch die Vermählung mit Katharina in Heinrichs Gerechtsame einzutreten, und sich mit den ansehnlichen Apanage-Gütern des Hauses von Albert diesseits der Loire zu bereichern. Er beging aber auf einer Reise, die er mit Heinrich nach Bearn machte, einige Unbesonnenheiten, aus welchen der König seine Absichten entdeckte. Ein von Paris eingelaufener Brief überzeugte letzteren von der Gewißheit seiner Muthmaßungen. Man meldete ihm, der Graf von Soisons suche sich blos auf listigen Antrieb der Geistlichkeit mit ihm zu vereinigen, und seine Schwester zu heirathen, damit sie alle Güter des Königs von Navarra an sich reißen könnten; der Graf habe ihnen eidlich versprochen, seine Gemahlin gleich nach der Vermählung nach Paris zu bringen, und die Parthey seines Schwagers zu verlassen, auch hätten sie ihm gesagt, man würde alsdann schon weitere Maasregeln zu nehmen wissen. Dieser Brief erweckte bey Heinrich eine Abneigung gegen den Grafen, die ihn in seinem ganzen Leben nicht mehr verlies. Letzterer, dem nichts als Hoheit und Vergrösserungssucht im Kopf stack, betrachtete Heinrich III. Flucht aus Paris als die glücklichste Begebenheit. Er schmeichelte sich, daß er nun bald von allen seinen Nebenbuhlern befreyt seyn, und sowohl im Rath als am Hofe des Königs unumschränkte Gewalt erlangen würde; both ihm daher seine Dienste an, und machte ihm, um seinen Vorspieglungen größeres Gewicht zu geben, mit einer so großen Anzahl Edelleuten, als er nur aufbringen konnte, und die alle seiner Person ergeben zu seyn schienen, die Cour. Er suchte sie am Hofe des Königs von

Na-

Navarra, und unter dessen eifrigsten Dienern, deren Treue er ohne alles Bedenken Fallstricke legte. Heinrich ließ ihn zwar seine Unzufriedenheit über dieses Betragen nicht merken, hielt es aber seinem Interesse zuträglich, eine vertraute Person um den Grafen zu halten, die auf seine Schritte acht gab, und durch welche er den neuen Plan des französischen Hofes erfahren konnte. Dazu ersah er sich Herrn von Süllly; befahl ihm, den Vorschlägen des Grafen Gehör zu geben und sich gegen ihn diensteifrig zu stellen. Süllly richtete diesen Auftrag so gut aus, daß der Graf von Soißons davon getäuscht wurde, und sich etwas zu gute darauf that, ihn bey sich zu haben. Seine Achtung für ihn verursachte sogar Neid unter den übrigen Edelleuten seines Gefolges. Nachdem Süllly Heinrichs geheime Instructionen erhalten, und alle bey dieser Gelegenheit zu seinem Vortheil dienende Maasregeln mit ihm verabredet hatte, reiste er mit dem Grafen ab.

Soißons, der sich immer mit Chimären speiste, schwatzte Süllly unaufhörlich von dem Ansehen, von dem Glanze und den Ehrenbezeigungen vor, die seiner am Hofe warteten. Er glaubte nicht, daß Heinrich nur den Gedanken hegen könnte, sein Mitwerber zu seyn, und ließ, ohne es selbst zu wissen, seine ganze Abneigung gegen denselben merken. Süllly, der Heinrich aufrichtig liebte, begnügte sich damit, dem Grafen von Soißons zu antworten, wie er voraus sähe, daß die Uneinigkeit der Königlichen Familie, die schon so vieles Unheil in Frankreich gestiftet hätte, das Haus Oesterreich in den Stand setzen würde, die Prinzen untereinander aufzureiben, und sich Frankreichs zu bemächtigen.

Sie

Sie kamen endlich zu Mantes bey Heinrich III. an. Süllly nahm wahr, daß Zorn und Scham über den erlittenen Schimpf in des Königs Seele gewaltig contrastirten.

Er empfing den Grafen von Soißons sehr übel, kehrte sich gegen Süllly und fragte ihn, ob er den König von Navarra verlassen hätte? Diese Frage würde jeden andern verlegen gemacht haben, er zog sich aber sehr geschickt heraus, und antwortete: er könne nicht glauben, sich von diesem Prinzen getrennt zu haben, wenn er Sr. Majestät seine Dienste anböte, und wäre überzeugt, daß der König von Navarra, dessen Interesse mit dem Seinigen so genau verbunden sey, in kurzem das nähmliche thun werde. Diese Antwort gefiel dem König ungemein, er wollte es aber nicht zu erkennen geben, weil er von Leuten umrungen war, die ihn genau ins Aug faßten, und denen man es deutlich im Gesicht lesen konnte, wie vielen Verdruß ihnen diese Antwort verursachte.

Heinrich III. begab sich nach Rouen, wo er durch die Vermittlung der Katharina von Medices, seiner Mutter, einen Friedenstractat unterzeichnete, welcher hauptsächlich dahin ging, zu verhindern, daß die Krone niemahls einem protestantischen Prinzen zufallen könnte. Er fühlte das entehrende dieses Tractats sehr wohl, und wurde alles von seiner Mutter ihm bereitete Uebel, allein zu spät, gewahr. Von dieser Stunde an verlohr er alles Zutrauen zu ihr. Er versammelte die Stände des Reichs zu Blois, und ließ den Herzog von Guise und den Kardinal seinen Bruder, ersteren den 23sten und den andern den 24. December 1588 ermorden. Die Königin Mutter starb den 5ten Jänner darauf in einem Alter von 71 Jahren

Jahren. Sie empfahl ihrem Sohn, sich mit dem König von Navarra zu versöhnen. Die Liguisten geriethen in Wuth, und übten alle Arten von Gewaltthätigkeiten aus. Selbst die Sorbonne ging so weit, die Franzosen von dem Eid der Treue loszusprechen. Viele ansehnliche Städte des Königreichs ahmten der Hauptstadt nach, und ergriffen die Parthey der Ligue.

Süllly ging nach Rosny, wo er in der Nähe war, alles vom Hofe zu erfahren. Wie er glaubte, daß es Zeit wäre, Heinrich Nachricht davon zu geben, begab er sich zu ihm und nahm seinen Weg über Blois, die Lage des Hofes selbst zu erforschen, und gebrauchte alle mögliche Vorsicht, nicht erkannt zu werden. Allein der Marquis von Rambouillet sah ihn auf der Strasse vorbeygehen, und erkannte ihn, ob er sich gleich unter seinem Mantel verbarg. Er schickte ihm nach, seine Wohnung zu erfahren. Der Marquis war ein rechtschaffener Mann, dem das Wohl des Staates ohne Nebenabsichten am Herzen lag. Er wollte diese Gelegenheit benutzen, noch einen Versuch auf das Gemüth des Königs von Frankreich zu machen, und ihn zu bewegen, sich in die Arme des Königs von Navarra zu werfen; ging also zu ihm, sprach mit ihm über diesen Plan und fand ihn so gestimmt, wie er ihn wünschte. Bey Süllys Namen errinnerte sich Heinrich III. daß er dieser Sache wegen von dem König von Navarra schon einmahl an ihn gesandt worden wäre, und befahl dem Herrn von Rambouillet, ihn zu hohlen. Sie überlegten die Maasregeln miteinander, die die Umstände erforderten, und Herr von Rambouillet stellte ihn dem König vor, der ihm seine Gedanken hierüber selbst eröffnete. Nach

den

den vielen Versprechungen, die er bereits gegeben hatte, ohne auch nur Eine zu erfüllen, hielt es Süllh für nothwendig, eine Sicherheitsacte für den König von Navarra zu verlangen. Heinrich III. wollte ihm aber keine ausstellen, weil er befürchtete, sie möchte dem päbstlichen Nuntius oder dem Herzog von Nevers in die Hände fallen, und gestund ihm, daß er gezwungen wäre, ihn selbst auszuliefern, wenn er in Blois entdeckt würde. Da nun Süllh diese Acte nicht erhalten konnte, so bat er um einen Sicherheitspaß, der ihm eine freye Ueberfahrt auf der Loire verschaffte. Man schlug ihm aber auch diese zweyte Bitte, aus gleichen Gründen, ab. Süllh schrieb dieß keiner bösen Gesinnung des Königes, sondern blos seiner Furcht vor dem Nuntius, und dem Herzog, zu. Er sah indessen wohl ein, daß Heinrich, auf Versagung des letztern Artikels, mit seinen Truppen bis Blois vorrücken könnte. Diese Schwierigkeit wurde durch Brigneux, Gouverneur von Beaugency, den Süllh noch vor seiner Abreise sprach, zum Theil gehoben. Gedachter Officier gab ihm seinen Verdruß über das Betragen des Königs zu erkennen, durch welches er sich sowohl um diesen als alle andere Plätze bringen würde; er erboth sich, diesen Ort an Süllh oder jeden andern Officier, dem Heinrich ihn anvertrauen würde, zu übergeben, und setzte hinzu, daß er lieber sein Gouvernement verliehren, und diesem Prinzen als Volontair folgen wollte, als in Beaugency bleiben, wo man seinen Rath verachte. Süllh eilte, Heinrich von seinen Unterhandlungen Bericht zu erstatten. Er hörte ihn zwar mit vieler Aufmerksamkeit an; allein das Benehmen des Königes von Frankreich machte ihn gegen seine Versprechungen mißtrauisch. Er fragte Süllh

öf

öfters mit einer unruhigen Miene, ob der König diesesmahl aufrichtig handle. Er antwortete ihm: er sey davon überzeugt. „So will ich denn, versetzte „Heinrich, seine Städte nicht wegnehmen, „so lang „er redlich mit mir handelt.“ Den nähmlichen Tag hatte er die Stadt Chatelleraud in Poitu erobert. „Gehen Sie zurück, fuhr er fort, und überreichen „Sie ihm Briefe von mir.“ Er ließ dann für Süllh ein Frühstück in sein Kabinet bringen, und ihn die Post nach Blois nehmen.

Heinrich III. der an einer erwünschten Antwort des Königs von Navarra nicht zweifelte, rückte aus Ungeduld mit seinem ganzen Gefolge bis Montrichard vor. Süllh langte sehr spät daselbst an, und ging um Mitternacht zum König, der ihn im Schloß erwartete. Dieser bewilligte alles, unterzeichnete, was man ihm vorlegte, und verlangte, daß Süllh auf der Stelle wieder zurückreisen sollte. Das Gerücht dieses geschlossenen Friedenstraktats zwischen beyden Königen hatte sich schon vor Süllh's Durchreise zu Chatelleraud verbreitet, und die Einwohner waren darüber so vergnügt, daß sie ihn mit Segenswünschen überhäuften.

Heinrich war nicht mehr da. Er, der sich nur auf seinen Degen verließ, war auf die Nachricht, daß ein Detaschement von der Armee der Ligue, in Argenton, einer Stadt in Ober-Poitu, eingedrungen wäre, eiligst auf diesen Platz zumarschirt und zu so gelegener Zeit daselbst angelangt, daß er dieses Detaschement daraus vertrieb, ehe man demselben mit einem Entsatz zu Hülfe kommen konnte. Die Strapatzen verschiedener Reisen, die Süllh in so kurzer Zeit gemacht hatte, zogen ihm ein anhaltendes Fieber zu, und er mußte

zwölf

zwölf ganzer Tage das Bett hüten. Während dieser Zeit brachten die beyden Könige ihren Traktat zu Stande. Er wurde zu Pleſſis-les Tours unterzeichnet und Herr Dypleſſis-Mornay hatte die Artikel dazu entworfen. Dies verdroß Süllv, der ſo viele Mühe darauf verwandt hatte und dieſer Ehre ſich jetzt beraubt ſah. Man kam überein, daß Seaumur der Sicherheitsplatz ſeyn ſollte, und Herr Dypleſſis-Mornay erhielt das Gouvernement darinn. Süllv erzählt in ſeinen Memoires, daß er ſich damahls laut über ihn und ſelbſt über Heinrich beklagt hätte, daß er einem andern die Früchte ſeiner Arbeit genießen ließe. Graf von Soiſſons, Couſin des Königs von Navarra, wollte dieſen Umſtand benutzen, ſich Süllv zum Freunde zu machen; und die zwey Brüder deſſelben ſuchten Süllv durch die lebhafteſten Vorſtellungen zu bewegen, ſich ganz dem König von Frankreich zu ergeben. Er kannte den Grafen von Soiſſons zu gut, um ſeine Anerbiethungen anzunehmen. Heinrich III. beſaß auch einen viel zu wankelmüthigen Charakter, als daß man auf ihn bauen konnte, und Süllys Liebe zu dem König von Navarra war viel zu groß, und machte es ihm unmöglich, ihn zu verlaſſen.

Die beyden Könige mußten ſich ihrer Unternehmungen wegen mündlich mit einander verabreden. Der König von Navarra gieng durch Pleßis-les Tours zu Heinrich den III. Da er ein beſtändiges Mißtrauen in dieſen Monarchen ſetzte, hielt er bey einer zwey Meilen von Pleſſis gelegenen Mühle ſtill, und fragte ſeine Begleiter, was ſie wohl von ſeinem Vorhaben dächten, und da er bemerkte, daß Süllv ſchwieg, wandte er ſich zu ihm und ſagte: „Sie ſprechen nicht „ein Wort. Was iſt denn Ihre Meinung? Süllv

„versetzte: obgleich der Schritt, den Ew. Majestät jetzt „thun, vielleicht nicht ganz ohne Gefahr seyn möchte, „weil der König von Frankreich Ihnen weit überlegen „ist, so halte ich doch die gegenwärtige Gelegenheit „für eine von denen, wo man etwas dem Ohngefähr „Preis geben, und sich damit begnügen muß, alle er„denkliche Vorsicht die die Klugheit darbiethet, anzu„wenden.“ De Thou erzählt: Heinrich habe öfters selbst gesagt, daß er nie anders in das Cabinet des Königs von Frankreich kommen könnte, als mitten durch eine Spalier gegeneinander stehender Armeen. Er verweilte noch einige Augenblicke, wandte sich dann gegen sein Gefolg und sagte: „kommen Sie, „kommen Sie, der Entschluß ist gefaßt, man muß „nicht mehr daran denken.“

Der König von Frankreich war dem Könige von Navarra ins Freye entgegen gegangen. Die Freude über diese so sehr gewünschte Vereinigung hatte eine so große Menge Volks herbeygezogen, daß beyde Könige fast eine halbe Viertelstunde auf funfzig Schritte weit von einander entfernt stunden, ohne sich nähern zu können. Endlich umarmten sie sich beyde mit einer wechselseitigen Zufriedenheit. Diese Zusammenkunft geschah den 30. April 1589 um Ein Uhr Mittags. Sie nahmen zusammen den Weg nach Tours, und als sie auf der Brücke la Motte, die eine Viertelsmeile davon liegt, anlangten, sagte der König von Navarra zu Heinrich III. Faßen Sie Muth Monseigneur, Zwey Heinriche wiegen einen Carl auf. Er zielte damit auf den Herzog von Mayenne, der Carl hieß. Zu Tours langten sie unter dem Freudengeschrey des Volkes an. Der König von Navarra blieb nur eine Nacht, und ging nach Maillé zurück, wo er sein

Stand-

Standquartier hatte. Der Herzog von Mayenne griff Tours an, und machte Anstalt zur Belagerung. Heinrich eilte der Stadt zu Hülfe; der Herzog wich zurück. Süllv erhielt Befehl, an der Spitze von sechs hundert Reitern Chartres zu besetzen, dessen sich die Truppen der Ligue bemächtigen wollten. Unterwegs erfuhr er, daß sich in der Gegend vier hundert feindliche Reuter aufhielten, theilte deswegen seinen Trupp ab, schickte drey hundert Mann auf die Seite von Chartres, behielt drey hundert zurück, und suchte die feindliche Parthey auf. Er fand sie, kam mit ihr ins Handgemenge, und zwang sie nach einem hartnäckigen Widerstand die Flucht zu ergreifen.

Ein Courier brachte Süllv die Nachricht, seine Gemahlin sey gefährlich krank. Sogleich reiste er in Gesellschaft des Herrn von Orthomann, ersten Leibarztes des Königs von Navarra, welcher ihn auf des letztern Befehl begleitete, nach Rosny. Sein älterer Bruder, der für die Ligue war, und von seinem Hause, worinn seine Gemahlin krank lag, Besitz genommen hatte, beging die Grausamkeit, ihm den Eingang zu verwehren, und ließ die Brücke aufziehen. Süllv schmerzte dieses Verhalten eines Bruders ausserordentlich. Er faßte den Entschluß ins Schloß zu dringen, oder sein Leben aufzuopfern, und ließ eine Leiter gegen die Mauer ansetzen. Sein Bruder, der so viele Standhaftigkeit nicht erwartete, ließ endlich die Thore öffnen. Er fand seine Gemahlin in äusserster Schwachheit. Alle angewandten Mittel blieben fruchtlos, nach vier Tagen gab sie ihren Geist auf.

Der Verlust einer so zärtlich geliebten Gattin versenkte ihn in eine solche Niedergeschlagenheit, daß er an nichts mehr Freude fand. Selbst das Glück der

Waffen beyder Könige war ihm gleichgültig. Er erwachte, wie aus einem Traum, als er hörte, daß sie Paris belagert hielten. Endlich verließ er einen Ort, wo ihn alles an seinen Schmerz erinnerte, und ging zur Armee. Es schien ihm Balsam für sein verwundetes Herz zu seyn, sich den größten Gefahren der Schlacht auszusetzen, besonders in jener Ebene, die man Prés aux Clercs nennt. Wie Heinrich es gewahr wurde und sah, daß Marignon sein Stallmeister, dem er es verschiedenemahle sagte, sich nicht getraute, ihn aus der Gefahr zu reißen, so befahl er ihm, zu melden, er wolle mit ihm sprechen. Heinrich hatte kaum zu reden angefangen, als er durch die Ankunft eines Edelmanns unterbrochen wurde, der ihm etwas ins Ohr flüsterte, und ihn sogleich verließ. Heinrich erschrack darüber, ließ Süllly auf das neue zu sich rufen, erzählte ihm, daß der König von Frankreich mit einem Messerstich gefährlich verwundet worden wäre, und reiste eiligst nach St. Cloud, wo derselbe im Quartier lag. Er näherte sich dem Bette Heinrich III. der ihm sagte: er glaube nicht, daß seine Wunde gefährlich sey, und hoffe, Gott werde seine Tage verlängern, um ihn in den Stand zu setzen, ihm noch neue Beweise seiner Zuneigung geben zu können. Als der König von Navarra sah, daß Heinrich III. nicht tödtlich verwundet war, ging er nach Meudon in sein Standquartier zurück. Süllly, der ihn begleitet hatte, begab sich in sein Appartement und ließ sich zu essen bringen. Kaum war er an der Tafel, so langte der Sekretair Heinrich IV. Nahmens Feret, an und sagte ihm: „Mein Herr, der König von Navarra, der „in diesem Augenblick vielleicht schon König von Frankreich ist, verlangt Sie eiligst zu sprechen.“ Süllly

ging

ging ohne Verzug mit Feret nach dem Schloß, der ihm unterwegs entdeckte, der Leibarzt des Königs von Frankreich hätte seinen eigenen Bothen an den König von Navarra gesandt, ihm die Nachricht zu hinterbringen, daß er keinen Augenblick zu verliehren hätte, wenn er den König noch am Leben finden wollte. Süllh erschien vor Heinrich, und dieser fragte ihn um Rath, wie er sich bey den gegenwärtigen Umständen verhalten sollte. Süllh sagte: er würde freylich viele Schwierigkeiten antreffen, er müsse sich aber mit Muth und Klugheit waffnen und eine nach der andern zu überwinden suchen; denn selbst Sachen, die unmöglich schienen, würden demjenigen leicht, der die Gelegenheiten und die Fehler anderer zu benutzen wüßte. Heinrich erwiederte, daß er die nähmlichen Gesinnungen hegte. Sie kamen mit einander überein sich auf der Stelle wohl bewaffnet nach St. Cloud zu begeben, gebrauchten indessen die Vorsicht ihre Waffen zu verbergen. Bey ihrer Ankunft daselbst hörten sie, daß der König sich besser befände. Als sie gegen das Schloß kamen, rief eine Stimme: „Ach Gott wir sind „verlohren.“ Heinrich ließ den Mann der diese Worte ausgeruffen hatte aufsuchen. Als er herbey kam, sagte er: „Ach, der König ist tod.“ Heinrich that verschiedene Fragen an ihn, denen er Genüge leistete, indem er ihm das Ende Heinrich III. umständlich beschrieb. Als der König von Navarra sich dem Schlosse näherte, warf sich die schottische Garde ihm zu Füssen und rief: „Nun Sire, jetzt sind Sie unser König „und unser Herr.“ Kurz darauf bezeigten die Herren von Biron, Marschall von Frankreich, von Bellegarde, Oberstallmeister, von D, Gouverneur von Paris und Oberintendant der Finanzen, von Chateauvieux

und Dampierre und viele andere ebenfalls ihre Unterwürfigkeit, und erkannten ihn als König von Frankreich. Heinrich IV. fühlte das Kritische seiner Lage. Seine ersten Befehle gingen also dahin, daß jedermann zur Erfüllung seiner Pflicht bereit seyn, und daß man allem Aufruhr vorbeugen sollte. Dann kehrte er sich gegen den Herrn von Süllh, und verlangte von ihm auf eine freundschaftliche Art, daß er in das Quartier des Marschalls von Aumont gehn möchte, um die Neuigkeit von dem Tode Heinrich III. unter den Truppen zu verbreiten, jedoch mit aller möglichen Vorsicht, damit er sich dieselben noch näher verbände; dann dem Marschall anzudeuten, daß er mit den französischen Garden reden, und ihre Officiers bewegen sollte, ihm diesen Nachmittag ihre Ergebenheit zu bezeigen und daß er endlich den Adel ebenfalls dazu vermögen sollte; dem er noch beyfügte, daß er ein wachsames Aug auf seine Leute haben möchte, um sie im Gehorsam zu erhalten. Heinrich suchte alle fremde Mächte zu gewinnen, von denen er Hülfe hoffen konnte. Er schrieb nach Deutschland, England, Flandern und Venedig, den Tod Heinrich III. und sein Recht auf die Französische Krone bekannt zu machen.

Süllh stellte ihm vor, daß es sehr rathsam für ihn sey, sich des Platzes Meutan in Isle de France zu bemächtigen, der bey dieser Gelegenheit von großer Wichtigkeit, und dessen Gouverneur Saint-Marc den Liguisten sehr ergeben wäre. Er bewies ihm zugleich die Leichtigkeit dieses Unternehmens. Der König billigte seinen Vorschlag, und Süllh ging nach Meutan. Er ließ Saint-Marc sagen, er hätte über wichtige Sachen mit ihm zu sprechen. Der Gouverneur begab sich zu ihm, und während daß ihn Süllh unter-

unterhielt, gieng Aumont, der davon schon unterrichtet war, mit einem Trupp auserlesener Leute, über die Brücke der Stadt, machte von dem ersten Eindruck der Ueberraschung Gebrauch, bahnte sich einen Weg bis in das Schloß, jagte die Garnison heraus, und bemeisterte sich desselben. Der König both Süllh das Gouvernement dieser Stadt an, der es aber ausschlug, weil er ihn in seiner jetzigen kritischen Lage, wo er alle seine getreuen Diener nöthig hatte, nicht verlassen wollte. Der Herzog von Evernon, nebst vielen andern katholischen Herren, wurden ihm abtrünnig, und eine große Menge Soldaten folgten ihrem Beyspiel. Er hatte also fast keine Truppen als die mitgebrachten, und konnte die Belagerung von Paris nicht fortsetzen, so daß Herz des Königreichs zurückzuziehen. Tausend Gefahren drohten ihm in der Gegend von Paris. Sein Vorfahrer wurde ermordet, ob er gleich ein Katholik war, und eine mächtige Armee commandirte.

Man schmiedete Complotte gegen Heinrich IV. man schliff Dolche, und die Mörder stunden ihm vielleicht zur Seite. Er zog sich zurück und eroberte auf seinem Marsch verschiedene kleine Plätze. Süllh, sein Begleiter, machte einen Versuch auf Louviers, aber er gelang nicht, weil er zu wenig Leute dazu hatte.

Heinrich IV. bemeisterte sich noch verschiedener kleiner Städte in der Normandie, und da er sah, daß der größte Theil der Einwohner dieser Provinz gutgesinnt gegen ihn war, so beschloß er, da zu bleiben, und Rouen zu belagern. Er nahm Darnetal weg, das nur eine Viertelmeile davon liegt, als er erfuhr, daß der Herzog von Mayenne ihn mit einer fürchterlichen Armee aufsuchte. Hierauf schickte er Süllh mit funfzig Reuter ab, die feindliche Armee zu recognosciren,

die dieser in der Gegend von Mante, auf seinen Gütern herum gelagert antraf. Er postirte sich in seinen Wald, und beobachtete sie. Dann gab er dem König Nachricht, daß sie aus fünf und zwanzig tausend Mann zu Fuß und acht tausend zu Pferd bestünde. Heinrich, der dieser furchtbaren Armee nur ohngefähr drey tausend Mann entgegen stellen konnte, traf alle mögliche Vorsicht, und faßte den Entschluß sich auf den Fall zu schlagen, wenn ihn Mayenne angreifen würde. Er nahm seinen Stand vor Arques, und verschanzte sich daselbst so gut wie möglich.

Süllly, der bey ihm war, erzählt: er habe in dem Augenblick, wo jedermann für ihn zu verzweifeln schien, eine so heitere Miene, und so viel gemäßigtes Feuer gezeigt, daß es den Soldaten als etwas übernatürliches vorkam, und ihnen eine gleiche Unerschrockenheit einflößte. Den 20. September 1589 um zehen Uhr des Morgens ließ der Herzog von Mayenne die Laufgräben eröfnen. Die genauen Umstände dieser merkwürdigen Schlacht, sind schon von so vielen Geschichtschreibern erzählt worden, daß wir es für überflüßig halten, ihrer hier zu erwähnen. Heinrich IV. war schon um eilf Uhr des Morgens Sieger. Nach dem Sieg schrieb er an Crillon in folgenden Ausdrücken:

„Hänge dich tapferer Crillon, wir haben uns zu
„Arques geschlagen, und du bist nicht dabey gewesen.
„Adieu braver Crillon, ich liebe dich, ich weis selbst
„nicht warum.“

Heinrich IV. unterwarf sich verschiedene Städte in der Normandie, und belagerte Dreux.

Der durch ansehnliche Hülfsvölker von dem König von Spanien verstärkte Herzog von Mayenne beschloß, die Belagerung aufzuheben, in dieser Absicht, näherte

er

er sich Mante, und ging über die Seine. Hievon benachrichtiget, hob der König von Navarra die Belagerung von Dreux ebenfalls auf, nahm seinen Stand zu Nonamourt, und rückte sodann an den Ufern des Flusses Eure vor. Die Feinde hielten dieß für Flucht, und zwangen den Herzog von Mayenne, ihm nachzusetzen, und eine Schlacht zu liefern. Darauf schrieb der König an Süllh, den er nach Passi, ihn zu beobachten, gesandt: er möchte sich schleunig bey ihm einfinden. Der Brief schloß sich: „Ich beschwöre Sie, „mit so vielen Leuten zu mir zu kommen, als Ihnen „möglich ist. Bringen Sie vorzüglich Ihre eigene und „die zwey Compagnien Scharfschützen zu Pferd von „Badet und James mit, die ich Ihnen zurückgelassen „habe, denn ich kenne sie, und will mich ihrer bedienen."

Süllh kam so geschwind, daß er noch anderthalb Stunden vor der Schlacht eintraf. Den folgenden Tag des Morgens, es war der 14. März 1590 stellten sich die zwey Armeen in der Ebene von Ivri in Schlachtordnung. Nach gemachten Anstalten befahl der König dem Süllh, ihm zu folgen, damit er, wie er sich ausdrückte, seinen Beruf lernen könnte. Bald darauf ging die Action vor sich, und in weniger als einer halben Stunde, war die Armee des Mayenne geschlagen, obgleich Heinrich IV. den dritten Theil weniger Leute hatte.

Süllh empfing in dieser fürchterlichen Schlacht fünf Wunden, eine am dicken Bein, die zweyte an der Hand, und die dritte durch einen Pistolenschuß, wovon ihm die Kugel durch die Hüfte eindrang und durch den Unterleib wieder herausging. Er würde sein Leben dabey eingebüßt haben, hätte ihm nicht sein

Stallmeister Marignan ein anderes Pferd gebracht, welches er nur mit vieler Anstrengung besteigen konnte. Beym zweyten Angriff wurde ihm sein Pferd unterm Leib getödtet, und im nähmlichen Augenblick bekam er einen Pistolenschuß in den Schenkel und einen Degenhieb über den Kopf. Dieß nahm ihm die Besinnungskraft. Als er wieder zu sich kam und niemand um sich sah, glaubte er, der König habe die Schlacht verlohren. Er hatte weder Helm noch Harnisch mehr; sie waren währender Action in Stücken gehauen worden.

In dieser traurigen Lage sah er einen feindlichen Reuter auf ihn zukommen. Zu seinem Glück befand er sich in der Nähe eines Birnbaums. Er kroch hin und bedeckte sich mit den ganz niedrigen Zweigen desselben so gut, daß ihn die Hiebe des Reuters nicht treffen konnten. Endlich ward es dieser müde, immer um den Baum herumzugehen, und eilte aus Furcht, es möchte jemand dem Herrn von Süully zu Hülfe kommen, davon. Einer, Nahmens Rocheforet, der nach der Hand in seine Dienste kam, ritt kurz darauf vorbey. Süully both für seinen Klepper dreyßig Thaler. Der Handel wurde geschlossen. Kaum hatte sich Süully auf das Pferd geschwungen um von dem Schicksal der Schlacht Erkundigung einzuziehen, so erblickte er auf einmahl sieben Feinde die gerade auf ihn zukamen und ihn mit unvermeidlichem Tode bedrohten. Sie schrien: wer da? Er nannte sich, und war schon im Begriff sich zu ergeben. Seine Verwunderung stieg aber auf das höchste, als vier von ihnen, anstatt ihn anzugreifen, sich um ihn herstellten und ihn bathen, sie selbst als seine Gefangene anzusehen und ihnen das Leben zu retten. Er konnte sich von seinem Erstaunen nicht erhohlen, daß vier bewaffnete und gesunde Leute

sich

sich einem Manne wie er, ohne Waffen ganz mit Blut bedeckt, und der sich kaum aufrecht halten konnte, erhaben, und traute fast seinen Augen nicht. Seine Gefangenen erzählten ihm, der König habe den Herzog von Mayenne gänzlich geschlagen, und sagten ihre Nahmen. Es waren die Herren von la Chataigneraie, von Sigogne, von Chanteloup und von Anferville. Sie sagten ihm, der König verfolgte die Geschlagenen, und sie hätten sich bey dem Unvermögen ihrer Reuter, sie aus der Gefahr zu ziehen, aus Furcht in noch schlimmere Hände zu fallen, ihm ergeben. Sigogne both ihm zugleich die weiße Fahne der Compagnie des Herzogs von Mayenne an, um ihn zu überzeugen, daß er sich als seinen Gefangenen betrachte. Die drey andern feindlichen Reuter, nähmlich der Herzog von Nemours, der Ritter von Aumale und Tremont bathen ihn, sich ihrer Cameraden anzunehmen, und als sie ein Detaschement der königlichen Armee auf sie zukommen sahen, nahmen sie eiligst die Flucht, und verschwanden aus seinen Augen. Süllh ging mit seinen Gefangenen auf ein Schweizer Bataillon zu und ersuchte einen von den Oberpagen des Königs, der ihm begegnete, ihm die Fahne des Herzogs von Mayenne abzunehmen, die ihm zu beschwerlich wurde. Er fand alsdann die sichersten Kennzeichen des von dem König erfochtenen Sieges. Das Schlachtfeld war von fliehenden Liguisten und Spaniern bedeckt. Der Anblick der weißen mit schwarzen Lilien gesticksten Fahne, die man für die der Guisen erkannte, weil sie zum Andenken der schauderhaften Bartholomäusnacht eine solche führten, zog aller Augen auf sich, und da man sie für eine ehrenvolle Beute hielt, so wollte sie jeder haben. Der Graf von Torigny, die

Her-

Herren von Chambray, von Archant, von Rolet ꝛc. waren die ersten. Süllh näherte sich ihnen, und da er vor Staub und Blut, womit er bedeckt war, nicht erkannt zu werden glaubte, so sagte er, wer er wäre. Der Graf von Torigny erkannte la Chataigneraie, seinen Verwandten, besorgte aber Süllh möchte im gegenwärtigen Zustand seine Gefangenen vor übler Begegnung nicht schützen können, und bath daher unter seiner Bürgschaft um dessen Loslassung. Kaum hatten sie Süllh verlassen, als drey Mann von der Compagnie von D, die unter der Garde Heinrich III. waren, Chataigneraie gewahr wurden, sich ihm näherten, und einen Pistolenschuß nach ihm thaten, der ihn tödtete, wobey sie ausriefen: „Ha! Verräther deines „Fürsten, Du kannst Dich noch freuen über die Er„mordung Deines Königs, und bey seinem Tod eine „grüne Schärpe tragen.“

Süllh ward bald von einer Menge Officiers und Soldaten umringt, die alle sein Glück beneideten. Herr von Andelot, einer von den Söhnen des Admirals Boligny, drang durch den Haufen, und wollte sich der weißen Fahne des Herzogs von Mayenne bemächtigen; da man aber ankündigte, die Feinde versammelten sich wieder, so nahm er auf eine ungestüme Art die Flucht, und sagte dem Pagen, der die Fahne hielt, er möchte sie für ihn aufbewahren. Wie sich Süllh aus dem Gedränge sah, stellte er sich mit seiner Beute an die Spitze des Regiments von Vignolles, das sich in der Schlacht so viele Bewunderung erwarb, und da er keinen Ueberfall mehr befürchtete, ließ er einen Wundarzt holen nach seiner Wunde zu sehen, dann ging er nach Anet, wo er sich das erstemahl verbinden ließ. Marschall von Biron, der dem

Kö-

König das unter seinem Kommando stehende Corps de Reserve zuführte, erfuhr seine Ankunft zu Anet, besuchte ihn, und blieb einige Zeit bey ihm.

Nach des Marschalls Abreise langte Herr von Andelot zu Anet an, drang von fünf bis sechs Kürassieren begleitet in Süllys Zimmer, verlangte mit trotziger, ja sogar drohender Miene eine Erklärung von ihm und wollte, bey Erblickung der oben an seinem Bette stehenden weißen Fahne, dieselbe wegnehmen.

Süllv, der ihn bis jetzt mit aller Güte zu besänftigen gesucht hatte, veränderte die Sprache, und beyde wurden hitzig. Herr von Andolet brach in die heftigsten Drohungen aus. Sein Geschrey zog funfzehen bis zwanzig Reiter von der Compagnie des Herrn von Süllv herbey, die alle bewafnet waren. Nun gab er etwas nach, und befahl dem Sigogne, einem von Süllys Gefangenen, ihm zu folgen, der es aber abschlug und ihm die Ungerechtigkeit seiner Forderungen begreiflich zu machen suchte.

Folgenden Morgen ließ sich Süllv zu Wasser nach Passi bringen, in der Absicht nach Rosny zu gehn, um seine Wunden heilen zu lassen.

Bey seiner Ankunft zu Passi erfuhr er, ein Theil der Soldaten seines Gefolges und seine Bedienten hätten mit allen seinen Sachen die Flucht ergriffen. Sie wußten nicht, wie es um ihren Herrn stund, und waren durch das falsche Gerücht, von des Königs Verlust furchtsam gemacht worden. Aus Furcht von ihrem Herrn Vorwürfe zu bekommen, hielten sie sich versteckt. Er ließ sie aufsuchen, sie schämten sich aber ihrer bewiesenen Feigherzigkeit wegen, reißten die folgende Nacht ab, und Süllv erfuhr nie, wie es ihnen weiter ergangen ist. Sie ließen ihre Bagage und vier Pferde zu-

rück,

rück, die man verkaufte und das daraus gelößte Geld unter ihre verwundeten Kameraden vertheilte.

Süllly außer Stand ein Pferd zu besteigen, ließ sich eiligst eine Art von Brancard aus Baumästen und Faßreifen machen, und nahm seinen Weg über Beurons. Wir wollen Süllly seinen Marsch selbst erzählen lassen: „Ma„rignan, ein lustiger Bursche voller Einfälle, hielt es für „gut diesem Marsch das Ansehen eines kleinen Triumphes „zu geben. Zwey Stallknechte, die zwey meiner schön„sten Pferde an der Hand führten, eröffneten den Zug. „Auf diese folgten meine Pagen, wovon einer jenes „Pferd ritt, das in der Schlacht drevmahl verwundet „und das viertemahl zu Boden geschlagen, sich ohne „Sattel wieder aufhob, und glücklicher Weise auf dem „Schlachtfeld von dreyen meiner Scharfschützen wieder „erkannt wurde. Dieser Page trug meinen Küraß und „die Fahne des Herzogs von Mayenne. Der andere „meine Armschilde und meinen Helm. Alles war so „zerhackt und zerschlagen, daß es zu keinem Gebrauch „mehr diente. Mein Stallmeister der Erfinder dieser „komischen Anstalt marschirte hintennach mit verbunde„nen Kopf, den Arm in einer Binde. Hierauf kam „mein Kammerdiener Mareines auf meinem englischen „Zelter, in meinem orangefarbenen sammtnen Reise„rock mit silbernen Trotteln, und hielt einen Büschel „Splitter von meinen Pistolen, Trümmer von meinem „Degen, und Streifen von meinen Federbüschen als „Siegeszeichen in der Hand. Dann folgte der Bran„card, worinn ich nur mit einem Tuch bedeckt lag, auf „welches man die sammtnen Reitröcke meiner Gefange„nen nebst ihren Federbüschen, Pistolen und Degen an „den vier Ecken angeheftet hatte. Die Gefangenen „folgten meinem Wagen, dann kamen meine übrigen

„Be=

„Bedienten, und hinter diesen meine Compagnie Gens=
„d'armes in Reihe und Gliedern. Zwey Compagnien
„Scharfschützen von James und von Badet schloßen den
„Zug. Sie waren so übel zugerichtet, daß man nichts
„als verbundene Köpfe und Arme in Binden sah. Ei=
„nige dieser tapfern Krieger mußten sogar getragen wer=
„den.“

„Als wir auf dem Hügel von Beurons ankamen,
„sahen wir die ganze Ebene mit Pferden und Hunden
„bedeckt, und endlich den König selbst, der nach einem
„kleinen Mittagsmahl von Rosny, wo er über Nacht
„geblieben war, nach Mante zurückkehrte, — und in
„meinem Kaminiengehäge jagte. Das Schauspiel un=
„seres Zuges schien ihm Vergnügen zu machen. Er fand
„die Anordnung gut und lachte über die Eitelkeit des
„Marignan, der die Ehre hatte dem Prinzen dadurch
„bekannt zu seyn, weil sein rechtschaffener Vater sich
„bey der Einnahme von Caure ausgezeichnet hatte. Der
„König näherte sich meinem Brancard, und würdigte
„mich, mir im Beyseyn meines ganzen Gefolges, sol=
„che Beweise von Theilnahme zu geben, die ein Freund
„dem andern, wenn es mir erlaubt ist, mich dieses
„Ausdrucks zu bedienen, nur immer geben kann. Außer
„Stand, mich zu seinen Füßen zu werfen und meine
„Dankbarkeit zu bezeigen, versicherte ich ihm so gut ich
„konnte, daß ich mit Freuden tausendmal mehr für sei=
„nen Dienst erdulden wollte. Er ließ sich von allen
„meinen in der Schlacht bestandenen Abentheuern ge=
„nauen Bericht erstatten, und fragte mich mit zärtli=
„cher Unruhe, ob alle meine Wunden so beschaffen wä=
„ren, daß ich zu ihrer Heilung Hoffnung hätte, oder
„wenigstens nicht verstümmelt würde, welches er fast
„für unmöglich hielt, da er wußte wie ich gestürzt, ge=

„quetscht

„quetscht und von Pferden getreten worden war. Als „er hörte, ich hätte nichts zu befürchten, fiel er mir „um den Hals, kehrte sich gegen die Prinzen und Gro„ßen seines Gefolges, und sagte laut, daß er mich mit „dem Titel eines ächten und biedern Ritters beehre: „Aus Furcht ich möchte zuviel reden, endigte er diese „schmeichelhafte Unterhaltung mit seiner gewöhnlichen „Versicherung, daß ich an allen Glücksgütern, die „ihm der Himmel zuschicken würde, Theil haben sollte, „und ohne mir Zeit zu lassen ihm zu antworten, ent„fernte er sich, mit den Worten: Adjeu mein Freund! „bleiben Sie gesund, und sind sie versichert, daß Sie „einen guten Herrn an mir haben. Man sieht wohl „Fürsten, die fähig sind, treue Dienste zu erkennen „und zu belohnen, aber selten nimmt diese Denkungs„art zu oder beschäftigt sich bey glücklichen Ereigniß„sen.“ —

Heinrich IV. konnte nicht von allen Vortheilen der Schlacht bey Ivri Gebrauch machen. Seine Armee ward aufrührisch, vorzüglich die Schweitzer, die nicht eher marschiren wollten, bis man ihnen den schuldigen Sold bezahlte. Der König hatte kein Geld, und wußte sich keines zu verschaffen. Er ging nach Maute, wo sich der Oberintendant der Finanzen von D befand, und zwang ihn, die eingehobenen Summen auszuliefern, deren er sich zu Besänftigung seiner Truppen bediente. Während seines Aufenthalts daselbst, brachte von Andelot seine Klage gegen Sülly in Betreff der Schärpe des Herzogs von Mayenne an. Der König war so gnädig, mit ihm nach Rosny zu gehn, um beyde Theile zu hören. Von Andelot wurde daselst durchgehends getadelt, und von den vornehmsten Officiers so darüber aufgezogen, daß er aus Verdruß bey des Königs Armee

ab=

abdankte, und zu den Liguisten überging. Da Süllv erfuhr, der König habe das Gouvernement von Mante einem katholischen Offizier übertragen, da er doch selbst darum angehalten, beklagte er sich, und zwar auf eine bittere Weise darüber. Aber die Zukunft belehrte ihn, daß der Monarch aus politischen Ursachen nicht anders handeln konnte. Auf die erhaltene Nachricht Heinrich IV. wollte Paris belagern, begab er sich zur Armee, ob gleich seine Wunden noch nicht geheilt waren. Er trug seinen Arm in einer Binde, und konnte nur auf zwey Krücken gehn. Der König empfing ihn sehr gnädig, und befahl ihm, sich nicht von ihm zu entfernen. Er nahm ihn mit nach Montmartre, wo er Posto faßte, um denen, die Hülfe nöthig hatten, geschwind beystehn zu können. In der Nacht ließ er alle Vorstädte angreifen, und seine Truppen bemeisterten sich derselben. Sie blockirten die Stadtthore und ließen niemand hinein. Bald darauf empfanden die Einwohner alle Schrecken der Hungersnoth.

Der König erfuhr, daß der Herzog von Parma Paris mit einer fürchterlichen Armee zu Hülfe eilte, er hob also die Belagerung auf, ging ihm entgegen, und zwang ihn, durch unaufhörliches Harceliren, sich zurückzuziehen. Süllv begleitete den König überall, und ward selbst die Triebfeder, daß die königlichen Truppen sich Gisors bemächtigten. Er bemühte sich einen Edelmann von seiner Compagnie dahin zu bringen, mit seinen Vater, der sich an diesem Orte befand, die Uebereinkunft zu treffen, daß er den Truppen des Königs die Thore öffnen ließ. Süllv bath den König nochmahls um das Gouvernement dieser Stadt, es wurde aber auf Fürsprache des Herzogs von Tevers und von D., einem Katholicken, gegeben. Er beklagte sich bey dem Monar-

chen. Dieser speißte ihn blos mit den Worten ab: „Ich sehe wohl, daß Sie jetzt aufgebracht sind, wir wol„len also ein andermahl davon sprechen.“

Süllh begab sich ohne weiter ein Wort zu reden auf der Stelle hinweg, und der König sagte zu den Umstehenden: „man muß ihn gehn lassen, er ist gleich in der „Höhe, und er hat einigermaßen Recht. Bey alle„dem bin ich überzeugt, daß er nie etwas Böses noch Ent„ehrendes thun wird, denn er ist ein rechtschaffener „ehrliebender Mann.“ Süllh überließ in der ersten Hitze seine Compagnie seinem Lieutenant, und ging in das Aillanterthal und nach Combrailles auf die Güter seiner Gemahlin, nur von sechs Edelleuten und seinen Bedienten begleitet. Zu Bontin brachte ihn der Graf von Clermont Tonnerre dahin, daß er ihn bey einer Unternehmung auf Joigny unterstützte. Er wollte nähmlich mit einer Petarde das kleine Thor der Festung, das in langer Zeit nicht geöffnet worden, sprengen, und durch dasselbe in die Stadt dringen. Er hatte zweyhundert in der Eile aufgerafte Scharfschützen bey sich, ließ das Thor auffsprengen, und ging in die Stadt, in die er von seinen Schützen begleitet, zweihundert Schritte weit drang, er bekam aber an diesem Ort einen Büchsenschuß, der ihn zu Boden stürzte.

Seine Scharfschützen ergriff die Furcht, und sie zogen sich mit ihrem verwundeten Obersten eiligst gegen das kleine Thor zurück. Ihre Furcht nahm zu, sie flohen, und ließen ihn dreyßig Schritte weit von dem Thor auf dem Pflaster liegen, wo ihn die Bürger in Stücken gehauen haben würden, wenn ihm Herr von Süllh nicht mit zwanzig Mann zu Hülfe gekommen wäre, und ihn hätte wegbringen lassen.

Das Andenken der Güte des Königs, und die aufrichtige Freundschaft, die er für diesen Fürsten hatte, bewogen ihn, wieder zu ihm zu gehn. Er fand ihn mit der Belagerung von Chartres beschäftigt. Nachdem man gegen die Besatzung Sturm gelaufen war, ließ der König Süllv rufen, und befahl ihm seine Compagnie vor Chartres kommen zu lassen.

Süllv reißte sogleich ab, sie aufzusuchen, und die dazu nöthigen Unterhaltungskosten herbeyzuschaffen. Als er noch drey Meilen von Mante war, gegen den Marktflecken von Touveri zu, wurde er im Felde einen Trupp von zwanzig Reitern gewahr, die er recognoscieren ließ. Man hinterbrachte ihm, diese Reiter trügen weiße Schärpen. Dieß bewog ihn, sich ohne Furcht und selbst ohne Vorsicht zu nähern.

Sie setzten ihren Weg fort, als wenn sie auf Süllv und sein Gefolge gar nicht achteten, und begaben sich in ein nahe gelegenes Holz. Süllv mit seiner Begleitung von neun Edelleuten und vier Bedienten, die ihm in einiger Entfernung folgten, setzte seinen Weg fort. Die Reiter oder Straßenräuber, die den Wald kannten, hatten ihren Weg so gut eingeschlagen, daß sie beym Ausgang aus demselben gegen Süllv und seine Leute Front machten. Die zwey Erstern zogen den Hut ab, und schrieen: Wer da? Süllv und sein Trupp antwortete: es lebe der König. Im nähmlichen Augenblick gaben die Reiter eine Salve, die hart bey ihnen vorbeyging, und Süllv sah, daß die drey nächsten auf ihn anlegten. Er würde mit allen seinen Leuten das Leben eingebüßt haben; hätte nicht die allzugroße Eilfertigkeit, oder die Furcht diese Bande verhindert, ihr Ziel genau zu fassen. Unter drey Schüssen die auf Süllv gerichtet waren, traf nur einer. Er zerriß ihm die

Lippe, und ging zum Genick wieder hinaus. Zwey von seinen Edelleuten fuhren Kugeln durch die Kleider. Ein dritter wurde vom Pferd geschossen. Der Rest seines Trupps kam endlich auf den Lärm herbey, und umringte ihn. Sie fielen die Feinde gemeinschaftlich an, die unter einigen Schüssen ein mit Gebüsch umgebenes Dorf erreichten, wo sie sich aus dem Gesichte verlohren. Es geschahen aber noch verschiedene Flintenschüsse aus den Häusern dieses Dorfes auf Sülly und seinen Trupp. Er schloß daraus, diese Reiter müßten hier gut bekannt, und das Dorf mit bewafneten Leuten angefüllt seyn; zog sich daher zurück, ging nach Touveri, und ließ daselbst seine Wunde verbinden. Hierauf begab er sich nach Mante, wo er sechs Wochen lang unter den Händen der Wundärzte blieb. Inzwischen nahm der König Chartres, Corbie und Noyon weg. Der Herzog von Mayenne wollte einen Versuch auf Mante machen, wurde aber mit solcher Lebhaftigkeit abgewiesen, daß er sich zurückzog. Der Versuch auf Mante ließ Sülly und seinen Bruder, den Gouverneur dieses Platzes, vermuthen, der Herzog müsse einen Briefwechsel in der Stadt unterhalten. Sie beschloßen demnach, ihn in der Falle zu fangen, die er andern zu stellen suchte. Sülly hatte sechs tapfere Soldaten in seinem Dienst, die in der Schlacht bey Yvri als Waghälse gedient hatten, und denen er zu ihrem gewöhnlichen Solde, monathlich acht Livres zulegte. Sie waren damahls unter der Garnison von Mante, und verabredeten mit Sülly und seinem Bruder, sich zu stellen, als wenn sie, aus Unzufriedenheit mit dem Gouverneur, nach Pontoise gingen, welches mit der Ligue hielt, und wo diese Partey ihre allgemeine Rathsversammlung hatte. Man nahm sie sehr wohl auf, und inkorporirte sie der Garnison. Sie

schlu=

schlugen dem Gouverneur von Pontoise, Herrn von Alimourt vor, sich Mante zu bemächtigen, und versicherten ihn, daß er, durch die Verbindungen, die sie an diesem Orte immer noch unterhielten, leicht seinen Zweck erreichen könnte. Um ihn von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen, verlangten sie vier Soldaten von ihm, die sie mit geheimer Bewilligung des Herrn von Süllh und seines Bruders nach Mante schickten, und die durch derselben Veranstaltung mit einigen übelgesinnten Bürgern Bekanntschaft machten. Die Vergleichspuncte kamen bald zu Stande, und der Tag wurde festgesetzt, wo Mante den Liguisten überliefert werden sollte. Als es der Herzog von Mayenne erfuhr, wollte er die Ehre des glücklichen Erfolgs selbst genießen. Süllh erhielt von seinen vier Soldaten genaue Nachricht, von allem, was zu Pontoise angesponnen wurde, und wandte die möglichste Vorsicht an, sein Project durchzusetzen. Ohne daß es ein einziger Bürger merkte, ließ er auf den Wall, wo man Sturm laufen wollte, Pulversäcke legen, befahl alle auf dieser Seite herausgehende Häuser zu schließen und zog aus den Garnisonen von Nogent, Vernon und Meulau, die besten Soldaten in verschiedenen kleinen Trupps in die Stadt. Alsdann schickte er einen Eilbothen nach Compiegne, dem König von allem Bericht zu erstatten.

Dieser konnte der Begierde nicht wiederstehn den Herzog von Mayenne in Mante selbst zu empfangen und glaubte, um dem Project nicht zu schaden, vorsichtig genug zu seyn, wenn er erst in der Nacht, wo es ausgeführt werden sollte, in dieser Stadt anlangte. Er nahm nur funfzig Reiter und eben so viele Bedienten mit. Als Herr von Süllh ihn ankommen sah, glaubte er, das Project wäre vereitelt, und konnte sich nicht

enthalten, ihm Vorwürfe darüber zu machen. Er sagte ihm sogar, daß er vielleicht an den Tod der vier Soldaten, die den Plan geleitet, Schuld seyn würde.

Der König erwiederte, er mache sich eine unnöthige Furcht, und es werde alles noch nach Wunsch ausfallen.

Die Nacht verstrich, und der Tag brach an, ohne daß man Feinde gewahr wurde. Süllh hatte sie die ganze Nacht mit einem seiner Brüder auf dem Wall erwartet. Er ließ von außen die Bewegungen des Feindes beobachten, und man brachte ihm die Nachricht, der Herzog von Mayenne, habe erfahren, es seyen Abends unter des Königs Anführung zu Mante Truppen eingerückt, er befürchte, sein Project sey entdeckt und habe sich zurückgezogen. Süllh führte den Ueberbringer dieser Nachricht zu dem König, und sagte ihm, die Gewißheit davon werde dadurch bestätigt, weil die Feinde, die sich eingebildet den König auf sich zukommen zu sehen, zwey mit Strickleitern und andern dergleichen Sachen beladene Wägen auf dem Schlachtfeld gelassen hätten.

Heinrich IV. blieb in Gesellschaft des Herrn von Süllh einige Zeit zu Mante.

Sr. Majestät verboth ausdrücklich die Ausfuhr von allen Waaren und Lebensmitteln nach Paris und Rouen, weil die Einwohner dieser Städte für Rebellen erklärt wurden. Seine Befehle wurden aber schlecht befolgt. Die Weginspectoren, vorzüglich längst der Seine, von den ansehnlichen durch Betrug eroberten Summen gereitzt, bewilligten den Kaufleuten und Schiffmeistern die nöthigen Paß-Ports, fast öffentlich. De Fourges, ein Edelmann von der Compagnie des Hetrn von Süllh, der nähmliche, der die Einnahme von Gisors bewirkt hatte, meldete ihm, ein großes Schiff, dessen

Lad-

Ladung auf funfzig tausend Thaler in Gold geschätzt werde, sey vor einigen Tagen den Fluß heraufgekommen, und gehe nach Paris, und ein anderes kleines Schiff sollte ebenfalls, in einer gewissen Zeit, den nähmlichen Werth in Silber nach Rouen bringen; es sey dieses ganz gewiß, weil sein Vater das Schiff zu führen habe. Süllly ließ dem Fahrzeuge auf dem Rückwege genau aufpassen, und es fiel in seine Hände. Er sah mit größtem Erstaunen, daß es einen Paß = Port von Bellengreville, Gouverneur von Meulau, und einen andern von seinem Bruder Rosny, Gouverneur von Mante, hatte. Sie waren beyde über diese Begebenheit sehr verlegen, getrauten sich aber nicht davon zu reden, und Süllly schwieg still dazu, ließ aber das Schiff nach Mante bringen. Man öffnete zwey große Ballen, worinn nichts als spanische Gold = Silber = und Seidenfäden lagen. Süllly drohte dem Schiffmeister mit Gefängnißstrafe, wenn er nicht sagen wollte, wo er das Geld habe. Auf diese Drohung überlieferte ihm Fourges Vater für sechs und dreyßigtausend Thaler Wechselbriefe, und versicherte, dieses mache den ganzen Betrag des aus den Waaren Gelösten. Da er sich viel bewegte, so riß ihm das Gewicht des Geldes die Taschen entzwey, und im Augenblick ward der Boden mit goldenen Sonnenthalern *) bedeckt. Vielleicht hatte er Lust diese Summe für sich zu behalten, oder er glaubte, daß sie bey ihm am sichersten aufgehoben wäre. Süllly ließ ihn noch einigemahl

*) Diese Goldthaler, wovon damahls zwey und siebenzig und ein halber eine Mark ausmachten, galten vier und sechzig Sols. Sie wurden am ersten unter Ludwig XI. geschlagen, und deswegen so genannt, weil sich über der Krone eine Sonne befand.

das Zimmer auf und abgehn, und dann durchsuchen. Man fand siebentausend Thaler in Gold bey ihm, die in seine Kleider eingenäht waren.

Süllly erzählte dieses Abenteuer dem König, der sehr darüber lachte, und ihm mit den Thalern ein Geschenk machte. Dieses machte ihm eine große Freude, weil er sich dadurch in den Stand gesetzt sah, den Verkauf seines Getraides zu Bontin, und seines Holzes und Habers zu Rosny abzuwarten.

Durch den Beystand, den Heinrich von England, Teutschland und Holland empfing, brachte er, seine eigenen Truppen mit dazu gerechnet, eine Armee von viertzigtausend Mann auf die Beine. Darauf beschloß er, Rouen zu belagern. Caen, und viele andere Städte in der Normandie nahmen es auf sich, ihn mit Lebensmitteln und andern benöthigten Vorrath zu versorgen. Andre de Bramas = Villars, aus dem alten Hause von Bramasio, aus Neapel entsprossen, und durch seine militairische Talente sehr berühmt, hatte sich nebst dem Sohn des Herzogs von Mayenne zu Rouen mit dem Vorsatz eingeschlossen sich unter dem Schutte dieser Stadt begraben zu lassen. Die Belagerer wandten sechs Monathe lang unglaubliche Kräfte an, und fanden immer den heftigsten Widerstand. Der König stellte sich bey den verschiedenen Angriffen der Gefahr dergestalt blos, daß seine Armee für ihn zitterte, und ihn jeden Augenblick zu verliehren glaubte. Aber die Vorsehung wachte über Frankreich und erhielt ihn. Süllly fand eines Tages Gelegenheit, ihm den Kummer der ganzen Armee darüber vorzustellen. Der Monarch antwortete ihm aber: „Ich kann es nicht ändern, mein lieber Freund. Ich „kämpfe für meine Ehre und für meine Krone, und ich „muß mein Leben und alles andere in der Welt für

„nichts

„nichts dagegen achten.“ Er entdeckte ihm alsdann seine Sorgen und seinen Gram, und fügte noch seine seit langer Zeit gehegte Muthmaßung hinzu, daß er von einem großen Unglück bedroht würde. Er sähe sich nähmlich von allen bey seiner Armee befindlichen Katholischen verlassen; dieses würde den Untergang des Staats und des Hauses Bourbon nach sich ziehen, denn wenn sie einmahl öffentlich mit ihm brechen sollten, so würden sie nie wieder einen Prinzen aus diesem Hause wählen. Er schloß seine Reden damit, daß der Ungehorsam dieser Leute ein Uebel ohne Rettung sey, wovon er sich nichts merken lassen dürfte.

Selbst während seiner Unterhaltung machte er ihn darauf aufmerksam, daß ihn die Herren von Nevers, von Longueville, von la Guiche, von D. und von Chateauvieux, eifersüchtig über seine Vertraulichkeit mit einem Huguenotten, genau beobachteten und sich immer etwas ins Ohr sagten; es seye also nöthig, daß sie sich trennten, und er ihnen sagte, ihr Gespräch hätte blos eine Unterhandlung mit dem Marquis von Villars betroffen. Und in der That theilte der König dem Herrn von Sülly in seiner Unterredung eine Idee über diesen Gegenstand mit.

Während der König auf Mittel bedacht war, Rouen mit Gewalt oder mit Vergleich zu erobern, gab man ihm Nachricht, der Prinz von Parma sey mit seiner Armee an den Ufern der Somme angelangt. Sogleich stellte er sich an die Spitze von achttausend Reitern, befahl Sülly ihm nur mit funfzehen oder zwanzig Mann von seiner Compagnie zu folgen, suchte den Prinzen auf, und ließ seine übrige Armee die Belagerung von Rouen fortsetzen. Als Sülly bemerkte, daß sich der Monarch, durch seinen Muth hingerissen, den größ-

ten Gefahren Preiß gab, stellte er ihm im Nahmen aller bey sich habenden Offiziere vor: er opfere dadurch gleichsam sein Leben auf. Der König antwortete ihm: „So „sprechen furchtsame Leute. Ich hätte dieses niemahls „von Ihnen allen erwartet.“ Sülly bath ihn inständig keine solche Meinung von seinen Offizieren zu hegen, er würde dadurch ihnen Unrecht thun; Sie verlangten ja nur das Einzige, daß er ihnen nach seinem Belieben Befehle ertheilen möchte, und er sich nur nicht so vieler Gefahr aussetzte. Der König ward so gerührt darüber, daß ihn sein voriges Urtheil gereute. Er gestand es ihm nachher, aber auf der Stelle sagte er zu ihm: „Sie sagen mir nichts darüber, daß ich „nicht mehr an Ihre Treue glaube. Glauben Sie nur, „daß ich nicht so unüberlegt handle, wie Sie sich ein„bilden, daß mir meine Haut so lieb ist wie jedem an„dern, und daß ich mich schon zu rechter Zeit zurück„ziehen werde, damit mir kein Unfall begegne.“ Bey dem Vorfall zu Aumale wagte sich dieser Fürst dergestalt, daß man die Erhaltung seines Lebens für ein Wunder ansehen muste.

Sülly brachte den Winter 1592 zu Maute zu. Hier vermählte er sich den 24. May dieses Jahrs mit Rachel von Cochefilet, einer Tochter des Jacob von Cochefilet, Herrn zu Vämelas, und der Marie Darbaleste, Wittwe von Franz Hurault, Herrn von Chateaupers und Marais.

Da er den König fälschlich in Verdacht hatte, er sey ihm nicht mehr so gewogen wie zuvor, so faßte er den Entschluß sich zurückzuziehen, und seine übrige Lebenszeit, entfernt vom Tumult der Geschäfte, in Ruhe zuzubringen. Ueberdem öffnete sich seine Wunde, die er bey dem Scharmützel in der Gegend von Chartres bekom-

kommen hatte, von neuem, und nöthigte ihn nach Rosny zu gehn, und sich von Grund aus heilen zu lassen. Er hielt sich einige Zeit da auf und sagt in seinen Memoires, er habe daselbst jenes reine Vergnügen genossen, das ein eingezogenes Leben denen darböthe, die ihr Herz vom Ehrgeitz losgerissen hätten. Zur Unterhaltung beschrieb er die zwey manhichfaltigen, binnen zwanzig Jahren von ihm erlebten Begebenheiten.

Einst besuchte ihn Buhy, Bruder des Düplessis-Mornai und Vicekommendant in Vevin, und sagte ihm: der König hätte allen Gouverneurs Befehl ertheilt, so viele Truppen wie möglich zusammenzuraffen, und ihm schleunig zu Hülfe zu kommen. Er fragte ihn, ob er bey dieser Gelegenheit nicht das nähmliche thun würde.

Man stand in der Erwartung den Prinzen von Parma wieder nach Frankreich zurückkommen zu sehen. Sülly erinnerte sich, daß ihm verschiedene Gouvernements vom König abgeschlagen worden. Er antwortete also dem Buhy etwas aufgebracht: „Wenn der König meine „Dienste nöthig gehabt hätte, so würde er mir die Eh„re erzeigt haben, an mich zu schreiben.“ Buhy überbrachte diese Antwort dem König mit dem Zusatz, Sr. Majestät möchten nicht weiter auf ihn rechnen, denn er habe sich vorgenommen, den Rest seines Lebens auf dem Lande zuzubringen.

Der König versetzte darauf: „So muß er sich sehr „verändert haben, denn er hat in einem solchen Fall, „wie der gegenwärtige, niemahls unterlassen sich ein„zustellen. Ich weiß wohl was ihn zurückhält, ob „er sich gleich mit seinen Wunden entschuldigt. Er ist „aufgebracht gegen mich, und zwar mit einigem Recht. „Er wird künftig den Philosophen machen wollen, wenn

„ich

„ich ihn aber sehe, so werde ich schon alles wieder aus„zugleichen wissen, denn ich kenne ihn.“

Diese Unterredung geschah in Gegenwart des Präsidenten Seguier. Einige Zeit darauf speißte letzterer bey dem Herrn von Sülly und erzählte es ihm. Sülly, der ihn für einen vollkommen rechtschaffenen Mann, für einen trefflichen Politiker, und einen treuen Freund hielt, entdeckte ihm sein Herz. Herr Seguier erwiederte: „Es scheint „mein Herr, Sie sind ein wenig erbittert. Wir leben jetzt „in einer Zeit, wo Ruhe schwer zu erlangen ist. Die weise„sten werden in Hoffnung besserer Zeiten zur Geduld und „zum Schweigen ihre Zuflucht nehmen, und der König ist „so gut und so weise, daß ihn Gott gewis dazu bestimmt „hat, der Wiederhersteller unseres Glücks zu werden.“

Diese Rede machte einen solchen Eindruck auf Sülly, daß er sich entschloß, zum König zurück zu kehren. Da ihm von seiner Wunde nichts als die Beschwerlichkeit in der Aussprache übrig blieb, so wollte er sich wieder an das Reiten gewöhnen, und machte kleine Reisen auf der Landstraße von Verneuil und Dreux nach Paris, wobey ihn immer funfzig Reiter begleiteten.

Wie er eines Tages nahe bey Dreux zwischen den Dörfern Marolles und Goussainville spatziren ritt, begegnete er zehn oder zwölf Fußgängern, die, so bald sie ihn mit seinem Gefolge erblickten, einem nahe gelenen Walde zueilten. Zwey unter ihnen verließen indessen die Landstraße nicht und setzten ihren Weg fort. Herr von Sülly ließ sie umzingeln. Es waren zwey Bauern, die von Paris kamen, wo sie Federvieh verkauft hatten. Sie sagten, sie gingen gewöhnlich nur des Nachts aus, um die schlimmen Vorfälle, die sich öfters bey Tage auf diesem Weg ereigneten, zu vermeiden, weil sie aber diesesmahl so viele Begleiter hätten,

so

so wären sie bey Tage ausgegangen. Sie fügten noch hinzu, daß sich verschiedene Bedienten von den Herren von Mercoeur, von Medavi, und von Vieux = Pont darunter befänden. Die schleunige Flucht dieser Leute brachte Sülly auf die Gedanken, sie möchten irgend einen wichtigen Auftrag haben. Er befahl seinen Bedienten ihnen nachzusetzen, sie waren aber nicht einzuhohlen. Man erhaschte nur deren zwey, die zwar mit ihnen, aber nicht in der nähmlichen Absicht, geflohen waren, und nicht so geschwind liefen. Sülly that verschiedene Fragen an sie. Ihre Antwort war: sie seyen von Berneuil, und kennten die nicht, mit denen sie entflohen wären. Ihr geheimnißvoller Ton und ihr zurückhaltendes Wesen machten ihn noch neugieriger. Er gab ihnen Vier Thaler in Gold, und versprach ihnen noch mehr, wenn sie ihm alles, was sie von den Bedienten wüßten, entdecken wollten. Sie sagten, er möchte ihnen folgen, und führten ihn gerade auf eine große Höhle, mit dickem Gebüsch umgebene Eiche zu, bey der die Bedienten sich aufgehalten hatten, und setzten hinzu, sie hätten in die Höhlung dieses Baumes einige Paquete geworfen. Man fand darinn wirklich zwey blecherne Büchsen und einen Sack, der mit Papieren angefüllt zu seyn schien. Sülly schenkte diesen Leuten noch einige Goldthaler, und ging nach Rosny zurück.

Gleich bey seiner Ankunft daselbst öffnete er die Büchsen und den Sack. Er fand darin Aufträge von Seiten des Herzogs von Mayenne, Rekruten anzuwerben, nebst verschiedenen Briefen, die an den Herzog von Mercoeur gerichtet, und in Chiffern geschrieben waren. Unter andern befanden sich auch zwey Aufsätze dabey, wovon einer die Forderungen, die Jeannin, Parlamentspräsident zu Dijon an Spanien gemacht hatte, und der an-

dere

dere die Antwort, die der Erzherzog Ernst im Nahmen des Königs von Spanien darauf ertheilte, enthielt. Aus diesen zwey Memoiren, entdeckte man die Gesinnungen des Herzogs von Mayenne, die Denkungsart der Ligue und die Politik von Spanien.

Der Herzog von Mayenne schlug vor, die Ligue dem Pabst zu unterwerfen, und übergab sie dem Schutze des Königs von Spanien, jedoch mit der Bedingung: daß er zum Dienst der Ligue eine Armee von sechzehn tausend Mann zu Fuß und drey tausend zu Pferd stellen und unterhalten sollte, bey welcher sich sechstausend Mann französische Infanterie und tausend Reiter befänden, über die der Herzog disponiren könnte, die aber Spanien besolden müßte. Die Zahl dieser Truppen könnte nach Nothdurft vermehrt werden; der Herzog von Mayenne würde sie mit denen von der ganzen Partey, bis zur Wahl eines Königs von Frankreich, unter dem Titel eines General-Lieutenants der Krone, als Oberhaupt kommandiren. Diese Wahl sollte in einer Versammlung der Stände des Reichs vor sich gehen. Bis zu deren Vollziehung möchte man die Pension, die der König von Spanien dem Herzog gäbe, um die Hälfte vermehren, so daß er anstatt der monathlichen dreyßig tausend Livres, sechzigtausend bekäme, außer denen hundert tausend Thalern, die man ihm auf der Stelle, und hundert tausend Livres, die man ihm nach Schließung des Tractats auszuzahlen hätte, und daß man ihm unterdessen Burgund einräumen sollte. Nach geschehener Wahl, würde er den Staat unter dem Nahmen eines General-Lieutenants fortregieren, und nur die Stadt Soissons den Spaniern übergeben. Wenn sich aber sowohl bey der Wahl eines Königs von Frankreich, als bey der Eroberung und Behauptung von Burgund, für

den

den Herzog von Mayenne unüberwindliche Schwierigkeiten hervorthun sollten, so würde ihm der König von Spanien eine jährliche Pension von dreymahl hundert tausend Livres zur Entschädigung der Güter, die er in Frankreich einbüßen könnte, bewilligen, die man ihm aber, wenn sie einmahl von den Königen von Spanien und Frankreich ausgemacht worden und seinen Nachkommen auf ewig zugesprochen seyn würden, nie wieder müsse entziehen können. Außerdem verlangte der Herzog, daß man alle seine Schulden, und auch die des künftigen Königes, wenn er ein Franzose wäre, bezahlen, und den vornehmsten Häuptern der Ligue eine anständige Genugthuung geben sollte.

Um diese Forderungen zu erlangen, machte er den Vorschlag die französische Krone einem österreichischen Prinzen zuzuwenden, und an Spanien verschiedene Städte, deren Nahmen nicht ausgedrückt waren, zu überliefern. Er begehrte, daß die Städte, deren sich die Spanischen Truppen bemächtigen würden, den Katholicken unter dem Schutz von Spanien und des Herzogs von Mayenne zurückgegeben werden sollten. Kurz, er verlangte, daß Spanien sich in Zeit von einem Monath bestimmt erkläre, und daß es den Anfang machte, eine hinlängliche Anzahl Hülfsvölker nach Burgund zu schicken, das wie er sagte, in großer Gefahr wäre. Er fügte noch hinzu, wenn man diese Bedingungen zu schwer fände, so könnte man eine andere Partey als die seinige ergreifen, er verlange nichts als von der Last die auf seinen Schultern läge, befreyt zu seyn.

Der Erzherzog Ernst antwortete im Nahmen des Königs von Spanien: Sr. Majestät wollten den Titul eines Beschützers der Ligue annehmen, Sie genehmigten es, daß man Sie als das Haupt davon betrachte,

und

und man würde diesen Monarchen jederzeit bereit finden so viel Hülfstruppen als man gegen den König von Navarra verlangte, ja selbst noch mehr, zu bewilligen; auch wolle er außer den Truppen die er in verschiedene Oerter des Königreichs einmarschiren zu lassen, sich erbothen, noch neunzehn tausend Mann nach der Picardie schicken. Was Burgund anbelange, so willige man nur tausend Mann deutsche Infanterie anzuwerben, und dreytausend Reiter zu besolden. Sollte indessen die ganze Wuth des Krieges über diese Provinz ausbrechen, so würden Sr. Majestät ein ansehnliches Corps Truppen dahin schicken. Die Pension des Herzogs von Mayenne wolle man nicht vermehren, und ihm nur zwey tausend Mann zu Fuß und fünf hundert Reiter zugestehen. Spanien lasse sich gefallen, daß der Herzog die zu erobernden Städte behalten wolle, bedinge sich aber seiner Seits das Nähmliche. Es verlange Soissons als eine Gewährleistung wegen der zum Krieg gemachten Vorschüsse, mit dem Versprechen diese Stadt nach der Wahl des Königs wieder abzutreten, und unter dem Beysatz: wenn der Erfolg ihrem Wunsch entspreche, so könne man alles von ihrer Erkenntlichkeit erwarten, vor der Wahl aber wolle man sich keiner Gefahr aussetzen. Alle andern Puncte blieben unbeantwortet; es war aber noch ein neuer hinzugesetzt, nähmlich: der Herzog von Mayenne möchte gewisse dem Spanischen Hofe mißfällige Personen wegschicken.

Sülly merkte bey Durchlesung dieser Papiere, daß sich sein ganzer Unwille verlohr, und daß es von der äußersten Wichtigkeit sey, dem König den Inhalt derselben bekannt zu machen. Er reißte also auf der Stelle nach Compiegne, wo sich der König eben aufhielt. Weder Zeit noch Abwesenheit hatten Heinrichs Gesinnungen gegen

Sülly

Süllh verändert; er fand die wärmste Aufnahme, hatte eine geheime Unterredung von einer halben Stunde mit dem Könige, und entdeckte ihm die Veranlassung zu seiner Reise. Sie verschoben das Lesen der mitgebrachten Papiere auf den Abend, um sie ungestört durchsehen zu können. Nachdem sich alles aus dem Gemach des Königes wegbegeben hatte, verfügte sich Süllh zu ihm. Dann wurden zwey Personen geholt, die die Charaktere einiger Aufsätze entzifferten, und es ward niemand weiter vorgelassen.

In einem dieser Stücke fand man eine ziemlich umständliche Nachricht über die sogenannte dritte Partey. Sie hatte sich mitten am Hofe durch die Intriguen des Johann Touchard, Abbé von Bellozanne, des Ludwig Düret, eines Arztes, und Carl Düret, Staatsrathes, Intendanten und General-Controleurs der Finanzen und Präsidenten der Rechnungskammer, angesponnen, die alle dem Grafen von Roissons und dem Cardinal von Bourbon anhingen. Die Herren von Nevers, von Longueville, von Villeroi, von D, und alle Katholicken am Hofe, die all zu gute Franzosen seyn wollten, um sich dem Spanischen Joch zu unterwerfen, und zu eifrig katholisch gesinnt waren, um einem protestantischen Prinzen zu gehorchen, schlugen sich zu dieser Partey, und der Herzog von Roissons trat auf ihre Seite. Sie gaben sich den Nahmen der Politiker, um sich von den Königlichgesinnten und den Liguisten zu unterscheiden; und um zu beweisen, wie sehr ihnen das Wohl des Staates und die Erhaltung der Rechte der Krone vor allen andern am Herzen läge. Ihre Hauptabsicht war, alle fremde Prinzen, den Herzog von Mayenne und den König von Navarra zugleich von der Thronfolge auszuschließen. Die Häupter dieser Partey, wie Herr

von Süllly in seinen Memoires, T. II. p. 149. §. 150. in der Edition von 1678 sagt, waren sogar darauf bedacht, sich den Herzog von Mayenne und Heinrich IV. durch Stahl oder Gift vom Halse zu schaffen, und wenn sie keine Hinderniſſe mehr fänden, so wollten sie dem Cardinal von Bourbon, dritten Sohn Ludwig I., Prinzen von Condé und Bruder Heinrich des I. von Condé, des Franz von Conti und Carls Grafen von Soissons die Krone geben und ihm die Dispensation verschaffen, sich mit einer Spanischen Infantin vermählen zu dürfen, damit sie Spanien nicht ganz und gar gegen sich aufbringen möchten. Süllly blieb drey Tage zu Compiegne, und hatte verschiedene Unterredungen mit dem König, der über den Anschlag auf seine Person sehr gerührt zu seyn schien. Er merkte, daß Süllly sich im Reden zu sehr angriff, befürchtete, seine Wunde möchte wieder aufgehn und befahl ihm, nach Mante zurück zu kehren. Er bath ihn, die Bewegungen seiner Feinde genau zu beobachten, damit er ihm bey diesen verwirrten Umständen einen guten Rath ertheilen könnte, und versicherte ihn, er wolle denselben zur Richtschnur seines Betragens annehmen. Diese letzten Worte weckten die ganze Aufmerksamkeit des Herrn von Süllly, und er fühlte, von welcher Wichtigkeit es für diesen Fürsten und für den Staat selbst sey, ihm mit guten Rath beyzustehen.

Der König säumte nicht, sich nach Mante zu begeben, und faßte den Entschluß, einige Zeit in dieser Stadt zu verweilen, die ihm ihrer Lage wegen, die bequemste schien, die Projecte seiner Feinde zu entdecken und zu vereiteln. Ueberzeugt, daß man seiner Person nachstelle, gebrauchte er alle mögliche Vorsicht, sein Leben in Sicherheit, zu setzen.

Er

Er verstärkte seine Wache, legte ein ihm sehr ergebenes Corps Englischer Truppen in eine Vorstadt von Mante, und fing an gegen jedermann mißtrauisch zu werden, weil er einsah, daß sogar Leute, die er an seiner Tafel und an seinen Vergnügungen Theil nehmen ließ, fähig waren, das Aeußerste gegen seine Person zu unternehmen. Bey allem dem kannte er doch die Rechtschaffenheit des Herrn von Süllv, und seine Ergebenheit an ihn. Er überließ sich ihm daher, und vertraute ihm sein ganzes Schicksal. Süllv genoß die Ehre dieses unbeschränkten Vertrauens vollkommen, empfand aber zu gleicher Zeit alle Schwierigkeiten, demselben zu entsprechen. Er beschäftigte sich hauptsächlich damit, die Hindernisse, die Heinrich IV. wegen der Thronfolge in den Weg gelegt würden, kennen zu lernen, und Mittel aufzusuchen sie zu überwinden. Nach reifer Ueberlegung überzeugte er sich, das Sicherste für diesen Fürsten wäre: die katholische Religion anzunehmen, und beschloß, ihn nach und nach darauf vorzubereiten. Er fand den König ziemlich gestimmt diese Parthie zu ergreifen, der ihm aber doch verschiedene Einwendungen machte und noch hinzufügte: er könne sich nicht wohl entschließen, die Protestanten, die ihm so lange Zeit beygestanden hätten, zu verlassen, er stelle sich schon vor, wie sie von der Unzufriedenheit zu verzweiflungsvollen Entschliessungen übergehen würden, wenn sie sich von einem undankbaren Prinzen aufgeopfert sehen müßten, und zweifle nicht, daß sie alsdann ein Oberhaupt erwählen, sich in Frankreich festsetzen, und ihn zwingen würden, die Waffen gegen sie zu ergreifen.

Endlich sagte er: „Nein, ich könnte sie nicht übel „behandeln, und ihnen den Krieg ankündigen, ich liebe „sie noch beständig.“ Die Antwort des Herrn von Süllv

wollen wir mit seinen eigenen Worten hersetzen. Er sagte: „Alle verdienstvolle und angesehene Personen „unter den Colonisten werden nicht so unbillig seyn, sich „gegen Sr. Majestät, wegen eines aus bloßer Noth„wendigkeit gefaßten Entschlusses, zu bewaffnen, be„sonders wenn man fortfährt ihnen diejenige Achtung „zu bezeigen, die man ihren Personen und ihren gelei„steten Diensten schuldig ist. Er setzte noch hinzu: Der „Grund aller Religionen, die an Jesum Christum glau„ben, sey im Wesentlichen einerley, das heißt: der nähm„liche Glaube an die Geheimnisse, und der nähmliche „Glaube an die Gottheit, und ich bin der Meinung, „wenn man aus einem Protestanten ein Katholik wird, oder „aus einem Katholiken ein Protestant, so heißt das „nicht sowohl die Religion verändern, als viel mehr „fürs Interesse der Religion selbst, sich nach dem Un„terschied bequemen, den die Politik, darinn zu ma„chen für gut befunden; wenn ich mich aber auch in die„ser Vorstellung irren sollte, so wird es doch allezeit „„unwidersprechlich bleiben, daß der Uebergang zur Ka„„tholischen Kirche die Verfolgung anderer nicht noth„„wendig mache. Gott leitet Sr. Majestät vielleicht zu „„dieser Veränderung, um Europa ein neues, der Re„„ligion selbst würdigeres Beyspiel darzulegen.“

Heinrich billigte diese Gründe und ergab sich darein. Als Sülly den König zu seinem erwünschten Ziel geführt hatte, rieth er ihm die Waffen niederzulegen und die Unterhandlungen anzufangen, zu deren Ausführung er sich selbst erboth. Sülly zeigte bey dieser Gelegenheit die größten politischen Talente; eine Leichtigkeit die Gemüther zu erforschen, und Geschicklichkeit die einen zu überzeugen, die andern in Furcht zu jagen; kurz, er wußte alle Kunstgriffe anzuwenden. Alle französischen Her-

ren,

ren, die bey den Liguisten in Ansehen standen, suchte er auf, unterrichtete sie von Heinrichs großen Gaben und Tugenden, und versicherte sie, daß er Willens sey die katholische Religion anzunehmen. Er schmeichelte den Ehrgeitzigen mit der Hoffnung von Würden und Ehrenstellen, denen die ihm geitzig schienen mit Reichthümern, und machte ihnen allen begreiflich, daß alles für sie verlohren wäre, wenn man einen fremden Prinzen auf den Thron riefe, der beständig mißtrauisch gegen sie seyn, sie zu unterdrücken suchen, und den Hof mit fremden Personen besetzen würde, die ihm zur Stütze gegen alle französische Große dienen könnten.

Die Häupter der Ligue stimmten Süllys Urtheil bey, und ließen Heinrich IV. Vorschläge machen. Diese waren aber so übertrieben, daß er sie nicht eher annehmen wollte, bis er vorher seinen getreuen und aufrichtigen Freund darüber zu Rath gezogen hätte. Er ließ ihn also den 15ten Febr. 1593, des Abends, wie alles sein Appartement verlassen hatte, durch seinen Sekretair hohlen, erzählte ihm das Vorgefallene, verlangte seine Meinung, und gab ihm drey Tage Bedenkzeit. Auch entdeckte er ihm bey dieser Unterredung das erste mahl seine Absicht, ihm einstens die Verwaltung der Finanzen anzuvertrauen.

Als die drey Tage verstrichen waren, kam Süllh zum König und sagte ihm: die Sachen wären noch nicht so weit gediehen, daß man durchaus abschließen müßte, sein Rath wäre: er möchte jederman wohl aufnehmen, wenig versprechen, sich stellen, als wünsche er den Unruhen ein Ende zu machen, und versichern, die Ursache des Aufschubs rühre blos von den Schwierigkeiten her, die sich unaufhörlich zeigten, und die er zu heben sorgfältig beflissen wäre. Ferner stellte er ihm

ohne Unterlaß vor, seine Religionsveränderung, sey zur Erlangung des Throns durchaus nothwendig. Er sagte ihm noch zuletzt, er sollte einige Feldzüge unternehmen, um seinen Anhängern zu beweisen, daß ein Prinz, der zu siegen wüßte, eines Thrones würdig wäre.

Heinrich ließ zwischen den katholischen Doctoren und den protestantischen Priestern Religionsgespräche halten, denen er allezeit beywohnte. Zu gleicher Zeit machte er im Monath April Anstalt, den Feldzug durch Einnahme einiger wichtiger Plätze zu eröffnen, um seinen Ruhm unter dem Volke zu befestigen. Er fing mit der Belagerung von Dreux an. Die Stadt that einen schwachen, aber das Schloß einen desto größeren Widerstand. Sülly versprach dem König, den grauen Thurm wegzunehmen, der Kanonenfest war, wenn er ihm vier englische und schottische Minirer und eine gewisse Anzahl Arbeiter geben wollte. Jedermann fand diese Unternehmung lächerlich, der König selbst glaubte nicht, daß sie gelingen würde, er bewilligte indessen die Forderung. Sülly führte seine Minirer und Schanzgräber unten an den Thurm hin, wo er sie mit Schutzwehren, und dicken Holzstämmen umgeben ließ, um sie gegen das Feuer und die Gewalt der Belagerten zu schützen. Er hielt sie alsdann mit einem solchen Eifer zur Arbeit an, daß von den sechs und dreyßig Schanzgräbern, die unter seinem Befehle standen, nur vier zu gleicher Zeit beschäftigt seyn konnten. Durch die Härte des Steins wurden ihre Kräfte im Augenblick erschöpft, und sie waren mit Schweis bedeckt, wenn sie kaum zu arbeiten angefangen hatten. Vier andere mußten sie dann sogleich wieder ablösen, und die Arbeit ging fort, ungeachtet die Belagerten alle Kräfte aufbothen sie zu stören. Sie machten ein großes Feuer, und warfen

große

große Steine auf die Arbeiter herab. Gleich am ersten Tag kam eine Oeffnung zu Stande, die fünf Fuß in die Höhe, drey in der Breite und vier in die Tiefe hatte. Süllly ließ die Arbeit noch sechs Tage fortsetzen, und dann drey bis vierhundert Pfund Pulver in verschiedene Kammern, von sechs bis sieben Zoll im Quadrat, in die Höhlen der Mauer legen. Er schloß sie alsdann mit guten ineinander gefügten Steinen wieder zu, und ließ nur eine Oefnung für zwey große Pulverwürste von trocknem Leder mit gutem Pulver gefüllt, die mit einem Ende das in der Mauer befindliche Pulver berührten, und außenher an einem Strich Zündpulver anlagen. Jedermann erwartete mit Ungeduld den Ausgang dieser Arbeit. Als das Feuer das Pulver berührte, hörte man Anfangs nichts als ein dumpfes Getöse, und sah vielen Rauch. Bey dieser Gelegenheit mußte Süllly viele Stichelreden und Scherz über seine angelegte Mine erdulden. Aber in Zeit von einer Viertelstunde zeigte sich ein Wirbel von sehr dichtem Rauch, der aus dem Thurm emporstieg, und im Augenblick sah man ihn auseinander springen. Die eine Hälfte stürzte ein und begrub eine Menge Männer und Weiber, die sich darin befanden, unter seinem Schutte; die andere blieb stehn, aber die darin befindlichen Personen waren nun öffentlich zu sehen. Die Belagerer zielten scharf auf sie, und man hörte sie erbärmlich schreyen. Der König, vom Mitleiden gerührt, verboth: nicht mehr auf sie zu feuern, er ließ sogar diese Unglücklichen hohlen, und schenkte jedem einen Thaler. Das Schloß ergab sich sogleich. Süllly in der sichern Erwartung man würde ihm das Gouvernement einer Stadt nicht abschlagen, deren Eroberung man ihm so zu sagen ganz allein zu danken hatte, bath den König darum; aber von D machte, daß

es ein anderer erhielt. Der Monarch sagte zu Sülly: Er fühle die Wichtigkeit seiner geleisteten Dienste vollkommen, und er werde sie gewiß nicht unbelohnt lassen; die gegenwärtigen Umstände aber forderten es durchaus die Katholiken einer geringen Sache wegen nicht mißvergnügt zu machen. Sülly sah die Richtigkeit dieser Gründe ein, und ließ gegen den König nicht den geringsten Unwillen darüber merken.

Heinrich IV. eroberte noch einige Städte und 'ging nach Mante zurück, wo er die Religionsgespräche fortsetzen ließ. Die protestantischen Geistlichen überzeugt, das Interesse des Staats erfodere die Religionsveränderung des Königs, vertheidigten sich mit so schwachen Gründen, daß die Katholischen Doctoren immer die Oberhand behielten. Der König erklärte sich endlich öffentlich, daß er den 25. July 1593 in der Kirche zu St. Denis abschwören wollte, welches denn auch geschah.

Bey dieser Gelegenheit ließen die Pariser ihre Freude öffentlich ausbrechen, und schickten Deputirte an den König um einen sechsmonathlichen Waffenstillstand zu verlangen. Er ertheilte ihnen mitten in seiner Rathsversammlung Audienz. Der größte Theil seiner Räthe stimmte dahin, ihnen denselben nicht zu willigen. Wie Sülly merkte, daß diese Meinung durchgehn möchte, nahm er das Wort, und behauptete den Nutzen, den es haben würde, das Volk die Süßigkeit eines Friedens schmecken zu lassen, den es nur dem König zu verdanken hätte, und der es noch mehr für seine Person einnehmen müßte, mit solchen Gründen, daß Sr. Majestät den Waffenstillstand, jedoch nur für die Monathe August, September und October zugestunden.

Den

Den folgenden Tag ging das Volk Haufenweise nach St. Denis, und man hörte von allen Seiten den Zuruf: Es lebe der König. Gott gebe, daß er bald in der Kirche Notre Dame das thue, was er zu St. Denis gethan hat. Sülly der seine Wünsche erfüllt sah, säumte nicht dem König die Zuneigung des Volks gegen ihn bekannt zu machen. Während des Aufenthalts des Hofes zu St. Denis, kam von Entraigues zu Herrn von Sülly mit der Nachricht, daß ein Spanier Nahmens Nugnes zu St. Denis angelangt sey, der wichtige Depeschen von dem Spanischen Minister Mandoce mitgebracht hätte, mit dem Befehl sich nur gerade an den Herrn von Sülly selbst zu wenden, weil nur er allein um die Vorschläge wüßte, die dem König vor langer Zeit in Bearn von dem Spanischen Hofe gemacht worden. Sülly bath von Entraigues den Spanier selbigen Abend noch zu ihm zu bringen. Dieser Fremde sagte ihm: er hätte den Auftrag, dem König die Vermählung mit Clara Eugenia, der zweyten Tochter Philipps II. Königs von Spanien, nebst noch einigen anderen Artikeln, die er aber dem Monarchen selbst hinterbringen müßte, vorzuschlagen, und er bäthe, ihn diesem Prinzen vorzustellen.

Heinrich ließ ihn vor. Da aber dem Herrn von Sülly alles was von Spanien kam, verdächtig schien, so mußten ihn zwey seiner Leute vorher visitiren.

Der Spanier wiederhohlte Sr. Majestät das nähmliche, was er dem Herrn von Sülly wegen der Vermählung mit der Infantin gesagt, und machte ihm von Seiten des Spanischen Ministers das Anerbiethen: zwischen beyden Kronen eine Allianz zu schließen, und einen glaubwürdigen Mann nach Madrid zu schicken, der von Mandoce selbst die Bestätigung seiner Auffage

erfahren könnte. Dem König gefiel dieser Vorschlag, und er ernannte zu seinem Gesandten nach Madrid einen gewissen la Varenne, der anfangs Koch bey Madame, Schwester des Königs, gewesen, und nachher bis zum Staatsrath gestiegen war. Man versichert, diese Prinzessin hätte ihm einstens, da er ihr begegnete gesagt: „la „Varenne Du hast mehr dabey gewonnen, die Hühn„chen *) meines Bruders zu tragen, als die meinigen „abzustechen.“

Süllly billigte weder das Benehmen Heinrichs noch die Wahl seines Gesandten, und die Zeit lehrte, daß er Recht hatte. La Varenne zeigte sich am Spanischen Hof als Ambassadeur des Königs von Frankreich. Mandoce ließ ihm alle Ehre, die seiner Eitelkeit schmeicheln konnte, beweisen, und sein ausgedachtes Project gelang. In England und Deutschland verbreitete sich das Gerücht, Heinrich IV. habe die Freundschaft des Königs von Spanien wieder hervorgesucht, und seine Allianz mit den protestantischen Mächten gebrochen. Dieß würde unfehlbar üble Folgen für ihn gehabt haben, wenn er nicht bald das Gegentheil davon bewiesen hätte.

Als die Liguisten sahen, daß Heinrich IV. durch seine Abschwörung nun alle Schwierigkeiten, die ihn vom Thron ausschließen konnten, überwunden hatte, so schmiedeten sie den schrecklichen Plan, ihn ermorden zu lassen. Sie gewannen verschiedene Bösewichter durch die Hoffnung der größten Belohnungen, wenn es ihnen gelänge, oder der Märtyrerkrone, wenn es ihnen fehlschlüge. Man kann es nicht ohne Entsetzen betrachten, daß

*) Ist ein Wortspiel; indem das hier gebrauchte französ. Wort poulets, sowohl Hühnchen, als Liebesbriefe bedeutet.

daß Leute, die sich rühmen, die Stütze der Religion zu seyn, solche greuliche Verbrechen begehen, die sie ihnen doch ausdrücklich verbiethet. Morisot, Cap. 33. erzählt, ein Flammländer Nahmens Avenius sey ausdrücklich in der Absicht nach St. Denis gegangen Heinrich IV. zu erstechen, als er aber gesehen, daß dieser Fürst mit so vieler Andacht der Messe beywohnte, hätte er sich ihm zu Füssen geworfen und um Gnade gebethen, wegen eines neuen Versuches hingegen sey er lebendig gerädert worden. Zu Melün hätte der Monarch bald sein Leben in den Händen eines solchen Rasenden eingebüßt, den die Linguisten dazu vermocht hatten. Es war Peter Barriere oder la Barre, der mit dem Vorsatz von Lyon abreißte den König aufzusuchen und zu ermorden. Glücklicher Weise beichtete er sein Geheimniß in der Beichte dem Pater Seraphin Blanchi, einem Jacobiner von Florenz gebürtig, der es einem Lyoner Edelmann, Nahmens Bramaleon entdeckte. Dieser reißte plötzlich nach Meulon ab, wo sich der König befand, und erzählte ihm alles, was der Jacobiner gesagt hatte. Blanchi hatte dem Edelmann den Barriere so gut geschildert, daß er ihn mitten unter der Menge Leute erkannte. Der Bösewicht wurde eingezogen, und auf die Folter gelegt, wo er sein Verbrechen eingestand und die verdiente Züchtigung erhielt. Heinrich IV. war von Schmerz durchdrungen, sein Leben so sorgfältig hüten zu müssen, und beklagte sich öfters darüber gegen Sülly. Um zu beweisen, daß er in allem Ernst zur katholischen Kirche übergetreten sey, fing er seine Religionsgespräche mit den Doctoren wieder an, und Sülly ging auf seine Güter, wohin ihn seine häuslichen Geschäfte riefen. Er hielt sich aber nicht lange da auf, denn der König befahl ihm nach Fontainebleau zu kommen. Der

Monarch hatte unterdessen drey an den Herrn von Sülly eingelaufene Briefe eröfnet. Einer davon war von de Desportes, der ihm meldete, der Baron von Medavi, Gouverneur von Verneil, wäre geneigt diesen Platz dem König zu überliefern. Der andere von der Frau von Simiers, einer intimen Freundin des Herrn von Villars, und der dritte von Lafont. Die zwey letztern enthielten die Nachricht, daß man leicht Mittel finden könnte mit Herrn von Villars zu unterhandeln. Der König befahl ihm also nach Rouen zu gehn, und eine Zusammenkunft mit ihm zu veranstalten. Sülly reißte sogleich ab, ging nach Louviers, und gab denen von seiner Ankunft Nachricht, die den Herrn von Villars bewegen sollten die Partey des Königs zu ergreifen. Folgenden Tag Abends wurde er abgeholt, und in die Festung St. Katharina eingeführt. Herr von Villars begab sich den andern Tag Abends nur von einem einzigen Bedienten begleitet ebenfalls dahin. Hier unterhielten sich beyde über zwey Stunden lang. Sülly brachte fünf Tage in dieser Festung zu, und hatte häufige Unterredungen mit Villars. Die Hauptartickel betrafen den Vergleich des letztern mit dem König. Da aber Sülly mit keiner Königlichen Vollmacht versehen war, um abschließen zu können, so konnte er ihm nur bloße Versprechungen geben. Indessen brachte er den Tractat zu einem guten Anfang. Er eilte alsdann nach Chartres, wohin sich der König zur Krönung begeben hatte, erzählte demselben was zwischen Herrn von Villars und ihm vorgefallen, und bath um eine ganz bestimmte Vollmacht. Er wollte gleich wieder nach Rouen zurück, der König verlangte aber von ihm, vor seiner Abreise den Grafen von Soissons mit dem Herzog von Montpensier wieder auszusöhnen. Beyde stritten sich

um

um die Vorrechte, die einem jeden nach ihrem Stande, als Prinzen von Geblüt, zukamen; beyde strebten nach einerley Aemtern, nach den nähmlichen Gouvernements, und jeder von ihnen wünschte: sich mit der Madame, Schwester des Königs zu vermählen. Der Herzog von Montpensier hatte in Absicht der Glücksgüter viele Vortheile über seinen Nebenbuhler, aber sein Mitwerber besaß das Herz der Prinzessin. Sie hatte dem Grafen von Soissons ein von ihrer eigenen Hand unterzeichnetes Heirathsversprechen zugestellt, und eines von ihm dagegen erhalten. Süllh übernahm diese kützliche Sache sehr ungerne, aber er mußte. Nach vielen mühsamen Versuchen, kam er so weit, daß die beyden Prinzen sich sehen und umarmen wollten, welches dann auch geschah. Er freute sich sehr, in diesem Geschäfte so glücklich gewesen zu seyn, und glaubte nun, der König werde ihn nach Rouen gehen lassen, aber Sr. Majestät trug ihm auf, alle mögliche Mittel zu versuchen, das wechselseitige schriftliche Heirathsversprechen zwischen seiner Schwester und dem Grafen von Soissons wieder zurück zu bekommen.

Süllh fühlte alle Schwierigkeiten die er dabey antreffen würde. Um sie zu überwinden, entschloß er sich den Grafen und die Prinzessin zu überlisten, uud seinen Widerwillen gegen ein solches Auskunftsmittel dem Staatsinteresse aufzuopfern. Er unterredete sich öfters mit ihnen, und sagte: der König wäre gegen ihre Vermählung eben nicht abgeneigt, denn da er keine Kinder hätte, so wäre es ihm sehr angenehm, wenn diese durch seine Schwester und einem Prinzen von Geblüt ersetzt würden, und er wollte sie als die Seinigen betrachten; es verdrösse ihn aber, daß der Graf von Soissons ihn hätte

hin-

hintergehn wollen, seine Schwester ohne seine Einwilligung zu erhalten.

Dieß hatte die gewünschte Wirkung. Der Graf und die Prinzessin gestunden, daß sie unrecht gethan hätten, so sehr zu eilen. Als Herr von Sülly sie so weit hatte, als er sie haben wollte, sagte er ihnen, dieses Uebel sey leicht zu heben. Der König wäre von Natur gut, und vergäße bald das Vergangene. Sie müßten sich jetzt nur ganz anders gegen ihn betragen, ihn wieder suchen und gänzlich von ihm abzuhängen scheinen; sie müßten ihn mit ihren Personen allein schalten lassen, und ihm ihr beyderseitiges schriftliches Verbündniß aufopfern, denn darüber wäre er am meisten erbittert. Er fügte hinzu: sie möchten ihm lieber eine schriftliche Erklärung zustellen, worinn sie auf alle Verbindungen Verzicht thäten, und versprächen, sich nie ohne seine Einwilligung zu vermählen. Er glaubte endlich ihnen die Versicherung geben zu können, wenn sie so gefällig von ihrer Seite handelten, so würde er ihren Wünschen zuvorkommen, und ihre Vereinigung befördern. Der Graf und die Prinzessin versprachen ihm den Heirathskontract zuzustellen, machten aber Einwendung gegen die verlangte Erklärung, ohne welche es von keinem Nutzen gewesen seyn würde, die Handschriften zurückzufodern, da sie solche wieder erneuern könnten. Er gab diesem Grund Gewicht, und sagte ihnen, der König würde ohne diese Erklärung ihren Worten keinen Glauben beymessen. Sie versprachen endlich nach vielem Wortwechsel eine Erklärung zu geben, in welcher sie alle einander gemachte Versprechungen vernichten, sich beyderseits von allen Verbindungen lossagen, und dem Willen des Königs ganz unterwerfen wollten. Sie verlangten aber daß Sülly Besitzer davon bleiben, und sie niemahls aus

sei=

seinen Händen lassen möchte, selbst in dem Falle nicht, wenn sie der König von ihm verlangte. Als er ihnen sein Ehrenwort gegeben, diese Erklärung jederzeit richtig aufbewahren zu wollen, stellten sie ihm dieselbe zu, von Madame und dem Grafen unterzeichnet, und mit ihren Signeten besiegelt.

Der König, welcher zweifelte, daß Herr von Süllv seinen Zweck erreichen werde, war sehr vergnügt, wie er ihm den Ausgang davon erzählte. Er gab sich viele Mühe die Erklärung von ihm zu bekommen, Süllv antwortete aber, da er sein Ehrenwort gegeben habe, so könne er es nicht brechen, und müsse beständig Besitzer davon bleiben. Der König billigte seine Gründe, und drang nicht weiter in ihn. Als diese Geschichte zu Ende war, machte Süllv seine Anstalten nach Rouen zurückzugehn. Der König gab ihm unumschränkte Vollmacht mit dem Herrn von Villars und mit allen andern Gouverneurs und Officieren in der Provinz Normandie, Tractaten zu schließen.

Bey Süllys Ankunft zu Rouen, ging sein vorzüglichstes Augenmerk dahin, bey Villars allen Argwohn zu vernichten, den man ihm gegen die Treue Heinrichs IV. einzuflößen gesucht hatte, und er kam so weit, daß er ihm sein Wort gab, die Partey des Königs zu ergreifen, und ihm Rouen zu überliefern. Süllv brachte einige Tage in dieser Stadt zu, binnen welcher Zeit er mit verschiedenen Gouverneurs Unterhandlungen pflog, die ihm die unter ihren Befehlen stehenden Städte zu übergeben versprachen, und nach der Wichtigkeit der Plätze verhältnißmäßige Bedingungen machten. Nachdem alle diese Anstalten getroffen waren, ging er von Rouen ab, um den König zu St. Denis zu treffen. Er begegnete ihm aber auf dem Wege nach Paris wohin er

sich

sich an der Spitze von ungefähr achttausend Mann begab. Der Marschall von Brissac, Gouverneur dieser Stadt für die Ligue, ließ ihm das neue Thor öffnen, das man seit dieser Zeit das Thor der Uebergabe (la porte de la Conference) genannt hat, und Heinrich IV. hielt seinen Einzug in die Hauptstadt seines Königreichs den 22. Merz 1594 um fünf Uhr des Morgens. Er bemächtigte sich sogleich des Louvre, des Palais, des großen und kleinen Chatelets, und kam bis zur Kirche Notre Dam, in die er hineinging, sein Dankgebet zu Gott zu verrichten. Die Soldaten vollzogen seine Befehle so genau, daß sich niemand über die geringste Gewaltthätigkeit beklagen konnte. Man öfnete noch an diesem Tage die Kaufläden mit der nähmlichen Sicherheit, wie mitten im Frieden. Am Abend, da alles ruhig war, nahm der König den Herrn von Süllv an ein Fenster im Louvre bey Seite, um sich wegen seiner Unterhandlung zu Rouen mit ihm zu besprechen, und verlangte die detaillirteste Erzählung von ihm, die er erhielt und aufmerksam anhörte. Er befahl ihm sodann folgenden Tag nach Rouen zurückzugehn, weil er bey gegenwärtigen Umständen nicht selbst hinkommen könnte.

Zwey Tage nach Süllys Ankunft daselbst ließ Villars die Eroberung dieser Stadt durch das Geläute aller Glocken ankündigen. Sie begaben sich nach Notre Dame, wo man das Te Deum öffentlich anstimmte, nach welchem der Admiral ein festliches Mahl gab, dem die Obergerichte, die Kriegsofficiere und der Magistrat beywohnten. Die andern Städte der Normandie folgten diesem Beyspiele.

Sobald Süllv Muße fand, meldete er dem König was zu Rouen vorgefallen war. Den andern Tag machten ihm die vornehmsten der Stadt ihre Danksagung wegen

gen

gen der vielen Mühe die er sich gegeben, und ließen ihm einen Kredenztisch mit überaus schön gearbeitetem und vergoldetem Silbergeschirr, ungefähr dreytausend Thaler am Werth, überreichen. Kurz darauf empfing er zwey Briefe von dem König, einen an ihn und einen an Villars. Letztern ernannten Se. Majestät zu ihrem Cousin, zum Admiral, zum Gouverneur en Chef von Rouen und Havre ꝛc. und nöthigten ihn, nach Hof zu kommen. Der Brief an Süllh enthielt den Befehl, sich auch gleich dahin zu verfügen. Er verreißte auf der Stelle und schlief zu Louviers. Ein Edelmann Nahmens Bois-Rose, Gouverneur des Schlosses zu Fécamp, erfuhr durch das öffentliche Gerücht, der König habe dem Herrn von Villars dieses Schloß verliehen, und da er nicht hörte, daß der König gesonnen sey, ihm eine Entschädigung zu geben, entschloß er sich, seine Klage darüber bey ihm anzubringen. Kurz nach Süllys Ankunft in Louviers kam auch er dahin, und stieg im nähmlichen Wirthshaus ab. Man sagte ihm es sey ein Fremder angekommen, der nach der Aussage seiner Bedienten, sehr wohl bey Hofe stünde, aber seinen Nahmen nannte man nicht. Bois-Rose eilte auf Süllys Zimmer, gab sich ihm zu erkennen, und sagte: er habe Ursache, sich über einen gewissen Herrn am Hofe, Nahmens von Rosny (den Süllh damahls führte) zu beklagen, der, indem er die Gunst des Monarchen mißbrauchte, sowohl ihn, als viele andere dem Herrn von Villars seinem alten Freund aufgeopfert hätte. Er äusserte alsdann sein Verlangen, und stieß verschiedene Schmähworte gegen diesen Herrn von Rosny aus, dem er allein sein Unglück zuschrieb. Süllh sagt selbst in seinen Memoires, daß er damahls eine lustige Rolle gespielt habe. Nachdem Bois-Rose seinen Zorn aus-

gelassen hatte, sagte Sülly: er wäre überzeugt, der Herr von Rosny hätte es niemahls gewagt, etwas ohne ausdrücklichen Befehl des Königs zu unternehmen, und Se. Majestät wären darauf bedacht, ihm eine hinlängliche Entschädigung zu geben. Er setzte noch hinzu: wenn er Herrn von Rosny kennte, so würde er ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, daß er, als ein Mann, der dem Staate schon so viele Opfer gebracht hätte, nicht dazu gemacht wäre, einen rechtschaffenen Officier ohne wahrscheinlichen Grund dazu zu haben, zu disrekommandiren. Dann nahm er Abschied, und versprach ihm, sich bey dem Könige für sein Bestes zu verwenden. Beym Weggehn erkundigte sich Bois = Rose nach dem Nahmen des Herrn, den er so eben verlassen hatte, und erstaunte sehr, als er vernahm, daß es der nähmliche wäre, der von ihm so übel mitgenommen worden. Er ritt darauf eiligst nach Paris, sich einen Schutz zu suchen, der ihn gegen die übeln Dienste, die er nach diesem Vorfalle von Sülly erwartete, in Sicherheit setzte.

Als letzterer in Paris anlangte, gab er dem König von seiner Reise Rechenschaft, und erzählte ihm die Geschichte mit Bois = Rose. Er lachte herzlich darüber, und ließ diesen Officier hohlen. Seine Verlegenheit ergötzte den König und Sülly recht sehr. Dieser, um ihn daraus zu ziehen, sprach zu seinem Vortheil, verschafte ihm eine Pension von zwölftausend Livres, eine Compagnie mit Gehalt, und sechstausend Livres im baaren Gelde. Bois = Rose, der eine so ansehnliche Entschädigung nicht erwartete, faßte für Sülly eine so aufrichtige Freundschaft, daß er ihm seine ganze Lebenszeit ergeben blieb.

Am folgenden Tag des Morgens ließ Sülly dem König, das von der Stadt Rouen erhaltene Silbergeschirr zustellen, und sagte Sr. Majestät, er habe ein Gelübde gethan, nichts von ihren Unterthanen anzunehmen, so lange er in seinen Diensten stünde. Heinrich antwortete: ein Minister der so denkt, muß den König und den Staat reich machen. Allein er wollte, daß Sülly dieses Silbergeschirr aus seinen Händen annehmen sollte, und ließ ihm über dieses öffentliche Geschenk ein Patent ausfertigen, worinn mit deutlichen Worten stund, Sr. Majestät hätten dieses Präsent von der Stadt Rouen erhalten, und den Herrn von Sülly damit beehrt. Den andern Tag schickte er ihm überdieß dreytausend Thaler.

Sülly begleitete den König zur Belagerung von Laon, welche es noch mit der Ligue hielt, dann befahlen ihm Sr. Majestät nach Paris zurückzukehren, wo die Anhänger des Herzogs von Mayenne einen Aufruhr zu erregen suchten. Es gelang ihm, die Ruhe unverzüglich herzustellen, und er begab sich darauf wieder zum König, der noch vor Laon stund. Nach vielen Bitten erhielt er die Erlaubniß mit einem Trupp zu gehn, den man gegen die Spanier schickte, die zur Hülfe der Stadt anrückten, und fast gänzlich niedergemacht wurden.

Heinrich erhielt während der Zeit, als er Laon belagerte, vom Herzog von Bouillon die Nachricht, daß seine Gemahlin gestorben sey und ein Testament hinterlassen habe, in welchem sie ihm das Fürstenthum Sedan mit allen seinen Gütern zugesichert, und sie dem Schutze des Königs von Frankreich übergeben hätte, weil sie befürchtete, der Herzog möchte wegen dieser Schenkung von ihren Seitenverwandten beunruhigt werden. Da der König Ursache hatte, sich über den Herzog von

Bouillon, der bey verschiedenen Gelegenheiten seine Pflicht gegen ihn außer Augen gesetzt, zu beklagen, so fand er für nöthig einen vertrauten Mann mit seiner Antwort abzuschicken, der fähig wäre, den Herzog von Bouillon zu durchdringen, und seine Gesinnungen zu erforschen. Er wandte sich an Süllh, und sagte: „Herr „von Rosny, ich bestimme Sie zu dieser Deputation, „denn wenn mein Brief nicht vermögend ist, Bouillon „zu seiner Pflicht zurückzuführen, so werden es die nach„drücklichen mündlichen Vorstellungen eines so redlichen „Mannes vielleicht bewirken, und sollte beydes vergeb„lich seyn, so ist es doch nöthig die heimlichen Absichten „des Herzogs zu erforschen, und das Kodizill sowohl, „als die vorgegebene Schenkung der Herzogin von Bouil„lon näher zu untersuchen. Er setzte hinzu: Den gu„ten Erfolg, den das Glück allen Ihren Geschäften, „als einen Preis Ihrer Treue zu gewähren scheint, be„wegt mich allein, Ihnen vor allen andern den Vorzug „zu geben. Was Sie für mich thun, werde ich nie „vergessen. Vorzüglich bin ich Ihnen den größten Dank „für die Aufmerksamkeit schuldig, mit der Sie jede Ver„bindung, die meine Liebe für Sie schwächen könnte, „zu vermeiden oder abzubrechen suchen. Während die„ser Unterredung umarmte er Süllh zärtlich, und fügte „noch bey: Ich bitte Sie auf Ihre Sicherheit bedacht „zu seyn, weil Sie durch verdächtige, dem Hause Gui„se unterworfene Oerter reisen müssen, und sich sorgfäl„tig für einen Prinzen zu erhalten, der Sie liebt.“

Süllh machte seine Reiseanstalten, und langte bald zu Sédan an. Ob sich gleich der Herzog von Bouillon zu verstellen und seine Absichten zu verbergen suchte, so durchforschte er ihn doch, und fand, daß derselbe allein die Gemüther der mißvergnügten Huguenotten erhitzte;

Er

Er zweifelte an der Wirklichkeit des Testamentes der Herzogin, weil der Herzog sehr kahle Ausflüchte vorschützte, es nicht zu zeigen. Die damahlige Lage des Königs erforderte indessen, daß er seine ganze Unzufriedenheit gegen ihn zu verbergen suchte. Er stellte sich sogar öffentlich, als wenn er mit seiner Aufführung zufrieden wäre, und beschloß, ihn im Besitz von Sédan zu lassen.

Stets noch mit der Belagerung von Laon beschäftigt, schickte der Monarch Süllv nach Paris, um durch ihn von den dortigen Vorfallenheiten Nachricht zu erhalten. Einige Zeit darauf, nach Eroberung von Laon, ging er selbst dahin, um einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Lothringen, der darum bath, und einen Vergleich mit dem Herzog von Guise, der ihn ebenfalls sehr wünschte, zu Stande zu bringen. Madame de Guise (Katharina von Cleves, Gemahlin des zu Blois getödteten Herzogs von Guise, und Baase von Heinrich IV. Mutter des jungen Herzogs von Guise) stellte ihrem Sohn ohne Unterlaß vor, die Empörung der Prinzen und Großen des Reichs sey, wenn sie durch einen Antrieb der Religion veranlaßt wäre, einigermaßen zu entschuldigen, würde aber nun strafbar, weil Heinrich das einzige Hinderniß seiner unstreitigen Rechte auf die Krone gehoben hätte. Süllv sagt: Diese Dame würde in einem solchen Jahrhundert, wo man einen richtigen Begriff von Tugend und Laster gehabt hätte, durch die Güte ihres Herzens und ihren Verstand die Zierde ihres Geschlechts gewesen seyn. Die Rechtschaffenheit, sagte er, war ihr so eigen und so natürlich, daß man es ihr anmerkte, sie habe nicht einmahl die Idee vom Bösen, weit entfernt, es selbst zu thun, oder zu rathen. Sie besaß dabey einen so sanften Charakter, daß sie nicht die

kleinste Empfindung des Hasses kannte. Ich glaube nicht, daß je eine Frau mit mehr Anstand, mit einem durchdringenderen Verstand, mit einer angenehmeren Ungezwungenheit und Aufrichtigkeit, unterhalten konnte. Ihre Antworten waren voll Witz und Naivetät. Sie war sanft und lebhaft zugleich. Der König mochte sie sehr gerne leiden, und vergaß nicht nur alles Vergangene, sondern er behandelte sie sogar mit der Vertraulichkeit und Offenherzigkeit eines aufrichtigen Freundes. Er ertheilte denen die nöthigen Paß-Ports, die der Herzog von Guise seiner Forderungen wegen, schicken würde, und ernannte zur Unterhandlung mit ihnen, den Kanzler Chiverny, den Herzog von Retz, und den Staatssekretair Beaulieu-Ruse. Diese drey Agenten wollten gerne für geschickte Unterhändler angesehen seyn, und zogen ihre Negotiation so in die Länge, daß sie nach zehen Zusammenkünften nicht weiter als bey der ersten gekommen waren. Die Frau von Guise, ungeduldig über diese Verzögerung, ging eines Tages zum König, als er sich eben mit Sülly unterredete, und ihn bey der Hand hielt. Sie klagte darüber, daß er ihr drey Unterhändler gegeben hätte, die alle drey verschiedene Wege gingen, und nichts zu Ende brächten. „Der erste sagt „nie etwas bestimmteres, als: Man muß sehen, „man muß es überlegen, wir werden besser thun ꝛc. Der andere versteht sich selbst nicht, „ob er gleich unaufhörlich plaudert, und der dritte „kommt niemahls aus einem zankenden Ton heraus.“ Dieß war in der That der Charakter der drey Unterhändler. Die Herzogin überlies sich alsdann gänzlich ihrem Eifer für den König und ihrer Zärtlichkeit für ihren Sohn. Sie nahm seine Hand, küßte sie, und beschwor ihn, dem Herzog von Guise die Hand zu bie-

then,

then, und ihr selbst den Trost zu geben, ihrer Familie die Gnade ihres Königs wieder verschaft zu haben. Sie sprach mit einer solchen Ergießung des Herzens, daß der König, bis zu Thränen gerührt, sagte: „Nun „meine Cousine, was verlangen Sie denn von mir? „Sie sollen alles haben. Nichts anders, sagte sie, als „den zur Unterhandlung mit meinem Sohn zu ernennen, „den Ihro Majestät bey der Hand hielten, wie ich her„eintrat. Was, versetzte der König, diesen bösen Hu„genotten? Wahrlich ich bewillige Ihnen denselben sehr „gerne, ob ich gleich weiß, daß er Ihr Verwandter „ist, und Sie sehr liebt.“ Er nahm sogleich den drey Commissarien dieß Geschäft ab, trug es dem Herrn von Süllly auf, und ließ ihm ein Patent mit dem großen Siegel darüber ausfertigen. Als Herzog von Guise erfuhr, Süllly sey vom Könige beordert worden, mit ihm zu unterhandeln, meldete er seinen Agenten, ihm annehmliche Vergleichsvorschläge zu machen, und die Sache zum Abschluß zu bringen, es möchte auch kosten, was es wollte. Man bewilligte dem Herzog von Guise das Gouvernement in der Provence, statt jenem von Champagne, mit einigen andern unbeträchtlichen Vortheilen, und der Vergleich kam zu Stande.

Die vorigen Commissarien, tadelten diesen Vergleich und verbreiteten am Hofe das Gerücht, Süllly hätte sich nur deswegen damit befaßt, um sich die Frau von Guise verbindlich zu machen. Er wußte sich aber bey dem König zu rechtfertigen, der sein Verfahren vollkommen billigte. Nach dem Tode des Oberaufsehers der Finanzen von D, errichtete Heinrich einen Finanzrath, der aus acht Räthen bestund, und ernannte den Herzog von Nevers zum Oberhaupt desselben. Se. Majestät gab Süllly öfters den Wunsch zu erkennen, er

möchte sich in das Finanzwesen einstudiren, und bewog ihn, eine Stelle in dem so eben errichtetem Finanzrath anzunehmen. Aber der Herzog von Nevers behandelte die Mitglieder dieses Konseils mit einem Stolz und einer Geringschätzung, die Süllh empörte. Eines Tages, als er ihnen wieder so begegnete, und sich auf seine fürstliche Geburt viel zu gute that, verlohr Süllh alle Geduld und sagte ihm, er möchte sich doch erinnern, daß die Grafschaft Nevers zuvor bey dem Hause Bethüne gewesen und von diesem erst an das von Gonzague gekommen sey. Der Herzog von Nevers, der sich dadurch beleidigt fand, brach in Schimpfreden aus, und sagte dem Herrn von Süllh: er wäre ein Hugenot von Vater auf Sohn, und er erinnere sich noch wohl, daß sein Großvater zu Nevers eine traurige Rolle gespielt habe. Süllh gab seine Stelle bey dem Finanzrath auf, und der König, der behutsam verfahren mußte, äußerte: er wäre genöthigt die Beweise seines Zutrauens zu ihm auf eine andere Zeit zu verschieben, und gab ihm die Bedienung eines Staatssekretairs mit zweytausend Livres Gehalt, nebst einer Pension von dreytausend sechshundert Livres.

Als der Herzog von Bouillon sich mit dem König versöhnt hatte, ging er nach Paris, hielt dringend bey Heinrich IV. an, Spanien den Krieg zu erklären, und that diesen Vorschlag im versammelten Rath. Süllh, der zugegen war, wandte alle mögliche Mittel an, den König von den Rathschlägen des Herzogs abzubringen, allein vergeblich, der Krieg wurde erklärt.

Den 26. December 1594 kamen die Herren von Ragny und von Montigny in das Zimmer des Königs, um ihm wegen einiger ihnen aufgetragenen Geschäfte, Rechenschaft abzulegen, und waren von einer ansehnli-

chen

chen Menge Personen begleitet. In dem Augenblick, als er sich bückte einen von ihnen zu umarmen, empfing er einen Messerstich ins Gesicht. Der Mörder wollte sich unter dem Haufen verstecken, wurde aber entdeckt und auf der Stelle eingezogen. Der Stoß hatte die Unterlippe getroffen, sie gespalten, und einen Zahn mitgenommen. Der Königsmörder nannte sich Johann Chatel. Er war der Sohn, eines vor dem großen Thor des Palais wohnenden Tuchhändlers, erst neunzehn Jahre alt, und noch nicht lange aus dem Kollegio der Jesuiten. Zwey Tage nachher wurde er mit vier Pferden zerrissen. Süllv war damahls bey dem König auf dem Zimmer und Zeuge dieses erschrecklichen Auftrittes. Den 29. des nähmlichen Monaths wurden die Jesuiten aus Frankreich verbannt. Der Monarch sandte dem Herzog von Nevers, dem Herzog von Bouillon, und den Herrn von Villars und von Saint-Paul, wovon sich jeder an der Spitze eines Detaschements befand, Befehl zu: die Gränze der Picardie, gegen die Ueberfälle des in der Franche Comté mit einer ansehnlichen Armee stehenden Konnetable von Castilien, Ferdinand von Velasco zu decken.

Als der Marschall von Biron, der mit der Belagerung von Dijon beschäftiget war, erfuhr, der Connetable von Castilien mache Anstalten mit seiner Armee in Frankreich einzudringen, befürchtete er, er möchte ihn angreifen und zwingen, die Belagerung aufzuheben. Er ließ den König von dem, was sich in Burgund zutrug, benachrichtigen und ihn inständig bitten, auf dieser Seite mit so vielen Truppen als er nur zusammenbringen könnte, vorzurücken. Der Monarch errichtete vor seiner Abreise aus Paris ein Konseil, welches alle Geschäfte des Königreichs während des Kriegs

besorgen mußte, und ernannten den Prinzen von Conti zum Präsidenten. Er war eine Zeitlang unentschlossen, ob er Süllly zu einem Mitglied dieses Konseils machen sollte, weil er die Katholiken zu beleidigen fürchtete, die so oft als ein Protestant eine Bedienung erhielt, mißvergnügt waren. Heinrich fühlte indessen, daß es sein Interesse erfordere, einen so weisen als eifrigen Mann wie Süllly, in diesem Rathe zu haben, und stellte ihn dabey an: Die Einigkeit herrschte nicht lange in diesem Konseil. Die Mitglieder desselben beschloßen, aus Eifersucht gegen Herrn von Süllly, ihre Sitzungen bey dem Kanzler, oder bey einem ihrer Kollegen zu halten, und ihn nicht dazu zu lassen. Süllly erklärte gegen sie, da er sähe, daß man die bey den Finanzen eingeschlichenen Mißbräuche nicht abschaffe; so wolle er sich dem Vorwurf nicht aussetzen, daran Theil zu nehmen, und begab sich nach Moret.

Der König trug den 5. Juny 1595 zu Fontaine-Francoise mit einer sehr kleinen Anzahl Cavallerie einen ausgezeichneten Sieg davon. Er jagte achtzehntausend Mann, die der Connetable von Castilien und der Herzog von Mayenne kommandirten, in die Flucht, unterwarf sich ganz Burgund und kehrte nach Paris zurück, wo seine Gegenwart nöthig war, blieb aber nicht lange daselbst. In der Absicht, die Spanier aus dem Reiche zu vertreiben, und den Herzog von Mayenne zum Gehorsam zu zwingen, brachte er seine Armee wieder zusammen, belagerte und eroberte la Fére. Alsdann besetzte er Arras, meldete Süllly sein Vorhaben, und beklagte sich in seinem Briefe sehr über das Konseil. „Ich habe mir, schrieb er, acht Kostgänger auf „den Hals geladen, statt einen, den ich zuvor hatte. „Diese Nichtswürdigen, mit der ungeheuern Anzahl

von

„von Intendanten, die sich bey ihnen eingeschlichen ha=
„ben, theilen den Raub miteinander, und haben über
„hundert tausend Thaler verzehrt, eine Summe, die
„hinreichend gewesen wäre, die Spanier aus Frank=
„reich zu jagen.“ Sr. Majestät trug dem Herrn von Süllv auf, die Rechnung von demjenigen, was sie zur Belagerung von la Fére geliefert hätten, durchzugehn. Er fand, daß sie unter verdeckten Nahmen mit den Einkäufern um die möglichst niedrigen Preise übereinge=kommen waren, damit sie die Waaren dreymahl höher ansetzen konnten, als sie gekostet hatten.

Süllv erzählt, er habe folgende Thatsache vom König selbst erfahren. „Der königliche Schatz war
„den Schweden, Teutschen, und andern im französi=
„schen Sold stehenden Truppen beträchtliche Rückstän=
„de zu bezahlen schuldig. Der Rath schickte einen
„Nahmens von Otoplote ab, den von den Fremden
„bestellten Einnehmern zu verstehn zu geben, daß sie
„niemahls auf eine Bezahlung hoffen dürften, wenn
„sie sich nicht von selbst zu einer so mäßigen Summe
„verstünden, die man ihnen, ohne die Kasse zu erschö=
„pfen, geben könnte. Man ließ sich diese Verminderung
„gefallen, aber die Herren des Raths brachten die gan=
„ze schuldige Summe in Rechnung, und entzogen dem
„König, oder vielmehr den rechtmäßigen Gläubigern,
„den Ueberschuß. Diese Herren, sagt Süllv, schwam=
„men im Ueberfluß, während der Zeit als der König
„und sein ganzes Haus an allem Mangel litten. We=
„nige Tage nachher forderte dieser Monarch achthundert
„Thaler von ihnen, die er zu einer außerordentlichen
„Unternehmung nöthig hatte. Er bath, er beschwor
„sie, ihm diese Summe zu geben; umsonst, Sie arte=
„worteten: anstatt ihm dieses Geld verschaffen zu kin=

nen,

„nen, wüßten sie im Gegentheil nicht mehr, wie sie „sein Haus erhalten sollten. Es ist der Mühe werth, „ihre geführte Wirthschaft näher zu betrachten: Ich „bin, schrieb mir dieser gute König, meinen Feinden so „nahe, und habe kaum ein Pferd, auf dem ich mich mit „ihnen herumschlagen könnte, und keinen ganzen Har„nisch anzuziehen. Meine Hemden sind alle entzwey, und „meine Wamsen an den Ellbogen zerrissen. In meiner „Küche ist oft kein Fünkchen Feuer zu sehen, und seit „zwey Tagen speise ich bald da bald dort. Meine Haus„meister sagen, sie wüßten nicht mehr, wovon sie mei„ne Tafel besetzen sollten. Heinrich klagte in seinem „Brief über so schreyende Mißbräuche, weniger um sei„ner Person, als um seiner Unterthanen willen, die er „nach seinem eigenen Ausdruck, wie seine Kinder be„trachtete, indem ihm der Himmel keine andern ge„schenkt hätte.“ Er schloß damit, daß er die Stände des Reichs versammeln würde, um ein Mittel ausfündig zu machen, allen diesen ungetreuen Verwaltungen zu steuern.

Der König befahl Herrn von Sülly, zu ihm nach Amiens zu kommen, und trug ihm daselbst auf, zu seiner Schwester Madame Katharina nach Fontainebleau zu gehn, und sie zu bewegen, ihre Hand dem Herzog von Montpensier zu geben. Sülly vollzog diesen Auftrag mit Widerwillen, weil er wußte, daß die Prinzessin den Herzog von Montpensier eben so sehr haßte, als sie den Grafen von Soissons liebte. Seine Provezeyhung traf ein. Madame Katharina empfing ihn sehr übel, brach in heftigen Zorn aus, und ging so weit, daß sie ihm demüthigende Reden gab. Bey seiner Zurückkunft nach Paris erhielt er einen Brief vom König, der ihm einen so herben Kummer verursachte, daß er darüber

krank

krank zu werden besorgte. Madame Katharina hatte sich in einem Schreiben an den Monarchen beschwert, Süllly habe den Respect gegen sie auf die Seite gesetzt, weshalb sie Genugthuung verlange. Sr. Majestät schrieb hierauf an Süllly: er müsse sie ihr sogleich verschaffen. „Ich kann es nicht dulden, waren die Ausdrücke des „Monarchen, daß einer meiner Unterthanen eine Prin„zessin beleidigt, die meine Schwester ist, ohne ihn da„für zu strafen, wenn er sein Vergehen nicht durch Un„terwerfung wieder auszulöschen sucht.“ Süllly fühlte damahls, wie gefährlich es sey, den Großen zu dienen. Man muß seinen Verdruß oft verbeissen, und die Vernunft ihrem Willen aufopfern. Der König achtete weder auf die ihm selbst gegebene Ordre noch auf die vom Süllly vor Uebernahme dieser Commission ihm vorgestellten Gründe und versagte ihm seinen Beystand. Süllly befand sich auf einem fürchterlichen Scheideweg. Entweder mußte er den Hof verlassen, und die Früchte aller seiner Arbeit in dem Augenblick verliehren, da er sie einzuärndten glaubte, oder er müßte sich der verächtlichen Begegnung einer stolzen Prinzessin aussetzen.

Mitten in dieser schrecklichen Verlegenheit kam der Courier den er mit einem Schreiben, das die Erzählung des Vorfalles zwischen Madame und ihm enthielt, an den König geschickt hatte, mit der Antwort zurück. Es hatte derselbe unterwegs den Fus verrenkt, und dieses war Ursache, daß der von Madame ihm zuvorkam. Der zweyte Brief des Königs an Süllly war ungefähr folgenden Inhalts: „Sie werden jetzt wegen „meines ersten Briefes recht sehr über mich aufgebracht „seyn. Ich habe ihn in den ersten Aufwallungen des „Zorns, den Sie an mir kennen, und auf die über„triebenen Klagen und ungestümen Bitten meiner

Schwe-

„Schwester geschrieben. Um Sie aber zu trösten, ge„be ich Ihnen mein Wort, Sie in keinem Stück mehr „zu verkennen, und wenn ich es nicht halte, so erlau„be ich Ihnen, sich meines eigenen Briefes gegen mich „zu bedienen. Kommen Sie zu mir, mich von allem „noch umständlicher zu unterrichten, und seyn Sie ver„sichert, daß Sie von mir eben so gut als jemahls em„pfangen werden sollen, wenn ich auch das alte Sprüch„wort von Bourbon gebrauchen müßte: es mag darüber „murren, wer da will. Gott befohlen mein Freund.“ Dieser zweyte Brief war vom 17. May 1596 und der erste vom 15ten. Süllly ging ohne Verzug nach Amiens zum König, erzählte ihm was zu Fontainebleau zwischen Madame und ihm sich zugetragen hatte, und Seine Majestät versicherten, daß Sie mit seinem Betragen sehr wohl zufrieden seyen. Madame Katharina ward in der Folge belehrt, Süllly sey gezwungen gewesen, auf diese Weise mit ihr zu verfahren, und sie schenkte ihm ihre vorige Gewogenheit wieder. Der Herzog von Mayenne, welcher einsah, daß die Spanier nicht redlich mit ihm handelten, suchte sich mit dem König zu vergleichen und schickte ihm einen glaubwürdigen Mann, der ihm seine Forderungen vorlegte, und die Unterhandlung darüber zu Stande brachte. Der Herzog ging nach Monceaux, wo der König sich damahls aufhielt. Er fand ihn im Park, da er eben mit Süllly allein darinn herumging, warf sich auf ein Knie, umfaßte seinen Schenkel, versicherte ihn seiner Treue und dankte, daß er ihn vom Stolze der Spanier, und von der Tücke der Italiäner befreyt hätte. Der König umarmte ihn, hieß eilig ihm aufstehen, nahm ihn bey der Hand und unterhielt sich vertraulich mit ihm über die Verschönerungen, die er noch in dem Schloß und in den Gärten anzubringen gedächte

dächte. Der Monarch ging so geschwind, daß der Herzog, der von einem podagrischen Schmerz am Schenkel, von seinem dicken Körper, und von der großen Hitze, die damahls war, sehr geplagt wurde, ihm kaum folgen konnte, und sich doch nicht darüber zu beklagen getraute. Als der König sah, daß er ganz erhitzt und mit Schweis bedeckt war, sagte er ganz leise zu Süllh: „wenn ich diese dicke Maschine noch lange „spatziren führe, so bin ich für alles Unrecht, das er „uns angethan hat, ohne viele Mühe gerächt. Hier„auf wandte er sich an den Herzog mit folgenden Wor„ten: Sprechen Sie aufrichtig mein Cousin: gehe ich „Ihnen nicht ein wenig zu geschwind?“ Der Herzog antwortete: er wäre beynahe erstickt, und wenn Se. Majestät so fortgefahren hätten, so würden sie ihn ums Leben gebracht haben, ohne daran zu denken. „Hier „haben sie meine Hand, versetzte der König mit einer „lächelnden Miene, indem er ihn nochmahls umarmte „und ihn auf die Schulter klopfte, dieß ist die ganze „Rache, die Sie von mir empfinden sollen.“

Der Herzog von Mayenne, von dieser Aufrichtigkeit gerührt, wandte nochmahls seine Kräfte an, sich auf das Knie zu werfen, und dem König die Hand zu küssen. Er versicherte ihn mit einem Schwur, daß er ihm in Zukunft dienen wollte, und wäre es gegen seine eigenen Kinder. „Nun wohlan, ich glaube es, sagte „Heinrich, und damit Sie mich noch länger lieben und „mir dienen können, so ruhen Sie in dem Schlosse aus, „und kühlen Sie sich ab, denn Sie haben es sehr nö„thig. Ich will Ihnen zwey Bouteillen Wein von Ar„bois geben lassen, denn ich weiß wohl, daß Sie ihn „lieben. Hier haben Sie Rosny, den ich Ihnen zum „Begleiter anvertraue, er wird die Ehre des Hauses

„ma-

„machen, und Sie nach Ihrem Zimmer führen. Es „ist einer meiner ältesten Diener, dem es die größte „Freude verursacht, zu sehen, daß Sie in meine Dien„ste treten, und mich von Herzen lieben wollen —

Der König setzte nun seinen Spatziergang fort, und übergab den Herzog von Mayenne dem Herrn von Sülly, der ihn in einer grünen Laube ausruhen ließ.

Da Heinrich IV. sah, daß die Finanzen übel administrirt wurden, ob er gleich zu besserer Einrichtung derselben einen Rath angeordnet hatte, so wollte er Sülly gerne wieder hinein haben. Aber die Mitglieder desselben kannten seine Redlichkeit und suchten immer durch neue Ausflüchte ihn von sich zu entfernen.

Der Monarch erhielt endlich solche überzeugende Proben von ihrer Untreue, daß er den Entschluß faßte, eine schleunige Vermittlung zu treffen. Man bewieß ihm, der Finanzrath habe die Steuer der Normandie für dreyßigtausend Thaler verpachtet, und um diese Summe, die in der Rechnung weit unter dem wahren Preis angegeben war, unterschlagen zu können, hatte man sie zur Bezahlung der alten Schulden der königlichen Schatzkammer bestimmt. Man bewieß ihm ferner, daß die fünf großen Pachtungen nur um den vierten Theil ihres Werths verpachtet wären, weil die Pächter, die sie durch Nachsicht der Herren Finanzräthe um diesen Preis übernommen hatten, den unermeßlichen Gewinn, den sie abwürfen, mit ihnen theilten. Die Gierigkeit dieser Herren war noch nicht gesättiget. Sie hatten auf alle andere königliche Einkünfte, unter dem Vorwand des zu Calais, Cambrai, und Ardres ꝛc. erlittenen Verlustes, so enormen Abzug bewilligt, daß sie ohne Unterlaß verminderten, anstatt zu vermehren.

Der

Der König wurde unwillig, ließ Sülly rufen, und befahl ihm nach Paris zu gehen, um zu untersuchen, woher eine so große Verschwendung der Gelder käme, die man niemand anders, als den Herrn Finanzräthen zuschreiben könnte. Sülly antwortete: da er ohne Bestallungsbrief sey, so hätte er kein Recht in das Konseil einzutreten und sich Gehör zu verschaffen. Der König ließ ihm auf der Stelle einen ausfertigen. Aber Sülly glaubte, daß es nun die rechte Zeit sey, dem Monarchen noch vor seiner Abreise, eine ihm beygefallene Idee mitzutheilen, welches er denn auch bey Abhohlung seiner Ordre that. Er sagte ihm: er glaube, es wäre nöthig, daß er sich vor dem zur Eröffnung der Ständeversammlungen bestimmten Tag, in einige der vornehmsten Generalitäten des Reichs begäbe, um daselbst eine bessere Einsicht der gegenwärtigen königlichen Einkünfte, der Verminderung, die sie erlitten, und der Verbesserungen, die man ihnen verschaffen könnte, zu erlangen, damit er nach dieser Untersuchung die Forderungen die er an den Ständen zu machen hätte, bestimmen, und nach Proportion auch von der Stärke der übrigen Generalitäten des Königreichs urtheilen könnte. Außer diesen Vortheilen würde er bey Visitation der Generalitäten finden, wo die drey bis vierhunderttausend Thaler hingekommen seyen, die er von dem Rath vergeblich verlangt habe. Er sagte ferner dem König: daß er bey dieser Revision eine hinlängliche Vollmacht von ihm haben müßte, um die Steuereinnehmer und gefließentlichen Rebellen ihrer Aemter zu entsetzen, oder sie alle gänzlich aufzuheben, und die Rechtschaffenheit der besser gesinnten zu belohnen. Dem König gefiel dieser Vorschlag überaus wohl, und er trug ihn in der ersten Rathsversammlung vor. Die Räthe, in der Meinung,

daß man sich nicht einfallen lassen würde, jemand anderem als ihnen den Besuch der Generalitäten anzuvertrauen, wobey sie ihr Schäfchen zu scheeren hofften, traten diesem Vorschlag einstimmig bey. Der König ernannte, nach seiner Verabredung mit Sülly, nur einen von den Finanzräthen zur Visitation von zwey Generalitäten, die Untersuchung einiger anderer trug er verschiedenen andern Personen auf, die vier vornehmsten wies er aber Herrn von Sülly an. Jetzt bereuten es die Herren Finanzräthe, die Ausführung eines Plans nicht verhindert zu haben, der ihre Untreue an den Tag bringen konnte. Sie bothen alle Kräfte auf, sie noch zu hintertreiben, hatten es aber mit einem allzu geschickten und standhaften Manne zu thun, als daß sie ihren Zweck erreichen konnten. Sülly fing seine Operationen an, und wurde bald gewahr, daß die Glieder des Finanzkonseils, bey den Schatzmeistern von Frankreich, den Ober- und Untersteuereinnehmern, den Kontroleurs, den Schreibern, bis auf die geringsten Bedienungen herab schon zuvorgekommen waren. Alle thaten, was die Finanzräthe nur immer von ihnen verlangten; einige verreißten und schloßen ihre Bureaux; andere zeigten mit aller möglichen Geschicklichkeit verfälschte Rechnungen vor, andere begnügten sich, ihm Ordres, von dem Herrn Staatssekretair von Fresne, von dem Herrn Ober-Finanzkontroleur von Incarville, und von den Bureaux, sehen zu lassen, die ihnen verbothen, ihre Bücher und Rechnungen niemand wer es auch sey, zu weisen. Sülly schlug im Anfang den Weg der Güte ein, suchte ihren Ehrgeitz rege zu machen und ihr Gewissen zu rühren. Aber umsonst. Er ließ alsdann das Gerücht verbreiten, die Stände des Reichs versammelten sich nur, um die mäßige Anzahl der Aemter und der dabey angestell-

ten

ten Personen, vorzüglich der Schatzmeister von Frankreich, die die unnützeste, zugleich aber auch die ungelehrigste Klasse von Menschen ausmachte, zu unterdrücken, und daß man endlich nur diejenigen, die sich durch Rechtschaffenheit und Treue auszeichneten, beybehalten würde. Auch diese Drohung blieb ohne Wirkung und Süllh sah sich genöthigt von seiner erhaltenen Gewalt Gebrauch zu machen. Er dankte fast alle Finanzbedienten ab und ließ ihr Amt durch zwey von jedem Collegium verwalten, die er unter denen aussuchte, die ihm die besten Eigenschaften und das reinste Gewissen zu haben schienen. Dadurch bemächtigte er sich aller Bücher und Rechnungen, die ihn in den Stand setzten, die herrschenden Ungerechtigkeiten und Betrügereyen, einzusehen. Er lernte die List und die Schleichwege der Pächter kennen, ihre Verstellungen, die Unterdrückungen, Verfälschungen, die doppelten Rubriken, und eine Art von Verwirrung, durch welche aber die Finanziers ganz deutlich hindurchsahen. Er ließ die alten Schulden sammt den Baarschaften ins Reine bringen, berichtigte die Wechselbriefe sowohl von dem laufenden als von den drey vergangenen Jahren, und brachte über fünfmahlhunderttausend Thaler zusammen, die für den König verlohren gewesen wären. Die Summe würde noch viel ansehnlicher geworden seyn, wenn man die gerechte Wiedererstattung der verschiedenen Gelder, die durch die Hände aller dabey angestellten Personen gegangen waren, verlangt hätte.

Die andern Commissarien waren nicht so glücklich, oder so standhaft wie Herr von Süllh, ausgenommen Herr von Caumartin, der nach Lyonnois, Berry und Auvergne geschickt wurde und dem König zweymahl-

hunderttausend Livres zurückbrachte. Die Mitglieder des Finanzrathes, wurden von allen Unternehmungen des Herzogs von Süllh genau unterrichtet, und fühlten den Nachtheil, den ihr guter Nahme und ihr Glück darunter leiden würde. Sie suchten daher Mittel sein Vorhaben zu vereiteln, oder ihn selbst zu stürzen, und gewannen zu dieser Absicht viele Personen, die den König zu überzeugen suchten, Süllh erlaube sich die grausamsten Bedrückungen gegen das Volk, ohne den geringsten Vortheil für den Monarchen, indem die Summen, die er mit so vieler Mühe eintreibe, bald wieder zur Bezahlung der Pensionen der Prinzen vom Geblüt, und zur Besoldung der Oberofficiers der Krone, angewandt werden müßten. Süllh erfuhr alle ihre Schritte und Reden, ließ sich aber in seinen Unternehmungen nicht stöhren, und nahm die weisesten Maasregeln, sich in den Stand zu setzen, seinen Anklägern Rede und Antwort geben zu können.

Der König achtete anfangs nicht auf ihre Vorstellungen; in der Folge fing er aber an zu befürchten, die wenige Erfahrung des Herrn von Süllh, möchte doch eine üble Wirkung haben. Er befahl ihm, eiligst zurückzukommen, und da er sah, daß sich ein allgemeines Geschrey am Hof gegen ihn erhob, so ward ihm bange, er dürfte seine Gewalt mit zu vieler Härte mißbrauchen, und [illegible]ef ihn durch eine ausdrückliche Ordre nach Paris. Sully sah mit Verdruß, daß man ihn mitten in seinen Arbeiten unterbrach, machte aber alle Anstalten zur Vollziehung des erhaltenen Befehls. Er ließ sich eiligst über seine vier Generalitäten vier Rechnungsauszüge machen, sie von acht Generaleinnehmern unterschreiben, und seine fünfmahlhunderttausend Thaler

ler auf siebenzig Karren in Begleitung der acht Generaleinnehmer, und unter Bedeckung des Profosen und dreyßig Gardisten von der Marechaussée nach Rouen führen, wohin sich der König seit kurzem zur Versammlung der Reichsstände begeben hatte.

Die Finanzräthe nahmen ihre Zuflucht zur Verleumdung, um die Ungnade des Herrn von Süllh zu beschleunigen. Sie versicherten den König, er habe die Officiers und die Commis seiner Finanzen ins Gefängniß geworfen, und betheuerten ihm mit einem Eid, daß er aus Eitelkeit und Prahlerey funfzig der vornehmsten, in seinem Gefolge an Ketten geschlossen mit sich führte. Der König der sich nicht einbildete, daß man die Lügen mit so vieler Dreistigkeit so weit treiben könnte, empfing Süllh sehr kalt, als er ihm seine Aufwartung machte, und fragte ihn: warum er sich so unnöthiger Weise mit einem Gelde belastet hätte, das Personen, denen er nicht zu nahe treten wollte, gewöhnlich selbst in Empfang genommen hätten. Süllh antwortete, Sr. Majestät seyen von der ganzen mitgebrachten Summe, weder den Prinzen vom Geblüt, noch einem Pensionisten des Staats einen Heller schuldig, indem sie alle vom Quartal des Monaths April bezahlt wären, und daß sie es auch pünktlich für die Monathe July und October seyn würden, weil er nichts von den laufenden Pachten im voraus genommen hätte. Der König ließ ihn das Gesagte öfters wiederholen, und versetzte: „Bey Gott, das „sind doch abscheuliche Leute, und unverschämte Betrügereyen! Was wollen Sie denn aber mit allen den „Einnehmern, machen, die Sie gefangen bey sich führen?“ Es kostete ihm keine Mühe zu beweisen, daß dieses Vorgeben bloße Verleumdung war,

Man hatte dem Monarchen auch noch versichert, die von Sülly mitgebrachte Summe könnte nur sehr mittelmäßig seyn. Aber wie erstaunt und zufrieden war er, als er sah, daß sie sich auf funfzehnmahlhunderttausend Livres belief. Er befahl ihm, zehntausend Thaler den Schweitzern zu schicken, die sich beklagten, keine Zahlung erhalten zu haben. Sülly übersandte sie ihnen. Diese Summe war eben unterwegs, als er von Herrn von Harlay de Sancy, einem der Finanzräthe, ein Billet erhielt, worinn er ihm auftrug, dem Ueberbringer desselben, Charron, neunzigtausend Thaler als Sold für die Schweitzer zu behändigen. Sülly, aufgebracht über den trocknen Ton, in dem Herr von Sancy ihm schrieb, sagte zu Charron, er kenne weder Sancy, noch seine Hand, noch seine Ordres. „Was, versetzte Charron, „Sie kennen Herrn von Sancy nicht?“ und wunderte sich sehr darüber, daß Herr von Sülly, einem Manne, vor dem der ganze Rath zitterte, und der gleichsam den Rang als Oberfinanzintendant hatte, eine solche Antwort gab. Als Sancy sie erfuhr, gerieth er in Wuth, stieß verschiedene Reden gegen ihn aus, und sagte: „Bey Gott, wir wollen sehen, ob er nicht weiß, wer „ich bin.“ Er ging zum König, der ihm beym ersten Anblick sagte: „Nun wie ist's! Wollen Sie den Sold „an unsere Schweitzer nicht bezahlen?

„Nein Sire, versetzte Samy mit einer zornigen Miene, „denn es beliebt Ihrem Herrn von Rosny nicht, der den „Kaiser in seinem Hause spielt, und auf seinen Geldfäßern, „wie der Affe auf seinem Blocke sitzt, der niemand kennen „will, und der vielleicht selbst nach Ew. Majestät so „wenig fragt, als nach andern.“

„Was

„Was soll das, erwiederte der König? Ich sehe „wohl, was es ist. Man wird niemahls aufhören, die„sem Manne übel mitzuspielen, weil ich mein Vertrauen „in ihn setze, und er mir treu dient, ich kann also seine „abschlägige Antwort um so viel weniger glauben, da er „mit mir übereingekommen ist, dieses Geld den Schwei„zern zu geben.“ Sancy versicherte, er sage die Wahrheit, und nahm die Betheurung des Charron, der mit zugegen war, zu Hülfe. Der König merkte, daß neue Cabalen gegen Süllv auf dem Tapete wären und ließ ihn rufen.

Sobald er ihn gewahr wurde, sagte er zu ihm: „Was haben Sie denn mit dem Sancy?“

Süllv erzählte ihm alles, aber auf eine demüthigende Art für letztern. Dieser Finanzrath, der einen aufbrausenden Charakter hatte, nahm einen herrischen Ton an, und es entspann sich in Gegenwart des Königes ein sehr lebhafter Streit zwischen ihm und Süllv. Der Monarch geboth ihnen Stillschweigen, und Süllv, der sich gegen den König wandte, sagte: er bäthe ihn inständig, ihm in Sachen, wo er auf seine Ordre handele, keinen Vorgesetzten zu geben. Die Gallerie von Saint-Ouen, wo dieser Auftritt vorfiel, war mit Menschen angefüllt. „Einige sagten: es wird schwer „halten, daß diese zwey Männer noch lange Zeit einer„ley Amt verwalten, ohne daß einer den andern ver„drängt; aber nach des Königs Denkungsart, wird der „beste Oekonom sein Mann seyn. Andere sagten lä„chelnd: das ist ein Tollkopf, der einen andern gefun„den hat, der ihm nicht leicht nachgeben wird.“

Es verbreitete sich bald das Gerücht: der Herr von Süllv habe dem König ansehnliche Summen mitgebracht,

und eine Menge Gläubiger fanden sich ein. Sie waren fast alle von den Finanzräthen abgeschickt, die es sehr wünschten, diese Summe in kurzem verschwinden zu sehen, und von ihren ausgestellten Obligationen die gewöhnlichen Vortheile zu ziehen hofften. Da Sülly ein gewisses Kapital zu dem, was der König ohne Aufschub vorzunehmen beschlossen hatte, zurückbehalten wollte, ohne das Volk mit neuen Abgaben zu beschweren, so widerstand er dem Ungestüm der Gläubiger, und den Drohungen der Finanzräthe. Der König verlangte, er sollte die ihm mitgebrachte Summe aufbewahren, und äußerte, daß er sein Geld nirgend sicherer glaubte, als in seinen Händen; aber Sülly, ließ sie, der Verleumdung auszuweichen, in den königlichen Schatz bringen, und versprach dem Monarchen, über den Gebrauch, den man davon machen würde, sorgfältig zu wachen, damit kein Unterschleif dabey vorgehen könnte. Er behielt davon zurück, was zur Bezahlung des gegenwärtigen Dienstes der Kriegsleute, zu Aufwand einer Artillerie von zwanzig Stück Kanonen mit doppelten Equipagen nöthig war, eine Provision von anderen Belagerungsgeräthschaften ungerechnet, und ließ alles nach Amiens führen. Noch nahm er funfzigtausend Thaler davon, die zu besondern Ausgaben, und zu Chatoullgeldern des Königs bestimmt waren; und da er nach genauem Ueberschlag fand, daß noch viermahlhundertfunfzigtausend Thaler übrig blieben, so hob er die alten Rechnungsextrakte, und diejenigen, die die Summen bestimmten, die vom Ganzen genommen waren, sorgfältig auf. Er wollte alsdann die Treue der Finanzräthe auf die Probe stellen, und that, als wenn er bey der Vertheilung der Gelder nur nachläßig zu Werke ge-

gan-

gangen wäre; und als man eine doppelte Abschrift seiner Rechnungsanzeige von ihm verlangte, so gab er zur Antwort, daß er sich um eine Summe, die schon in andere Hände gekommen wäre, nicht mehr bekümmere, und da die Verwendung der Gelder in Gegenwart von Zeugen geschehen sey, so habe er alle diese unnützen Papiere zerrissen.

Die Räthe, in der Meinung, seine Versicherung seye gegründet, ließen von dem nach dem königlichen Schatz gebrachten Geld, wovon Sülly vorgab, keine Rechnung darüber zu halten, einige Summen entnehmen; weil man aber ohne Anweisung des Finanzrathes nichts ausbezahlte, so trug er Sorge, ein genaues Verzeichniß davon aufzubehalten. Diese Anweisungen beliefen sich auf funfzigtausend Thaler, folglich mußten noch viermahlhunderttausend Thaler übrig bleiben. Als der König befahl, daß man zweymahlhunderttausend Thaler zur Versendung nach Amiens, wo Anstalten zur Belagerung von Hedin gemacht wurden, herbeyschaffen sollte, so antwortete Sancy und die andern Räthe: sie glaubten, diese Summe möchte sich noch in dem königlichen Schatz befinden, er würde aber durch Herausnahme derselben, ganz erschöpft seyn. Sie ließen den von Incarville kommen, der die Rechnung führte, und versicherte, daß kaum zweymahlhunderttausend Thaler in der Schatzkammer blieben. Der König, dem Sülly erst vor drey Tagen gesagt, daß noch viermahlhunderttausend Thaler da seyn müßten, verwunderte sich sehr. Aber die Finanzräthe, sprachen auf eine so positive Weise, daß er es glaubte und zu Sülly sagte: er müßte sich irren. Letzterer versicherte dem von Incarville, in Gegenwart der Räthe, die der Monarch kommen ließ,

er müsse sich selbst um die Hälfte irren. Von Incarville antwortete: Seine Rechnungen wären sicherer als sein Gedächtniß, und erboth sich, den folgenden Tag einen Auszug von allen Ausgaben mitzubringen. Süllly ließ ihnen bis auf den letzten Augenblick den schmeichelhaften Wahn, daß sie einen vollständigen Sieg über ihn erhalten würden. Er verbarg sogar dem König seine List, und litt geduldig die Vorwürfe, die er ihm darüber machte, sich von der ganzen Summe wider seinen Rath entblößt zu haben.

Von Incarville brachte dem König den andern Tag die Bücher, und es fand sich in der Ausgabe kein Irrthum, aber in der Einnahme. Die Finanzräthe glaubten, Süllly habe die Rechnungsextrakte, welche die Münzsorten und die Summe der Gelder die zu verschiedenenmahlen nach dem königlichen Schatz gebracht worden, beweisen sollten, verlohren. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit der man über den Artikel der Einnahme für jeden, der den Beweis des Falschen davon nicht mit klaren Dokumenten belegen konnte, ein undurchdringliches Dunkel verbreitet hatte. Er verlangte die Empfangscheine zu sehen. Das Konseil erboth sich, von den Obereinnehmern Berichte erstatten zu lassen, wie viele Wagen, und mit welchen Geldsorten in den königlichen Schatz gebracht worden. Von Incarville schlug vor, mit ihm zu gehn und die Finanzpapiere zu durchsuchen, weil sie nicht aus dem Bureau kommen dürften. Er begab sich dahin, und fand alles in Ordnung und wie gewöhnlich eingerichtet. Hier machten ihm die Räthe unangenehme Vorwürfe. Aber Schande und Verwirrung folgten bald auf diesen eingebildeten Triumph. Süllly zeigte die Rechnungen und Auszüge,

von

von den Obereinnehmern unterzeichnet und eine genaue Liste aller Anweisungen vor. Sich aus der Verlegenheit zu ziehen, schickte von Incarville an den König einen Commis, der ihm sagen mußte, da der Aufseher, der den Schlüssel des Saals, wo die Bücher lägen, in Verwahrung hätte, eines Tages wie die stärkste Ladung angelangt, abwesend gewesen wäre, und die Ueberbringer derselben sehr geeilt hätten, so habe er die Summe dieser Fuhre nur auf ein einzelnes Blatt notirt, in der Absicht sie durch von Incarville berichtigen, unterzeichnen, und alsdann in die Bücher eintragen zu lassen; da es ihm aber aus dem Gedächtnis entfallen wäre, so käme er Se. Majestät um Vergebung zu bitten. Der König gab ihm einen gelinden Verweis, und befahl, die Bücher in Zukunft in besserer Ordnung zu halten. Er nahte sich alsdann dem Konnetable von Montmorecii, der eben hereintrat, und sagte ihm in Gegenwart aller Hofleute, die in der Gallerie wo diese Scene vorfiel, versammelt waren: „Ich habe mein Geld wieder gefunden, „und ich will Ihnen gewiß die kennen lernen, in die „ich Vertrauen setzen soll.“ Dieß war eine zu leichte Strafe für das Verbrechen der Entwendung öffentlicher Gelder.

Der Tag der Versammlung der Reichsstände, oder vielmehr der Notablen, rückte heran. Wir bedienen uns hier der eigenen Worte des Herrn von Süllly über diesen Gegenstand. „Die Ursache, die Benennung Assemblée der Notablen, anstatt der erstern zu gebrauchen, rührt einzig und allein von den Juristen und Finanziers her, die, da sie sich fühlten, daß ihre Reichthümer und ihr Kredit, ihnen bey dieser Gelegenheit einen Vorzug über andere Stände geben könnten, den sie nur mit der

Geist-

Geistlichkeit theilen wollten, es demüthigend fanden, sich bis zur Classe des Pöbels erniedrigt zu sehen, welches geschehen seyn würde, wenn die bey den Ständeversammlungen eingeführte Formalitäten, und besonders der Unterschied der drey Stände statt gehabt hätten. Sie erschienen wirklich in einem Glanze und mit einer Pracht, bey der man den Adel, die Officiere und andere Mitglieder des Staats für nichts rechnete, indem diese, da sie weder durch reiche Equipagen, noch durch schimmernde Vergoldungen, noch durch den Prunk eines zahlreichen Gefolges und anderer Gegenstände des Neides, die Augen blenden konnten, den Respect und die Verehrung des Volkes, oder vielmehr die immerwährende Probe unserer Ausartung und unserer Thorheiten, nicht auf ihrer Seite hatten. Dieß ist schon ein großer Theil der Vorstellung, die man sich von diesen großen Versammlungen, welche man Erlauchte nennt, machen muß. Diese Leute, von denen man glauben sollte, sie würden einen Geist voll Weisheit, Vaterlandsliebe, und jenen Eifer, der die alten Gesetzgeber beseelte, mit hineinbringen, beschäftigen sich größtentheils damit, ihren lächerlichen Luxus, und ihre Weichlichkeit zur Schau auszustellen, Dinge, die sie in den Augen weniger parteyischer Zuschauer als wir sind, aufs höchste entehren würden. Die Uneinigkeit der Mitglieder dieser Versammlung, der Widerspruch, das entgegengesetzte Interesse, die Begierde sich einander aus dem Sattel zu heben, der Parteygeist und die Verwirrung, die das Gemählde vollenden, entspringen aus eben der unreinen Quelle, aus der die Niederträchtigkeit herfließt, womit die Beredsamkeit geschändet wird. Durch welches Verhängniß kömmt es denn, daß die höhern Kenntnisse,

nisse, die sich unsere Nachkommenschaft im Vergleich mit ihren Vorfahren erwirbt, der Tugend niemahls zum Vortheil gereichen, sondern nur zur Verfeinerung des Lasters dienen? Ich will damit nicht sagen, daß sich nicht auch in diesen Versammlungen eine kleine Anzahl Personen befänden, die zugleich Tugenden und Fähigkeiten besäßen, und die nicht auch dafür bekannt wären; aber anstatt ihrer Bescheidenheit Gewalt anzuthun, nimmt man eine Vergessenheit und Verachtung gegen sie an, die ihre Stimme, und mit derselben die des allgemeinen Besten erstickt. Auch lehrt eine lange Erfahrung, daß die Zusammenberufung der Reichsstände selten das Gute bewirkt hat, das man ihr zutraute. Zu dieser Absicht müßten ihre Mitglieder gleiche Einsichten in der guten und ächten Staatsklugheit besitzen, oder wenigstens müßte die Unwissenheit und Bosheit vor der kleinen Zahl der Redlichen und Aufgeklärten verstummen. Aber leider befindet sich bey einer Menge Thoren kaum ein einziger Weiser, und über dieses ist der Hochmuth der erste Begleiter der Thorheit. Hier trifft es mehr als irgendwo ein, daß große Tugenden, anstatt Verehrung und Nacheiferung nichts als Haß und Neid erzeugen.

Ist übrigens der Monarch, unter dessen Regierung die Reichsstände zusammenkommen, mächtig und eifersüchtig auf seine Gewalt, so wird er sie bald zum Stillschweigen zu bringen, oder ihre Projekte zu vereiteln wissen. Ist es ein schwacher Fürst, der die Rechte seines Blutes nicht kennt, so wird die Frechheit bald den Zügel schießen lassen, und das Königreich in das mannichfaltige Unglück stürzen, das die Geringschätzung der monarchischen Autorität zum Grunde hat. Es wäre daher

her

her nöthig, daß der Regent und die Unterthanen von ihren Rechten und wechselseitigen Pflichten gleich gut unterrichtet dabey erschienen. Das erste Gesetz des Monarchen ist: sie alle zu beobachten. Er hat selbst zwey Oberherren, nähmlich Gott und das Gesetz. Die Gerechtigkeit muß auf dem Thron den Vorsitz führen, und die Gelindheit dessen festeste Stütze seyn. Gott ist der wahre Eigenthumsherr aller Königreiche, und die Könige, als seine Stellvertreter, müssen dem Volke das Bild seiner Eigenschaften und Vollkommenheiten seyn. Sie werden ihm nur so lang in seinem Regimente gleichen, so lange sie als Väter regieren.

Was das erste Gesetz der Unterthanen betrifft, so legt ihnen die Religion, wie die Vernunft und die Natur, den Gehorsam auf. Sie sollen ihre Fürsten hochachten und verehren, als das Ebenbild jenes unumschränkten Herrn, der sich, wie es scheint, durch dieselben auf Erden sichtbarer machen wollte, wie durch jene prachtvollen Meisterstücke des Lichts am Himmel. Sie sind ihnen diese Empfindungen, aus Erkenntlichkeit, für die Ruhe schuldig, die sie unter dem Schutze des königlichen Nahmens genießen. Dem Unglück, einen ungerechten, ehrgeitzigen, und jähzornigen König zu haben, können sie nur das einzige Mittel entgegen stellen: ihn durch Unterwürfigkeit zu besänftigen, und Gott durch Bitten zu erweichen. Alle jene gerechten Gründe, die man zum Widerstand gegen sie zu haben glaubt, sind, genau betrachtet, nichts anders, als eben so viele mit den feinsten Farben ausgeschmückte Beschönigungen der Untreue; und nie wurden durch dieses Betragen die Fürsten gebessert, und die Abgaben vermindert. Das Uebel, worüber man seufzte, hat vielmehr einen neuen

noch

noch drückenderen Zuwachs erhalten, wovon das gemeine Volk, besonders auf dem Lande, das beste Zeugniß geben kann.

Auf diese Grundfeste wäre es leicht, das gegenseitige Glück der Völker und ihrer Beherrscher zu gründen, wenn man sich von beyden Seiten in den Nationalversammlungen, von der Wahrheit dieser Hauptregeln durchdrungen zeigte, aber bey dieser Voraussetzung würde die Zusammenberufung der Stände noch unnützer seyn, weil man nur dann seine Zuflucht dazu nimmt, wenn zwischen dem Oberhaupt und den Mitgliedern schon Mißverständnisse herrschen.

Es läßt sich daher schließen: so eine unbrauchbare Stütze die versammelten Stände des Königreichs sowohl wegen des bestimmten Gegenstandes ihrer Unterhandlungen, als wegen der dabey gewöhnlichen Formalitäten sind, so sehr könnten sie zur Aufrechthaltung der Ordnung und guten Sitten benützt werden, wenn der Fürst, als wahres Oberhaupt der vereinigten Mitglieder, kein weiteres Augenmerk dabey hätte, als sich von allen denen, die von einem wichtigen Posten abtreten, im Angesicht des ganzen Reichs über die Verwaltung desselben Rechenschaft geben zu lassen; wenn er mit Weisheit und richtiger Beurtheilung tüchtige Geschäftsmänner wählte, und sie zu würdiger Erfüllung ihrer Pflichten, durch seine Vorstellungen, durch öffentliches Lob oder durch öffentlichen Tadel, durch Belohnungen oder Strafen anreitzte.“ Der König ging gegen den Junius 1596 nach Rouen, wo die Versammlung der Notablen seyn sollte, weil die Pest in Paris war. Er eröffnete sie durch folgende Anrede: „Um alles Ansehen von Gewalt und Zwang zu vermeiden, war es nicht mein Wille, daß die Versammlung aus Deputirten bestehen soll-

sollte, die vom Regenten ernannt, ihm sclavisch gehorchen, sondern ich wollte, daß allerley Personen, von welchem Stande und Range sie sind, frey zugelassen werden, damit verständige und verdienstvolle Leute Gelegenheit hätten, das ohne Scheu vorzutragen, was sie zum allgemeinen Besten für nöthig erachten. Ich verlange ihnen gegenwärtig keine Gränzen zu stecken; ich erinnere sie nur, diese Erlaubnis nicht zur Herabsetzung der königlichen Gewalt, dieser Hauptnerve des Staats, zu mißbrauchen. Ich gebiethe ihnen: die Lasten des Volks zu erleichtern, den königlichen Schatz von der Menge Schulden die ihn, ohne sie gemacht zu haben, drücken, zu befreyen, die außerordentlichen Pensionen mit der nähmlichen Billigkeit, ohne Nachtheil der nothwendigen zu vermindern, und endlich für die Zukunft ein hinlängliches und bestimmtes Capital zur Unterhaltung des Militairs festzusetzen. Ich werde mich gerne solchen Maasregeln unterwerfen, die ich nicht selbst erfunden habe, wenn sie vom Geiste der Billigkeit und der Uneigennützigkeit eingegeben worden. Im Gegentheil will ich durch mein eigenes Beyspiel zeigen, daß es den Königen sowohl obliegt, sie zu beobachten, als den Unterthanen.“ Nach dieser Rede stund er auf und sagte: weder er noch seine Räthe wollten den Berathschlagungen beywohnen, denn sie dürften durch nichts gestört werden. Er ging mit den Räthen weg, und sagte zu Süllly: er möchte da bleiben, um die Bücher und Memoiren die man nöthig haben würde, vorzulegen. Der Hauptgegenstand dieser Versammlung betraf die Untersuchung der Auflagen und die Art wie sie zu heben und zu vertheilen wären; Man glaubte, die alten Einrichtungen dabey zur Richtschnur nehmen zu müssen, fand aber, daß sie in den jetzigen Zeiten, wo sich alles

ver-

verändert hatte, von keinem Nutzen seyn konnte. Nach vielen genauen Ueberlegungen, kam man darinn überein, einen Finanzrath zu errichten, den man für gut fand, die Benennung eines Conseil de Raison *) beyzulegen, als wenn der Nahme die Fähigkeit geben könnte. Es war schon ein Rath da, wie wir gesehen haben, und dieser war Ursache an der Unordnung der Finanzen und an dem Elende des Volkes. Das hieß nun ein Uebel durch das andere vertreiben. Man beschloß, der neue Rath sollte alle Einkünfte des Staats in zwey gleiche Theile vertheilen, die man ohne viele Untersuchung auf dreyßig Millionen schätzte. Den einen Theil sollte er zurückbehalten, die Pensionen, Officiersgagen, Rückstände, und andere Schulden und Verbindlichkeiten des Staats davon abzutragen, auch sollte er zur Befestigung der Städte, zur Verbesserung der Gebäude, der Wege und anderer öffentlichen Werke, ohne daß der König oder die Obergerichte, je nach dieser Summe zu fragen, oder über die Verwendung derselben, Rechenschaft zu fordern hätten, das Benöthigte davon nehmen dürfen. Die Hälfte der Staatseinkünfte der Willkühr der Glieder dieses neuen Conseils zu überlassen, ihnen die Mittel zu Befriedigung ihrer Habsucht in die Hände zu geben, war die größte Klugheit. Dem König überließ man die andere Hälfte dieser Einkünfte, um sie entweder selbst oder durch seine Minister verwalten zu lassen, jedoch mit der Bedingung: daß er alle militairische Ausgaben, mit Einschluß der Artillerie, die auswärtigen Geschäfte, die Unterhandlun-

*) Dieß ist ein in das Teutsche unübersetzbares Wortspiel; da Conseil de Raison im Französischen sowohl Rechnungsrath, als Rath der Vernunft heißen kann.

lungen, und Gesandtschaften, die Unterhaltung seines Hauses, seiner Gebäude, seiner Equipagen, und endlich die Besoldungen der Officier und seine Menüs-Plaisirs, davon bestreiten sollte. Die Versammlung war so übel bestellt, daß über die Einhebung und Verwaltung der öffentlichen Abgaben keine Verfügungen getroffen wurde. Die Finanziers erhielten also die Freyheit, sich mit dem Blute des Volkes zu sättigen, und man traf nicht die geringste Vorsicht, die politischen Bedürfnisse des Staats zu befriedigen. Nach einiger Ueberlegung fand man, daß sich die Staatseinkünfte nicht auf dreyßig Millionen beliefen; um sie nun zu ergänzen, wurden neue Auflagen gemacht, die in einem Sold vom Livre, auf alle in dem ganzen Königreich, sowohl en Gros als en Detail, eingekaufte und verkaufte Waaren und Lebensmittel, bestehen sollten.

Nun glaubte man alles in Ordnung gebracht zu haben und schickte Deputirte an an den König.

Der Monarch empfing sie mitten in seinem Conseil. Als diese Abgesandte das Projekt der Versammlung der Notablen daselbst vortrugen, bezeigten alle Räthe ihren Unwillen darüber und es entstand ein solches Geschrey und verwirrtes Gemurmel, daß der König alle Mühe hatte, jeden besonders votiren zu lassen. Wie die Reihe an Süllly kam, sagte er, er wüste zu dem bereits Gesagten nichts hinzuzufügen. Heinrich, der ihn genau beobachtete, wunderte sich über seine Zurückhaltung, beschloß, sich mit ihm allein darüber zu besprechen, ehe er seine Stimme gab, die für oder gegen die Notablen, entscheiden sollte, und verschob die Berathschlagung auf den folgenden Tag. Bey der Zusammenkunft des Königs mit Süllly, fragte ersterer letztern, um die Ursache seines Stillschweigens. Seine Antwort zeigt eine

Tiefe

Tiefe des bewundernswürdigsten Verstandes. „Die Assemblee der Notablen, sagte er, ist so sehr von ihrem neuen Plan eingenommen, daß Ihro Majestät, wenn sie ihn standhaft verwerfen, wie es Ihr Conseil zu wünschen scheint, Gefahr laufen, in diese Versammlung einen Saamen des Mißvergnügens zu streuen, der nachtheilige Folgen haben könnte, weil die Stände niemand, selbst dem König nicht, das Recht zugestehen, sie zu reformiren. Eine der wichtigsten Grundregeln für die monarchische Regierung, bestehet darinn, daß der Fürst sich vorzüglich in Acht nehmen muß, seine Unterthanen nicht in die Nothwendigkeit zu setzen, ihm in der That, oder nur mit Werken ungehorsam zu seyn. Außerdem würden Ihro Majestät gerade gegen Ihr gegebenes Wort handeln, die Beschlüsse der Versammlung zu billigen. Endlich werden die Erfinder dieses Projektes, und diejenigen, die es angenommen haben, hartnäckig darauf bestehen, es als das wahre System der Geschäfte zu betrachten, wenn ihnen die Ausübung nicht gleich anfangs die Augen öffnen sollte, und sie werden in der Folge zu verstehn geben, es habe nur an dem Fürsten allein gelegen, daß die Ordnung, nach der man so lange geseufzet, nicht endlich zu Stande kommen sey. Der Hang des Volkes, die Handlungen der Regenten zu verleumden, ist ohnehin bekannt genug. Von einer andern Seite betrachtet, ist das Projekt offenbar schädlich und unausführbar, und man braucht nur die geringsten Finanzkenntnisse zu besitzen, sich davon zu überzeugen. Wie viele Hindernisse, außer den eben genannten, werden nicht allein vom Neid entspringen, den die Wahl der Mitglieder des neuen Raths, die ohne Unterschied aus allen Provinzen des Reichs genommen werden sollen, verursachen wird? Dieser An-

schein von Gleichheit und Gerechtigkeit, die die Leitung des Staats unerfahrnen Personen übergibt, muß nothwendig eine Menge Verirrungen und Fehltritte nach sich ziehen, wenn es darauf ankommen wird, ein Projekt nach dem bloßen Entwurf auszuführen. Es ist nichts gewisser, als daß den neuen Rathsgliedern die Köpfe schwindeln und daß sie Fehler über Fehler begehen werden. Die gänzliche Unausführbarkeit des von der Versammlung der Notablen überreichten Projekts machte, daß Süllh den König bewog, dasselbe anzunehmen. Er merkte, daß der Monarch so gefällig seyn würde, die Wünsche des Volks auf eine gütige Weise zu befriedigen und ihm einen Theil seiner Gewalt aufzuopfern, die er sich aber in der Folge auf eine viel dauerhaftere Art, in ihrem ganzen Umfange wieder zu verschaffen wissen würde. Man konnte es nicht tadeln, daß der König zur Hebung seiner funfzehen Millionen, denjenigen Theil der Staatseinkünfte wählte, der ihm am besten anstund, nähmlich: die fünf großen Pachten, die zufälligen Regalien, die Domainen- und Consumtionssteuern. Süllh sagte: er wäre gewiß, daß er sie in kurzer Zeit verdoppeln, oder wohl gar dreyfach vermehren wollte. Er hatte nähmlich sichere Leute gefunden, die sich verbindlich machten, ein Ansehnliches mehr für die Pachtungen zu geben. Uebrigens fügte er noch bey, daß es sich mit dem Antheil der unter der Verwaltung der Glieder des Conseils de Raison bleibenden Staatseinkünfte, ganz anders vertheilte, indem er Sr. Majestät versichern könnte, der Sol vom Livre, den man auf den Verkauf der Waaren zu legen gesonnen wäre, könne nach Abzug aller Unkosten nicht mehr als zweymahlhunderttausend Thaler eintragen, und Unerfahrenheit würde die Finanzräthe in eine Verwirrung stürzen, aus der

sie

sie sich nicht wieder herauszureissen wissen, und sie alsdann nöthigen, Se. Majestät inständig zu bitten, sie davon zu befreyen.

Der König billigte diese Gründe, und befolgte Süllys Rath. Den folgenden Tag, berief er sein Conseil zusammen, und kündigte ihm an, daß er den gestrigen Vorstellungen nicht beytreten könnte, dann ging er in die Versammlung der Notablen, und erklärte, seine Absicht wäre, die Wünsche eines so weisen Corps zu erfüllen, er nähme daher das ihm vorgelegte Projekt ohne alle Einschränkung an, und man möchte in Zeit von vier und zwanzig Stunden die Mitglieder des Conseil de Raison ernennen. Er setzte noch hinzu: sein Wille sey, man solle über dreyßig Millionen ordentliche Buchhaltung führen, den Sol vom Livre über fünf Millionen mit einbegriffen, man würde alsdann an seinem eigenen Betragen sehen, daß er dem neuen Conseil an Wirthschaftlichkeit nichts nachgäbe. Durch diese Beystimmung ward die Versammlung geendigt, und die Notablen gingen auseinander. Nach vielen Streiten, ernannte man die Mitglieder des neuen Conseils, und der Cardinal Gondy, Bischof von Paris, ward zum Präsidenten davon erklärt. Als dieses Conseil an Eintreibung der Gelder von 1597 arbeiten wollte, kam es in so große Verlegenheit, daß es nicht wußte, wo es den Anfang machen sollte, und je weiter es fortrückte, je mehr Schwierigkeiten entstunden. Es fand sich niemand, der den Sol vom Livre über sich nahm. Man wollte die andern Pachten nur mit einem ansehnlichen Rabatt stiften, und alle Gläubiger verlangten Bezahlung. Die Verwirrung ward zuletzt täglich größer, es bath also den König, die Verwaltung der Finanzen selbst zu übernehmen.

Süllly war alle Tage in dem Finanzconseil; Se. Majestät trugen ihm daher dieses Geschäft auf. Je mehr der Monarch sein Vertrauen in ihm setzte, desto mehr suchte sich dieser Minister dessen würdig zu machen. Er widmete sich gänzlich der Wiederherstellung der Finanzen, und durchsuchte die alten Protocolle des Staatsconseils, der Parlamenter, der Rechnungskammern, und selbst die Memoiren der vormahligen Staatssecretaire, denn die jetzigen schlugen es ihm ab, die ihrigen zu zeigen. Dieß that er auch in den Bureaux der Schatzmeister von Frankreich, in der Schatzkammer, mit den Papieren der Schatzmeister, und mit der Sammlung von Ordonanzen. Kurz er wandte alles mögliche an, einen Generalbilanz von den Finanzen des Königreichs zu haben. Seine Nachsuchungen deckten ihm die gebrauchten Kunstgriffe der Finanziers auf. Mit aller Sorgfalt machten sie, daß die Angabe des laufenden Jahres die Einnahme allemahl zu übersteigen schien, und man daher genöthiget sey, auf die Einkünfte des folgenden im voraus aufzunehmen. Durch dieses Mittel gewann es das Ansehen, als wenn die Gelder, die sie in Händen hatten, schon auf lange Zeit verstellt wären, und doch bedienten sie sich ihrer alten Staatsschulden, mit einem sehr großen Abzug zu tilgen, die sie aber demungeachtet in voller Summe wieder in ihre Rechnungen brachten. Er half diesem Mißbrauch schleunig ab, und erhöhte die Pachttaxe der fünf grossen Pachte, der zufälligen Regalien, der Salzsteuer und des Wasserzolles, um zwey Millionen. Die Finanziers und alle Mitglieder des Conseils murrten sehr darüber, der König unterstützte ihn aber mit seinem ganzen Ansehen.

Hein=

Heinrich IV. beschloß die Belagerung von Arras zu unternehmen, und Sülly übernahm die Kosten des Proviants und der Fuhrwerke zu der Armee. Sie waren so mäßig, daß der König sich darüber verwunderte. Aber ein unvermutheter Zufall, verursachte eine Abänderung in dem Vorhaben des Monarchen auf Arras.

Den 11. Merz 1597 nahmen die Spanier die Stadt Amiens durch Ueberrumplung ein, und setzten das ganze Königreich in Schrecken. Die königliche Schatzkammer war leer, und kein einziges Regiment im brauchbaren Stande. Indessen mußte man Geld und Soldaten haben, um einen so wichtigen Platz wieder zu erobern. Neue Auflagen zu machen, hieße das Volk gänzlich aufreiben, das kaum anfing sich zu erhohlen. Sülly foderte von der Geistlichkeit, ein Don gratuit auf ein oder zwey Jahre, und nöthigte sie es voraus zu bezahlen; er schuf neue Aemter, gab jedem Obergericht vier neue Räthe, jeder Kammer vier neue Rentmeister, zwey Officiers jedem Finanzbüreau, zwey Räthe jedem Landgericht, zwey Assessoren jedem königlichen Gericht, und jedem Untersteuerdepartement zwey Richter. Er bestimmte allen Finanzbeamten eine dreyjährige Verwaltung ihrer Dienststellen, hielt den königlichen Pächtern die Zahlung der unter voriger Regierung aufgenommenen noch rückständigen Summen ein halbes Jahr und verlangte den vierten Theil des Pachtes von den an Privatpersonen überlassenen Domainen, und erhöhte den Scheffel Salz um funfzehn Sols für beständig. Die auf unnütze, im Nothfall errichtete Aemter verwandte Kosten wieder hereinzubringen, vermehrte er die Mauthen und Wasserzölle um ein Drittheil, blos durch wiederhohlte Schätzung der Waaren, eröffnete ein Anlehn von zwölfmahlhunderttausend Livres, in zwey Jah-

ren zahlbar, das er nebst den Interessen, vermittelst einer proportionirten Erhöhung der Salzsteuer und der fünf großen Pachte wieder ersetzte. Er errichtete eine Justizkammer, und nöthigte die Pächter, die sich während der Unordnung in den letztern Zeiten bereichert hatten, eine Taxe unter dem Nahmen eines Anlehns zu bezahlen. Isle de France und Berry, mußten ein vollständiges Regiment stellen, Orleans und Touraine ein zweytes, die Normandie allein ein drittes. Diese Regimenter sollten jedes in funfzehenhundert und funfzig Mann bestehen, und von dem Tage ihrer Ankunft vor Amiens an auf Kosten ihrer Provinzen unterhalten werden, weil diese das Recht genießen sollten, ihnen ihre Nahmen zu geben, und die Officiere zu ernennen.

Die Absicht des Herrn von Sülly war nicht, alle diese Veranstaltungen auf einmahl auszuführen, er wollte den König nur über die Zukunft beruhigen, und als ein getreuer Minister und guter Staatsbürger, stellte er ihm vor, daß er sein Augenmerk blos darauf beschränken müßte, schleunigst einen vortheilhaften Frieden zu erhalten, um seinen Unterthanen in Absicht dieser sehr lästigen Auskunftsmittel, und anderer Auflagen, unter deren Last das Volk seufzte, Erleichterung zu verschaffen.

Der König war mit diesem Vorschlag ungemein zufrieden, und versammelte sein Conseil zur Abfassung eines Decret nach demselben, begab sich sodann unverzüglich zur Belagerung von Amiens, und erklärte, Sülly allein habe von den Finanzoperationen Rechenschaft zu geben. Als sich dieser Minister von den Widersprüchen und Zänkereyen, die der Neid und die Habsucht bey den Mitgliedern des Finanzconseils erregten, befreyt sah, richtete er seine ganze Sorge darauf, die aus-

ausstehenden Kapitalien einzutreiben und sie zu vertheilen. Man wollte seine Treue auf die Probe stellen; dieser Versuch diente aber zu nichts, als sie in ihr ganzes Licht zu setzen. Ein großer Pächter von Tours, Nahmens Robin, bath, mit Einverständniß des Conseils um Verwilligung der Generalitätsämter von Orleans und Tours, für die Summe von zwey und siebenzigtausend Thaler. Er ging zu Herrn von Sülly, bath einen seiner Secretairs, ihn bey seiner Gemahlin aufzuführen, der er einen Diamant von sechstausend Thaler für ihren Gemahl, und einen andern von zweytausend für sie selbst, anboth, damit sich ersterer den dreyjährigen Bedienungen, die ihm das Conseil für seine angebothene Summe zuerkennen sollte, nicht widersetzen möchte. Die Frau von Sülly stellte Robin ihrem Gemahl vor, der ihr in Gegenwart des Pachters sehr harte Vorwürfe darüber machte, ihm ebenfalls den Text tüchtig las, und dann die Thüre wies. Er hatte für die Hälfte dessen, wofür Robin nur zwey und siebenzigtausend both, schon sechzigtausend Thaler ausgeschlagen, und noch denselben Abend trug sie ihm durch die Vereinzelung, achtzigtausend. Der Canzler und die andern Räthe beschlossen, erwähnte Aemter an Robin um sein Angeboth zu überlassen, und faßten ein Decret darüber ab. Aber Sülly unterschrieb es nicht, und drohte, dem König die Beweggründe anzuzeigen, warum sie dem Robin diese Bedienungen um so niedrigem Preis verwilligen wollten. Das Decret ward unterdrückt und der Handel für ungültig erklärt. Sülly trieb die Staatsgelder mit so großem Fleiße ein, und versah die vor Amiens stehende Armee mit so vieler Sorgfalt, daß sie während der ganzen Belagerung, an Proviant und Kriegsbedürfnissen nicht einen einzigen

Tag Mangel litt. Alle Monathe machte er regelmäßig eine Reise nach dem Lager, und nahm jedesmahl funfzigtausend Thaler mit. Er legte daselbst ein Hospital an, in welchem die Bedienung so gut war, daß viele Standspersonen davon Gebrauch machten, sich von ihren Krankheiten und Wunden heilen zu lassen. Der junge Salomon von Bethüne, starb bey der Belagerung von Amiens, und der König verlieh den Platz eines Gouverneurs von Mante dessen Bruder, dem Herrn von Süllly. Während daß er Besitz von diesem Gouvernement nehmen wollte, suchten die Glieder des Finanzconseils seine Abwesenheit zu benützen, die zur Belagerung von Amiens bestimmten Gelder sich zuzueignen. In dieser Absicht meldeten sie dem König, da er in fünf Monathen, so lange die Belagerung gedauert, an nichts Mangel gelitten hätte, so dürfte er sich nicht darüber wundern, wenn die Fonds erschöpft, und nur elende Reste, und Saldoposten übrig wären. Der König, der nicht wußte, daß Süllly zu Mante war, erstaunte über den Inhalt dieses Briefes, da sein Minister ihm die gewisse Versicherung gegeben hatte, daß er im Stande wäre, die gewöhnlichen Summen, vier Monathe über, als so lange etwa die Belagerung dauern könnte, herbeyzuschaffen. Er gerieth gegen alle Mitglieder des Conseils in Zorn, und stieß in Gegenwart der Officiere der Armee, Schimpfworte über sie aus. Aber ein von Süllly eingelaufener Brief, den er nach seiner Zurückkunft in Paris geschrieben, beruhigte ihn wieder. Endlich capitulirte die Stadt Amiens, und ergab sich gegen Ende des Septembers 1597.

Bey des Königs Zurückkunft in Paris, befahl er Süllly eine Untersuchung anzustellen, ob das Volk so saumselig im Zahlen wäre, wie es ihm die Finanzräthe

the versicherten, und traf die nöthigen Anstalten, nach Bretagne zu gehen, wo der Herzog von Mercoeur an der Spitze einer Partey Rebellen stund. Er trug Süllly auf, für alle Bedürfnisse seiner Armee zu sorgen. Der Minister vollzog diesen Befehl so geschwind, und mit solcher Vorsicht, daß er sich nun ganz ungehindert zu ihm begeben zu können glaubte, verwunderte sich aber sehr, als er ihn noch zu Angers fand. Der König errieth seine Gedanken aus seiner Miene, umarmte ihn zärtlich, und sagte: „Seyn Sie mir willkommen, mein Freund, ich bin sehr erfreut Sie hier zu sehen, denn ich hatte Sie sehr nöthig.“ Süllly, der die feige Nachgiebigkeit, die die Schmeicheley einflößt, nicht kannte, antwortete: Und mir Sire, thut es sehr leid, Sie noch hier zu finden. Wir kennen uns ja schon lange, versetzte Heinrich, und verstehen einander mit halben Worten. Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, wenn Sie aber wüßten, was vorgegangen ist, und wie weit ich die Sachen schon gebracht habe, so würden Sie Ihre Meinung ändern. So groß auch die Vortheile, von denen Sie sprechen, Sire, seyn mögen, antwortete Süllly, so würden Sie alle, und noch tausendmahl mehr erhalten haben, wenn Sie sich anstatt zu Angers zu verweilen, an der Spitze Ihrer Armee vor Nantes gezeigt hätten. Der Monarch sagte, es fehle ihm an den gehörigen Werkzeugen, die Belagerung dieser Stadt zu unternehmen. Süllly erwiederte: „Sie hätten keine gebraucht; Nantes würde sich, sobald Sie vor ihren Thoren erschienen wären, ergeben, und Ihnen vielleicht den Herzog von Mercoeur ausgeliefert haben. Hieran erkenne ich meinen tapfern König nicht; ich will aber nicht weiter davon reden, ich weiß wohl, was Sie zurückgehalten hat.“ Süllly sagt:

er

er habe bey dem König sich nie vor den Folgen einer zu großen Aufrichtigkeit gefürchtet. Heinrich bekannte ihm alles mit einer kleinen Verlegenheit, gestund, daß er von Natur mitleidig gegen diejenigen wäre, die sich vor ihm demüthigten, und daß er besorgt hätte, seine Maitresse zu beleidigen.

Sie brachen alsdann beyde dieses Gespräch ab, und unterhielten sich blos von Neuigkeiten. Der Monarch empfing Briefe von der Königin von England, die ihn vorläufig benachrichtigten, daß sie ihm einen Ambassadeur schicken würde, der ihn zur Fortsetzung des Krieges gegen Spanien bewegen sollte. Andere Briefe von Bellievre und Sillery meldeten ihm, Spanien erböthe sich, alle französischen Städte, die während des Krieges weggenommen worden, mit Ausnahme von Cambrai, zurückzugeben. Süllly rieth dem König: den Frieden einer einzigen Stadt halber, nicht in die Schanze zu schlagen, sondern sich damit zu begnügen, den Feind aus der Picardie und Bretagne vertrieben zu haben, und erhielt von ihm den Befehl, nach Bretagne zu gehn, wo er indessen, bis zu seiner Ankunft, die Truppen mustern, und sie in der Gegend von Rennes und Vitré in die Kasernen einquartieren könnte. Alsdann möchte er sich nach Rennes begeben, seinen Platz bey den Ständen einzunehmen, und die Hebung der versprochenen Summen zu beschleunigen. Als Süllly in Bretagne anlangte, führte er unter den Soldaten eine solche Kriegszucht ein, daß in den Städten und auf dem Lande alles ruhig blieb. Er wohnte den Ständeversammlungen zu Bretagne bey, und stellte ihnen vor, der König bedürfe schleuniger Hülfe. Sie bewilligten ihm achtmahlhunderttausend Thaler, durch eine Auflage von vier Thaler auf jedes Faß Wein. Die Pro-

vinz

vinz war mit dem Betragen des Herrn von Sülly so zufrieden, daß sie zu ihrer Steuer noch eine Summe von sechstausend Thaler legen wollte, ihm ein Geschenk mit denselben zu machen, daß er sich bey Ausrichtung der Befehle des Königs so wohl betragen hatte, er schlug es aber aus. Der König schenkte ihm zehentausend Thaler. Bey dieser Gelegenheit ereignete sich zwischen dem Monarchen und der Provinz von Bretagne, so zu sagen, ein Wettstreit von Grosmuth. Sie verlangte, vorerwähnte sechstausend Thaler sollten den bewilligten achtmahlhunderttausend Thalern beygefügt werden. Das Parlament von Rennes wollte die von den Ständen ihm zugefertigte Rechnung nur zur Hälfte bezahlen, aber der König schickte ausdrückliche Ordre dahin, und die Taxe wurde entrichtet. Er schloß sodann mit dem Herzog von Mercoeur einen Tractat, ging nach Nantes, und blieb einige Zeit daselbst, um jenen berühmten Vergleich zu Stande zu bringen, nach welchem die Rechte der Katholicken und Protestanten auf festen Fuß gesetzt werden sollten. Den 13. April 1598 wurde er unterzeichnet. Er war den Kalviniſten günstiger, als alle vorhergehende, indem er ihnen zu den Gerichts- und Finanzstellen den Zutritt verschaffte. Der König begab sich alsdann nach Rennes, wo er mitten unter dem Zuruf des Volkes empfangen wurde. Die Bretagner waren über seine Leutseligkeit, und über die Herablassung, mit der er allen Festen beywohnte, die die Damen ihm zu geben in die Wette sich beeiferten, ganz bezaubert.

Sülly, der den König nicht aus den Augen ließ, bemerkte, daß er mitten unter den Freudenfesten und Belustigungen, die man seinetwegen anstellte, beständig in tiefen Gedanken blieb, und vermuthete daher,

er

er müsse mit einem wichtigen Project beschäftiget seyn; und ob er gleich sonst sehr vertraut mit seinem Herrn umging, so hielt er doch für besser, zu warten, bis er sich ihm selbst entdeckte. Heinrich säumte auch nicht lange ihm sein Herz zu eröffnen. Er nahm ihn eines Tages bey Seite, und sagte: nach seiner Ehescheidung mit Katharina von Valois, gedächte er sich wieder zu vermählen; die Wahl einer Gemahlin mache ihn aber sehr verlegen, er möchte ihm also nicht verhehlen, daß er geneigt wäre, die Gabrielle von Estrée, die sich damahls Frau von Liamourt nannte, zu heirathen, und die mit ihr erzeugten Kinder zu legitimiren. Süllly bewieß ihm standhaft, daß er eine solche Heirath nicht eingehn dürfte, und daß die im Ehebruch erzeugten Kinder den französischen Thron nicht besteigen könnten. Der Monarch begab sich nach Paris, und machte die nöthigen Anstalten zur Reise nach Amiens; Süllly aber ging nach Rosny, von den in Bretagne ausgestandenen Beschwerlichkeiten sich zu erhohlen. Der Friede mit Spanien wurde zu Vervins den 2. May 1598 unterzeichnet, und dadurch die Ruhe von Frankreich wieder hergestellt. Süllly rieth dem König, einen großen Theil der Truppen abzudanken, und das dadurch ersparte Geld zur Befestigung verschiedener Städte, zur Verbesserung einer Menge verfallener Gebäude, und zur Untersuchung und Regulierung verschiedener Gefälle, der Hauptflüsse des Königreichs, anzuwenden. Dieser aufgeklärte Minister hielt es für nöthig, der eingerissenen unmäßigen Kornausfuhr Schranken zu setzen, und dem großen Mangel, den Frankreich öfters an seinen eigenen Früchten litt, durch eine Verordnung vorzubeugen. Auch wurde noch eine andere über die Art Waffen zu tragen gemacht. Süllly glaubte, daß es der Ruhm eines so

gro-

großen Fürsten, wie Heinrich IV. erfodere, die Wissenschaften zu beschützen, und rieth ihm, Casaubon, der im Ruf eines großen Gelehrten stund, nach Paris zu ziehen. Süllly war keiner von den niederträchtigen Schmeichlern, von denen die Höfe wimmeln, und die alle Handlungen der Könige mit Lobsprüchen überhäufen. Er hielt Heinrich allemahl zurück, wenn er im Begriff stund, etwas zu unternehmen, das seinem Ruhm beflecken konnte. Hier ist ein auffalldes Beyspiel davon: Gabriel von Estrée gebahr zu St. Germain einen zweyten Sohn, der von Katharina, Schwester des Königs und dem Grafen von Soissons aus der Taufe gehoben wurde, die ihn Alexander nannten. Der ältere führte den Nahmen Cäsar. Dieser wurde in der Folge Oberprior von Frankreich. Man nannte ihn den Ritter von Vendome. Der König, der die Mutter zärtlich liebte, verlieh ihr den Titel einer Herzogin von Beaufort, und gab seine Einwilligung dazu, daß die Taufe dieses zweyten Sohnes mit aller Pracht und mit den Ehrenbezeugungen, die nur den rechtmäßigen Kindern von Frankreich zukamen, verrichtet wurde. Es verdroß ihn indessen nachher selbst, und er sagte zu Süllly, man hätte seine Befehle überschritten. Die Schmeichler gaben diesem neugebohrnen Kinde den Titel Monsieur, der, wie bekannt, nur dem Bruder des Königs gebührte. Die Herzogin von Beaufort beging die Unvorsichtigkeit, die Königin spielen zu wollen, und und ihre Verwandten und Creaturen waren so thörigt, sie als Regentin zu behandeln. Es verbreitete sich am Hofe bald das Gerücht, der König werde seine Maitresse heirathen, und er suche nur deswegen die Ehescheidung zu Rom, damit er die Gabriele von Estrée zur Würde einer Königin erheben könne. Süllly, über

die=

dieses der Ehre des Königes so nachtheiliges Gerücht aufgebracht; ging zu dem Monarchen, und stellte ihm vor, wie wichtig es sey, demselben ein Ende zu machen. Der König hörte ihn aufmerksam an, gab seinen Gründen Beyfall, und schien selbst über die Urheber desselben unzufrieden zu seyn. Aber einer Frau, die man liebt, vergibt man leicht. Heinrich zeigte gegen Gabriele nicht den geringsten Verdruß darüber.

Diese Neuigkeiten mit denen man sich am Hof unterhielt, kamen der Königin Margaretha ebenfalls zu Gehör. Sie schrieb an Sülly: sie wollte gerne zu ihrer Ehescheidung die Hände biethen, sie wäre aber entrüstet, daß man ein so verrufenes Weib wie der Herzogin von Beaufort, zu ihrer Nachfolgerin machen wollte. Sie hätte ihre Einwilligung ohne alle Bedingung gegeben, müßte aber jetzt darauf dringen, daß man ihr gegen diese Person eine Ausnahme verstatte, und ihr Entschluß wäre in diesem Punct so fest, daß nichts ihre Gesinnung mehr ändern könnte. Sülly zeigte diesen Brief dem König, der die ganze Stärke desselben fühlte, und sein Betragen gegen die Herzogin zu ändern anfing.

In der Vermuthung, die Herzogin würde ihrer Seits mehr Mäßigung beobachten, wenn sie die Gesinnungen der Margaretha von Volois erführe, machte Sülly den Inhalt des Briefes dieser Prinzessin der Frau von Sourdis bekannt, die ihn der Herzogin hinterbrachte. Sie war anfangs sehr betrübt darüber, aber ihre Vertrauten trösteten sie, und sagten: man würde den König schon zu leiten wissen, den Drohungen der Margaretha von Valois Trotz zu biethen. Um die nähmliche Zeit brachte man Sülly die Anweisung zur Bezahlung der Herolde, Trompeter, und anderer subalter-

ternen Officiere, die bey der Taufceremonie des Kindes der Herzogin von Beaufort gebracht wurden, in der Absicht, daß er sie unterzeichnen sollte. Er behielt sie aber zurück und ließ eine andere aufsetzen, worinn die Titel Monsieur und Sohn von Frankreich, die man diesem Kinde gab, unterdrückt wurden. Die Gebühren der Herolde, Trompeter ꝛc. wurden dadurch auf die gewöhnliche Taxe abgesetzt. Sie waren sehr unzufrieden darüber, klagten es dem Herrn von Süllv, und sagten ihm, die Gewohnheit entscheide ihre Rechte. Er antwortete ihnen, es sey kein Kind von Frankreich da, und jagte sie fort. Da er nicht zweifelte, wegen seines Betragens mit der Herzogin in Händel verwickelt zu werden, so beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Er ging zum König, zeigte ihm die erhaltene Anweisung, und sagte: wenn man sie gelten lassen wollte, blieb ihm nichts übrig, als sich mit der Herzogin von Beaufort vermählt zu erklären. Der König las diese Anweisung und sagte: Das ist Bosheit! aber ich will schon zuvorkommen. Süllv, sie zu zerreißen, und sagte gegen die drey oder vier um ihn stehenden Hofleute: sehen Sie die Bosheit der Menschen und die Hinderniſſe, die man denen in den Weg legt, die mir treue Dienste leisten. Man hat dem Herrn von Rosny einen Befehl überbracht, durch dessen Befolgung er mich, beym Gegentheil aber meine Maitresse beleidigen würde. Er wandte sich alsdann gegen Süllv, und sagte, er zweifle nicht, daß die Frau von Beaufort außerordentlich aufgebracht gegen ihn seyn werde, er riethe ihm also, zu ihr zu gehn und sie durch vernünftige Gründe zu besänftigen zu suchen, und wenn das nichts hilft, setzte er hinzu, so werde ich als Herr mit ihr sprechen. Süllv begab sich zur Herzogin, und wollte ihr eine Erläute-

rung über die Sache geben, aber sie ließ ihm nicht Zeit auszureden, sondern fiel ihm in's Wort und sagte: er allein verführe den König und mache ihn glauben, daß Schwarz Weiß sey. Madame, versetzte Süllly, wenn Sie in diesem Tone mit mir reden, so küsse ich Ihnen die Hand, aber ich werde demungeachtet meine Pflicht niemahls unterlassen. Weiter sagte er nichts und ging weg; gab aber dem König von der Antwort der Herzogin Nachricht. Der Monarch gerieth in Zorn, und sagte zu ihm: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen „zeigen, daß die Weiber mich nicht regieren.“ Da sein Wagen zu lange ausblieb, so setzte er sich mit Süllly in den Seinigen, und versicherte ihn unterwegs: man sollte ihm niemahls vorwerfen können, solche getreue Diener wie er, die nichts als seine Ehre und seinen Nutzen zum Augenmerk hätten, aus Gefälligkeit für ein Weib, fortgejagt, oder nur mißvergnügt gemacht zu haben. Die Herzogin, die bey Süllys Entfernung vermuthete, der König werde sich bald bey ihr einfinden, hatte die Rolle, die sie spielen wollte, schon studirt. Ohne die sonst gewöhnlichen Liebkosungen sagte der Monarch zu ihr, Madame, kommen Sie in Ihr Zimmer, und daß niemand zugegen ist, als Sie, Rosny und ich; denn ich will mit euch beyden sprechen, und euch lehren, wie ihr euch mit einander vertragen sollt. Er sah sich hierauf überall um, ob jemand außer ihnen da wäre, dann nahm er Süllly und die Herzogin bey der Hand, und sagte der letztern: Der wahre Grund seiner Neigung zu ihr, wäre die Sanftheit gewesen, die er in ihrem Charakter bemerkt zu haben glaubte, er sähe aber aus der Aufführung, die sie sich seit einiger Zeit erlaubte, daß es nur Verstellung wäre, und daß sie ihn hintergangen hätte. Sie folgte bösen Rathschlä-

schlägen, und dieses veranlaßte die großen Fehler, die sie beging. Er hielt Sülly eine Lobrede, worinn er aus dem Unterschied ihres Betragens zeigte, daß dieser seiner königlichen Person ungleich mehr als sie ergeben sey. Er befahl ihr, ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden, und sich durch seinen Rath leiten zu lassen, indem er ihn ihretwegen doch nicht abdanken würde. Die Frau von Beaufort vergoß Thränen und stieß Seufzer aus. Sie wollte dem König die Hand küssen, und unterließ nichts, wovon sie glaubte, daß es sein Herz erweichen könnte. Sie beklagte sich auf eine bittere Art, statt der Belohnung, die sie von einem Fürsten erwarten könnte, dem sie ihre ganze Zärtlichkeit gewidmet, sich nun einem seiner Bedienten aufgeopfert sehen müßte, und wiederholte alles, was Sülly gegen ihre Kinder gesagt und gethan hatte, um das Gemüth des Königs gegen ihn aufzureitzen, dann stellte sie sich, als ob sie ihrem Schmerz unterläge, fiel auf ihr Bett und sagte: sie wäre entschlossen, nach einer so kränkenden Beschimpfung den Tod hier zu erwarten. Der Angriff war ein wenig stark. Sülly beobachtete den König, er merkte, daß das Herz desselben zu wanken begann, er faßte sich aber so geschwind, daß es die Herzogin nicht gewahr wurde, und sagte ihr: sie hätte sich die Mühe ersparen können, um einer so geringen Ursache Willen ihre Zuflucht zu so vielen Kunstgriffen zu nehmen. Diese Vorwürfe kränkten sie empfindlich, ihre Thränen flossen noch einmahl so stark, sie schrie: sie sähe wohl, daß sie verlassen sey, und daß der König, Sülly nur deswegen zum Zeugen seines harten Verfahrens gegen sie hätte nehmen wollen, um ihre Schande und seinen Triumph zu vergrößern. Es schien, als wenn dieser Gedanke ihre Betrübnis verdoppelte. „Bey Gott,

Madame, versetzte der König, das geht zu weit. Ich sehe wohl, man hat Sie zu diesem Spiel vorbereitet und versuchen wollen, ob man mich nicht dahin bringen kann, einen Diener abzudanken, der mir unentbehrlich ist. Ich erkläre Ihnen: wenn ich in die Nothwendigkeit gesetzt wäre, zu wählen, welches von euch beyden ich am ersten verliehren wollte, so würde ich lieber zehen solche Maitressen wie Sie, entbehren, als Einen solchen Diener wie Süllly." Er rügte alsdann den von ihr gebrauchten Ausdruck, Bediente, und sagte: er fände es sehr schlecht, daß sie einen Mann so nenne, dessen Haus die Ehre habe, mit dem Seinigen verwandt zu seyn.

Der König verließ die Herzogin mit Ungestüm, und that einige Schritte nach der Thür, ohne von ihrem Zustand gerührt zu scheinen. Er kannte sie ohne Zweifel genug, um einzusehen, daß alles was sie that, nur Verstellung war. Süllly wurde dabey getäuscht, er kam aber von seinem Irrthum zurück, als er sah, daß sie sich dem König zu Füssen warf, und sich zu entschuldigen suchte. Sie versicherte ihn, sie hätte niemahls einen andern Willen gehabt, und würde auch niemahls einen andern haben, als den Seinigen, und nahm gegen Süllly eine gefällige ja sogar freundschaftliche Mine an, die ihn alles vergessen machte, was sie ihm gesagt hatte. Kurz, sie wurden vollkommen mit einander ausgesöhnt.

Bald darauf ging der Monarch nach Monceaux, wo er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Er ließ Süllly zu sich kommen, both ihn, sich nicht zu entfernen, und wollte ihn fast immer um sein Bette haben. Als sich das Uebel von Tag zu Tag verschlimmerte, glaubte er sein Ende herannähern zu sehen und sagte

zu

zu ihm: „Mein Freund, ich fürchte keineswegs den Tod. Niemand kann es besser wissen, als Sie, der mich in so vielen Gefahren, denen ich leicht hätte ausweichen können, gesehen hat; aber ich kann es nicht läugnen, daß es mir schwer fällt, meine Laufbahn zu enden, ohne dieses Reich zu dem gewünschten Glanze erhoben, und meinen Unterthanen durch Verminderung der Abgaben und durch eine gelinde Regierung gezeigt zu haben, daß ich sie wie meine Kinder liebe.“ Seine gute Natur rettete ihn allein, und er gelangte bald wieder zu den vorigen Kräften.

Der Cardinal von Florenz, der vielen Antheil an den Frieden zu Vervins hatte, ging über Paris nach Rom zurück. Der König, der noch zu Monceaux war, trug Süllly auf, ihn zu empfangen, und ihm alle mögliche Ehre zu erweisen. Er hatte bey dem Pabst einen so mächtigen Cardinal nöthig. Sr. Eminenz bezeigten Lust, Saint-Germain en-Laye zu besehen. Süllly sandte dem Castellan Ordre, in den Zimmern und Sälen des Schlosses die schönsten Tapeten der Krone aufzumachen, und kam noch eher als der Cardinal, damit er sähe, ob alles in Ordnung wäre. Er fand in dem Zimmer, das der Cardinal bewohnen sollte, eine Tapete, die die Königin Johanna von Navarra hatte machen lassen. Sie war sehr reich, stellte aber nichts als Sinnbilder und satyrische Figuren auf den Pabst und den römischen Hof vor. Der Cardinal würde diese Unvorsichtigkeit gewiß für einen ihm vorsetzlich zugefügten Schimpf betrachtet haben. Süllly ließ sie geschwind abnehmen, und nach der Hand alle Devisen auslöschen.

Das Reich genoß jetzt den Frieden von innen und aussen und Süllly benutzte diesen Zeitpunct, die Finanzen in Ordnung zu bringen. Die Bedürfnisse hatten

sich während des Krieges beständig vermehrt, der Mißkredit war allgemein, und der königliche Schatz viele hundert Millionen schuldig. Man wußte keine Hülfsmittel, man sah nichts, als grenzenloses Elend, der nahe Bankerott drohte, und die Finanziers fuhren fort sich mit dem Mark des Volkes zu mästen.

Da er sich allein an der Spitze der Finanzen befand, so untersuchte er alle Theile derselben, und traf die nöthigen Anstalten: Er sah, daß die zahlreichen Corps der Unterpächter, auf Kosten des Volkes und des Königs unterhalten wurden, und obgleich die Generalpächter die ihnen überlassene Abgaben für sich selbst erheben konnten, foderte er doch von ihnen, sie sollten ihre Unterpachte vorzeigen, und deren Betrag geradezu in den königlichen Schatz liefern. Hiedurch gelang es ihm, den reinen Belauf der Pachte, den Gewinn der Generalpächter und den Umstand zu erfahren, daß das Conseil, fast der ganze Hof, und selbst die Schatzmeister von Frankreich Theil daran hatten. Ungeachtet der Klagen und eifrigen Bemühungen dieser Leute, wurden die Generalpachte den Meistbiethenden zugeschlagen, und fast verdoppelt. Diese Pachtversteigerungsart unterstützte seine Operation, verbannte alle unnütze Clienten, und schützte ihn vor der Gefahr die Finanzen in den Händen einer ausschließenden und fortwährenden Gesellschaft zu lassen.

Als er dieses wichtige Geschäft zu Ende gebracht hatte, arbeitete er daran, dem König die Veräußerungen oder Verpfändungen gewisser Grundsteuern, Consumtionssteuern, Salzsteuern, Zölle und Kammergefälle der fünf großen Pachte der zufälligen Regalien, des Einfuhrzolls von Bourdeaux, und der Abgaben von den Waaren aus Languedoc und Provence, zu verschaf-

schaffen. Alle diese Einkünfte waren in den Händen der größten Herren des Reichs, ja selbst auswärtiger Prinzen, die sie alle zu ihrem Vortheil verwalten ließen, und die Anzahl der Finanzbeamten, der Formalitäten und Chikanen vermehrten.

Einen solchen Mißbrauch zu steuern, bewog er den König eine Verordnung herauszugeben, die jedem Fremden und Eingebohrnen, jedem Prinzen vom Geblüt und den Officieren verböthe: keine Gefälle, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, auf die Pachte oder andere Einkünfte des Staats, zu heben, und ihnen Befehl zu ertheilen: sich wegen Bezahlung ihrer Pensionen und Rückstände an den königlichen Schatz zu wenden. Hierüber erhob sich ein allgemeines Geschrey. Es machte auf das gute Herz des Königs Eindruck. Er befürchtete, Sülly möchte in seinem Eifer zu weit gegangen seyn, ließ ihn rufen, und sagte: „Ach mein Freund, was haben Sie gethan?“ Sülly vertheidigte sich mit solchen Gründen, die er billigte und annehmen: er glaubte aber seine Schwester und viele andere Standespersonen dadurch zu beleidigen. Sülly bath den Monarchen jemand hohlen zu lassen, damit er bey seiner Unterredung einen Zeugen hätte. Er ließ den Connetable kommen. Als dieser erschien, sagte der König: „Nun „mein lieber Freund, was haben Sie denn über Rosny „zu klagen?“ Sire, antwortete er, daß er mich zu den Bedienten herabgesetzt, indem er mir eine armselige kleine Assignation, auf eine Abgabe in Languedoc, wovon Sie niemahls etwas gezogen, genommen hat. Sülly fragte, wie viel ihm diese Assignation jährlich einträge? und versicherte ihn, nach erhaltener Antwort, er sollte die nähmliche Summe richtig empfangen. Herr von Montmorenci antwortete: Wohl! aber

wer ist mir Bürge dafür, daß ich so richtig wie bisher bezahlt werde? Ich, sagte Süllv, und ich werde Ihnen den König selbst zum Bürgen stellen, der keinen Bankerott machen wird; wenigstens verspreche ich Ihnen, dieß auf den Fall, wenn er mich seine Einkünfte, so gut ich es verstehe, verwalten läßt, und ich kann ihm wieder zum Gegenbürgen dienen, weil ich wohl weiß, wenn ich ihm bereichere, so wird er mir so viel Gutes erzeigen, daß auch ich keinen Bankerott machen werde. Der Connetable war über diese Antwort beruhigt, und gestund, daß er die Abgabe, wovon die Rede sey, nur für neuntausend Thaler jährlich verpachtet habe, wovon er noch zweytausend dem Schatzmeister hätte abgeben müssen. Ich wußte dieß, versetzte Süllv, und ich will Ihnen von den neuntausend Thalern nichts abbrechen. Der König bekommt noch achtzehntausend, und für mich werden auch noch viertausend übrig bleiben. Den folgenden Tag führte Süllv dem König einen Mann zu, der diesen Pacht zu funfzigtausend Thaler im Nahmen der Stände von Languedoc übernahm. Heinrich both Süllv die viertausend Thaler an, wovon er mit dem Connetable gesprochen. Allein dieser sagte ihm, er habe sie nicht im Ernst verlangt, und das Uebel, das er zu zerstören suche, rühre größtentheils daher, daß bey dem verstorbenen König, wenn er jemand, der sich ihm nahte, Finanziers oder andern, einer Gnade erzeigen wollte, gleich die Pachten herhalten mußten, und man würde wieder in den nähmlichen Fehler gerathen, wenn man nicht alle Geschäftsmänner, die Sr. Majestät auf eine nützliche Art dienten, angewöhnte, die Belohnungen nur aus ihren Händen zu empfangen. Der Monarch stimmte seiner Meinung bey, da er aber zwölftausend Thaler auf diesen Pacht voraus er=

erhielt, so ließ er an Süllh viertausend überbringen. Dieser eifrige Minister hatte eben so vielen Muth und Standhaftigkeit nöthig, einen andern Mißbrauch abzuschaffen, der das Volk und das Land verwüstete. Ueberzeug, daß eine Summe von dreyßig Millionen, die alle Jahr aus einem Königreich von der Größe und Reichthum wie Frankreich gezogen würde, nicht so übermäßig groß wäre, es in dem kläglichen Zustand zu setzen, worinn es steckte, und daß die Plackereyen, Nebenunkosten ꝛc. die Gelder die in den königlichen Schatz flößen, weit überstiegen, so machte er einen Ueberschlag, und fand mit Erstaunen, daß außer den dreyßig Millionen, die dem König zukamen, einhundert funfzig Millionen, von Privatpersonen gezogen wurden. Nach dieser Arbeit bekannte er die Ursache von dem Elende des Volkes, und nahm seine Maasregeln, dasselbe zu heben. Die Gouverneurs und andere Kriegsleute, die Gerichts- und Finanzbeamten, machten von der Gewalt, die ihnen ihr Amt über das Volk gab, einen greulichen Mißbrauch, und erhoben aus eigener Autorität zu ihrem Vortheil übermäßige Satzungen. Es wurde ein ausdrückliches Verboth unter Bedrohung der härtesten Strafe gegeben, von dem Volk keine andern als die in der Verordnung anerkannte Summen zu fordern, und den Finanzschatzmeistern mit dem ernstlichen Bedeuten, daß sie persönlich dafür würden haften müssen, anbefohlen, über jeden Unterschleif Bericht zu erstatten. Dieses Verboth setzte der Raubbegierde der Wucherer Schranken, aber es reitzte ihren Widerwillen gegen Süllh noch mehr, und viele beklagten sich so laut, als wenn er ihnen ihr rechtmäßiges Eigenthum entzogen hätte. Am meisten war der Herzog von Epernon aufgebracht. Er hob durch unerhörte Erpressungen mehr als sechzigtau-

send Thaler von seinen Vasallen. Den 26. October 1598 nahm er in dem Finanzconseil Sitz, wandte sich an den Herzog von Sülly und gab ihm einige empfindliche Reden. Sülly antwortete ihm mit entschlossenem Ton. Sie geriethen beyde in solche Hitze, daß sie schon nach dem Degen griffen. Man arretirte sie, und führte sie durch zwey verschiedene Thüren weg. Wie der König diesen Streit erfuhr, schrieb er an Sülly:

„Ich billige Ihr Verfahren, und werde Ihr Se„cundant gegen Epernon seyn. Ich will auf eine sol„che Art mit ihm reden, daß ihm in Zukunft die Lust „vergehn soll, Ihnen dergleichen Streiche zu spielen.“

Der König ließ sie beyde kommen und bezeigte dem Herzoge von Epernon seine große Unzufriedenheit. Dieser entschuldigte sich gegen Sülly, und beyde umarmten sich. Sülly fand, daß die Finanzen noch keine vollkommene Uebersicht gewährten. Sich dieselbe zu verschaffen, schickte er den Generaleinnehmern Rechnungsvorschriften, wo weder im Detail noch in der Deutlichkeit etwas vergessen war, und nöthigte sie, ihm dieselben mit den Belegen zurückzuschicken. Dadurch benahm er also den Einnehmern und Commis alle ihre gewöhnlich angewandten Mittel sich zu bereichern, die in erdichteten Rubriken, uneintreibbaren Ausständen, schlechten Geldern, Domainenunkosten, Nachlaß, Geschenken, Gefällen, Taxationen, Amtsgebühren, Rentenzahlungen, Fuhrlohn, Gerichtssporteln, Accidentien und Kosten bey Ablegung der Rechnungen ꝛc. bestunden, und ansehnliche Summen verschlangen. Es wurde verbothen, die Zahlungen aufzuschieben, und keine Gelder, die ausdrücklich dazu bestimmt waren, zurückzubehalten, wodurch es den Rechnungsführer unmöglich ward, zu wuchern; und mit den Inhabern der Assignationen unter

ter einer Decke zu spielen. Dieses Verboth machte allen fernern Ausleihungen der zahlbaren Gelder, auf Kammerbefehle und andere unnütze Formeln, ein Ende.

Oft traten die Einnehmer von ihren Posten ab, mit Hinterlassung verschiedener noch einzutreibender Gelder, die nach der Hand in Vergessenheit kamen. Um diese Art Bankerott zu verhindern, zwang Sülly ihre Nachfolger auf die Ablegung ihrer Rechnungen zu dringen, und sie hatten für ihre Besoldnngen und Gratificationen keine andere Zuflucht, als zu diesen Schuldresten.

Man unrersuchte die Renten, und fand, daß viele bezahlt worden, wovon das Capital schon refundirt, oder die ohne Erlag eines Capitals verwilligt worden waren. Die Auszahler der Renten erhielten Befehl, keine mehr zu bezahlen, ohne vom Konseil dazu autörisirt zu seyn.

Als Sülly die letzte Hand an das Finanzsystem nach seinem ganzen Umfange gelegt hatte, zeigte er es dem König, der sehr damit zufrieden war. Die Mühe und Arbeiten dieses Ministers zu belohnen, stellte der Monarch im Jahre 1599 zu seinem Besten, die Bedienung eines Oberfinanzintendantens wieder her, und fügte noch die eines Oberwegscommissarius, Oberfestungs- und Oberbauherrns bey. Die Besoldung eines Oberfinanzintendantens wurde für beständig auf zwanzigtausend Livres gesetzt, und die eines Oberwegscommissarius auf zehntausend. Heinrich IV. legte noch eine Summe als ein Geschenk hinzu, und vermehrte den Gehalt seines Ministers auf sechzigtausend Livres des Jahrs. Das Bestallungsdekret wurde im Parlement bestättigt.

Die Herzogin von Beaufort, die den König fast niemahls verließ, ging gegen Ende des März 1599 mit ihm nach Fontainebleau. Als aber das Osterfest

her-

herannahte, befürchtete Heinrich dem Volk ein Aergernis zu geben, wenn es sähe, daß er seine Maitresse während dieser Bußzeit bey sich behielt. Er bath sie also, solche in Paris bey einem reichen königlichen Pächter, Nahmens Zancet, der ein Vermögen von einer Million und siebenmahlhunderttausend Thaler besaß, zuzubringen. Am grünen Donnerstag nach der Mittagsmahlzeit, wo ihr Zancet delikate Speisen, die nach ihrem Geschmack zubereitet waren, vorsetzen ließ, ging sie nach dem kleinen Saint-Antoine, um die Tenebres *) zu hören, die daselbst mit Musik abgesungen werden sollten. Sie fühlte eine Betäubung, und ließ sich eiligst zu Zancet zurückbringen. Wie sie daselbst ankam, führte man sie in den Garten, aber sie wurde von einem Schlagflusse gerührt, der sie auf der Stelle zu tödten schien. Durch die ihr geleistete Hülfe kam sie wieder ein wenig zu sich. Sie glaubte Gift bekommen zu haben und befahl, sie aus diesem unglücklichen Hause weg, und zu ihrer Tante, der Frau von Sourdis, in das Kloster Saint-Germain zu bringen. Kaum war so zu Bette, als sie auf das neue schreckliche und heftige Anfälle mit fürchterlichen Zuckungen bekam, die ihr nahes Ende verkündigten, und woran sie auch am folgenden Charfreytag ihren Geist aufgab. Ihr Gesicht und ihr Leib waren ganz schwarz, alle ihre Züge unkennbar, und ihr Mund verdreht, so daß man sie nicht ohne Abscheu ansehen konnte. Das Volk betrachtete

*) Eine Andacht, die in der Charwoche, Mittwochs, Donnerstags und Freytags zur Erinnerung an die außerordentliche Finsterniß bey der Kreutzigung Christi gehalten wird, wobey nach und nach alle Lichter ausgelöscht werden.

tete diesen unglücklichen Tod als eine Strafe Gottes. Als sie der Arzt La Riviere in diesem Zustande sah, rief er aus: Hic est manus Domini. Hier ist des Herrn Hand.

Der König kam bey dieser Nachricht vor Schmerz außer sich. Er schickte Süllh einen Eilbothen und ließ ihn bitten: sich, sobald als möglich, bey ihm einzufinden. Nur von wahren Freunden erwartet man Trost im Leiden. Süllh ging nach Fontainebleau. Der Monarch sagte zu ihm: „Ich brauche Trost in dem traurigen Zustande worinn ich mich befinde, und ich habe Sie gleich zu mir rufen lassen, um einen Beystand zu erhalten, den Sie allein mir leisten können.“

Die Lage war kritisch. Süllh hatte aber viele Feinheit des Geistes, und zog sich sehr geschickt heraus. Er erinnerte den König an einige Stellen der heiligen Schrift, wo Gott als Vater und Herr jenes Vertrauen, und jene vollkommene Ergebung in seinen Willen von uns fodert, die die Wirkung haben, dem Christen Verachtung gegen das Irdische einzuflößen. Er setzte hinzu, man müsse ihn sowohl bey den unglücklichsten als glücklichsten Ereignissen erkennen und anbeten. Ferner führte er dem König zu Gemüthe, daß er diesen ihm schmerzlichen Zufall, als eine Sache betrachten sollte, wofür er dem Höchsten einstens vielleicht danken werde. Er schilderte ihm alsdann den traurigen und unvermeidlichen Zustand, worinn er sich befunden haben würde, wenn seine Maitresse am Leben geblieben wäre. Auf einer Seite von den Reitzen der stärksten Zärtlichkeit, auf der andern von der Stimme der Ehre und der Pflicht bestürmmt, mußte er sich zur Wahl entschließen. Er konnte seine Ketten nicht zerbrechen, ohne sein Herz zu zerreißen, und sie tragen, ohne sich der Schande Preis zu geben. Der

Hin-

Himmel wird Ihnen bey einem so empfindlichen Schlag beystehn, mein König, fügte er hinzu, aber wer als Sie allein, kann den Weg zu einer Heirath bahnen, von der die Ruhe Frankreichs, der Friede Ihres Volkes, das Schicksal Europens und Ihr eigenes Glück abhängt. Ohne diesen Zufall würden Ihnen die Vortheile einer rechtmäßigen Ehe, durch die gänzliche Verfassung einer Frau, die sonst tausend guter Eigenschaften wegen Ihrer Zuneigung würdig war, allzu theuer erkauft geschienen haben.

Der König hörte Sülly aufmerksam zu, und empfand ein geheimes Vergnügen darüber, daß er seine Wahl nicht mißbilligte. Die ernsthaften Beschäftigungen, denen er sich widmen mußte, linderten seinen Schmerz, und er verschwand nach und nach.

Pabst Clemens VIII. unzufrieden über alle die Ausflüchte die der Herzog von Savoyen in der Angelegenheit des Marquisats von Saluzzo machte, schlug es ab seine Entscheidung darinn zu geben. Der Herzog glaubte, wenn er Heinrich IV. bey der Ehre angriffe, so würde er in dieser Streitsache seinen Zweck erreichen. Er wuste, daß Sülly das ganze Vertrauen des Königs besaß, trug also seinen Agenten in Frankreich auf, sich an diesen Minister zu wenden, und ihm in seinem Nahmen zu sagen, er verlange den Besitz des Marquisats von Saluzzo nicht anders als eine bloße Gnade und als ein Geschenk des Königs, auch sollten sie ihm zu gleicher Zeit merken lassen, der Herzog von Savoyen werde dem Herzog von Sülly, im Verhältniß der Wichtigkeit der Sache, und des Eifers, mit dem er sie unterstützen würde, seine Erkenntlichkeit bezeigen. Sülly antwortete den Agenten von Savoyen: man könnte niemanden mit etwas anderm eine Gnade erweisen, als mit dem, was man

selbst

selbst besäße. Sr. Durchlaucht müßten also vor allen das Marquisat von Saluzzo Sr. Majestät zu stellen, die, da Sie eine eben so große Seele als Sr. Durchlaucht hätten, einen königlichen Gebrauch davon machen würden; er bäthe sie also ernstlich, sich dieserwegen gerade an den König zu wenden. Sie thaten es, und Heinrich nahm einen sehr höflichen, doch entschlossenen Ton gegen sie an, aber sie merkten, daß sie auf diesem Wege nichts ausrichten würden.

Der Herzog von Savoyen ging selbst nach Paris, der König nahm sich aber vor, von seiner rechtmäßigen Genugthuung nichts nachzulassen, und übelgesinnten Personen am Hofe über seine Masregeln Aufklärung zu geben.

Bey dem Pabst arbeitete man beständig daran. Die Ehescheidung Heinrich IV. und der Margaretha von Valois zu Stande zu bringen. Man hatte diese Prinzessin selbst so weit vermocht, ihre Einwilligung dem Pabst schriftlich zu schicken, der sich zur Scheidung geneigt bezeigte, und Heinrich stund schon im Begriff eine neue, seinem erhabenen Rang entsprechende Heirath einzugehn. Alle gutgesinnten Franzosen, freuten sich, von einem König, den sie liebten, Prinzen erwarten zu können, die seiner Nachfolge würdig wären. Aber der natürliche Hang des Königs zu dem schönen Geschlechte, und die Leichtigkeit, mit der er sich ihren Reitzen überließ, schien alles wieder zu vernichten. Die Schilderung die man ihm von dem Fräulein von Entragues machte, erregte seine Neugierde sie zu sehen, und er wurde sterblich in sie verliebt. Katharina Henriette von Entragues, war eine Tochter des Franz von Balzac, Herrn von Entragues, von Marcoussy, von Malesherbes, und von der Marie-Louchet, Maitresse Carl IX. Sie war

nich:

nicht so schön wie die Gabrielle, aber viel jünger, lustiger, und eben so ehrgeitzig. Süllly sagt, sie wäre in Liebeshändeln nicht unerfahren gewesen. Da sie wußten, daß der Pabst im Begriff stand, die Trennung Heinrichs von der Margaretha von Valois zu genehmigen; so suchte sie des Königs Neigung zu benutzen, und ihn zu einer Vermählung mit ihr zu bewegen, indem sie der Leidenschaft dieses Fürsten, die sie zu entflammen wußte, ihre Schamhaftigkeit und hohe Tugend entgegensetzte. Sie nahm alsdann ihre Zuflucht zum Eigennutz, und foderte hunderttausend Thaler, als den Preis ihrer höchsten Gunst. Heinrich befahl Süllly: sie ihr zu geben. Dieser Minister betrachtete alle angewandten Künste des Fräuleins von Entragues mit kaltem Blut, und suchte dem König durch die nähmlichen Mittel zu heilen, durch die sie ihn verwundet hatten. Er stellte ihm vor, seine Geliebte werde nur vom Ehrgeitz geleitet. Aber die Begierden des Königes wurden, wie gewöhnlich, durch Hinderniße nur noch heftiger. Ob sie gleich die hunderttausend Thaler empfangen hatte, so fand sie der Monarch doch nicht geschmeidiger. Sie schützte den Zwang ihrer Eltern vor, und die Furcht vor dem Zorn derselben, dem sie sich durch ihre Schwachheit aussetzen würde. Sie erklärte ihm endlich ausdrücklich, nie in etwas zu verwilligen, wenn er ihr nicht ein schriftliches Versprechen von seiner Hand gäbe, sie noch in diesem Jahr zu heirathen. Sie verlangte diese schriftliche Erklärung nicht um ihrer selbst willen, sagte sie mit einer verstellten Bescheidenheit, eine mündliche wäre ihr hinreichend gewesen, oder sie würde vielmehr gar keine verlangt haben, indem sie wohl wüste, daß sie von keiner so hohen Geburt wäre, auf eine solche Ehre Anspruch machen zu können, aber diese Schrift

könnte

könnte ihr zur Entschuldigung bey ihren Eltern dienen. Wie sie sah, daß der König ihrem Verlangen nicht entsprach, sagte sie ihm: dieses Versprechen könnte keine Folgen nach sich ziehen, weil Sr. Majestät der Jurisdiction der geistlichen Gerichte, nicht wie geringe Leute unterworfen wären.

Heinrich IV. besaß Verstand genug, um einzusehen, daß ihn das Fräulein zu berücken suchte, und er hatte sogar Grund zu glauben, daß ihre Keuschheit nur Verstellung wäre. Kurz vor seiner Bekanntschaft mit ihr, hatte Süllh ihren Eltern und ihr selbst einen Befehl von Seiten Sr. Majestät ankündigen lassen, sich aus Paris hinweg zu begeben, weil sie eine zu genaue Verbindung mit den mißvergnügten Herren unterhielten. Der Monarch beging indessen doch die Schwachheit, die Wünsche seiner Geliebten zu befriedigen.

An einem Morgen, als er eben auf die Jagd gehn wollte, ließ er Süllh in die Gallerie von Fontainebleau kommen, und gab ihm das Heirathsversprechen, das er selbst geschrieben hatte. Da dieser Minister seinen Herrn aufrichtig liebte, so war er bey dem Anblick des Aufsatzes von Schmerz durchdrungen. Er fühlte alle Schande und Verachtung, die den König treffen würden, wenn es im Publikum bekannt werden sollte, welches nicht lange anstehn konnte, obgleich die Bedingung, die es enthielt: seine Maitresse nur alsdann zu heirathen, wenn sie in Zeit von einem Jahr einen Sohn bekäme, das Versprechen sichtbar ungültig machte. Tausend Ideen liefen durch Süllys Kopf, und hielten ihn zurück seine Meinung zu äußern.

Er stellte die Schrift dem König wieder zu. Der Monarch bemerkte eine große Gemüthsunruhe an ihm,

und sagte: „Nun, nun, sprechen Sie frey heraus, und machen Sie nicht so sehr den Geheimnißvollen. Reden und handeln Sie, wie Sie wollen, ich werde nicht bös darüber werden. Dieß ist eine Entschädigung, die Sie für die dreymahlhunderttausend Livres, die ich Ihnen mit Gewalt abgenommen, mit Recht von mir erwarten können.“ Süllly ließ sich diese Versicherung sogar mit einer Art von Eid wiederhohlen, nahm das Schreiben aus den Händen des Monarchen, und zerriß es, ohne ein Wort zu reden.

„Zum Henker, sagte der König ganz erstaunt, was unterstehen Sie sich? ich glaube Sie sind ein Narr? „Es ist wahr versetzte Süllly, ich bin es, und wollte Gott, daß ich der einzige in Frankreich wäre. Süllly versichert, er habe den Entschluß gefaßt gehabt, lieber das Aeußerste zu wagen, als durch eine schädliche Nachgiebigkeit seiner Pflicht und der Wahrheit ungetreu zu werden. Während nun der König mit einem von Zorn erhitzten Gesicht die zerrissenen Stücke der Schrift wieder in die Hände nahm, um eine neue darnach zu verfertigen, stellte er ihm mit allem Nachdruck die Größe seiner Unvorsichtigkeit vor. Heinrich besaß sich genug, um ihn ausreden zu lassen, da er aber ein völliger Sklave seiner Leidenschaft war, so konnte ihn nichts von seinem Entschluß abbringen. Aus Furcht, gegen einen vertrauten, getreuen, und aufrichtigen Diener, den Zorn zu weit zu treiben, verließ er die Gallerie ohne ein Wort zu sagen, ging in sein Kabinet, und setzte ein anderes Heirathsversprechen für das Fräulein von Entragues auf. Als er wieder heraus kam, begegnete er Süllly, der unten an der Treppe war, ging bey ihm vorbey, that, als wenn er ihn nicht sähe, stieg zu Pferde, ritt nach der

Ge-

Gegend von Malesherbes, wo sich seine Geliebte befand, und blieb zwey Tage daselbst.

Sülly hielt es für nöthig, die Ehescheidung des Königs zu beschleunigen, und ihm sobald wie möglich eine Gemahlin zu verschaffen. Die Agenten desselben zu Rom, hatten den Auftrag von Heinrichs IV Vermählung mit der Prinzessin Marie von Medizis, einer Tochter des Großherzogs von Toscana, und der Erzherzogin Johanna von Oesterreich, des Kaisers Ferdinands Tochter, die erste Eröffnung zu machen, und Heinrich selbst, um weitern Zudringlichkeiten auszuweichen, befahl dem Connetable, dem Kanzler von Villeroi, und Herrn von Sülly, mit dem, den der Großherzog in dieser Angelegenheit als Abgeordneten nach Paris schicken würde, an seiner Vermählung zu arbeiten.

Gleich nach der Ankunft dieses Gesandten setzte man die Artikel auf, und sie wurden bald unterzeichnet. Maria von Medizis bekam sechsmahlhunderttausend Thaler zur Mitgabe, ohne ihre Ringe, Juwelen ꝛc. mit in Anschlag zu bringen.

Sülly erhielt den Auftrag, dem König darüber Bericht zu erstatten, der sich einen so baldigen Ausgang nicht vorgestellt hatte. Er überfiel ihn mit den Worten: „Wir kommen Sire, Sie zu vermählen.“ Der Monarch stand eine Viertelstunde, wie vom Donner gerührt da. Dann ging er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, biß an den Nägeln und kratzte hinter den Ohren. Er überließ sich solchen Betrachtungen, die sein Gemüth dergestalt beunruhigten, daß er lange Zeit kein Wort sprach. Die von Sülly ihm gemachten Vorstellungen lebten wieder in seinem Gedächtniß auf, und als er sich endlich gefaßt hatte,

schlug er die Hände zusammen, und sagte: „Nun im Gottes Nahmen, so seys! es hilft nichts mehr dafür, weil es das Wohl meines Königreichs erfordert, daß ich mich verheirathe, so soll es auch geschehen.“

In der Folge gestund er, seine Unentschlossenheit hätte blos von der Furcht hergerührt, er möchte es das zweytemahl nicht glücklicher treffen, als bey seiner ersten Vermählung.

Er hatte so viele Freundschaft für Süllly, daß er alle Gelegenheiten ergriff, sich ihn zu verbinden, und ihn zu größeren Würden zu erheben. Er verlieh ihm den Posten eines Großmeisters der Artillerie, machte ein Kronamt daraus, und verknüpfte damit vier und zwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte.

Süllly wollte dem Monarchen seine Erkenntlichkeit bezeigen, und widmete sich gänzlich der Aufsicht über die Artillerie. Zu diesem Ende, nahm er seine Wohnung im Arsenal, schaffte alle unnütze Artillerieofiziere ab, schloß einen Handel mit den Salpeterkommissarien über einen ansehnlichen Vorrath Pulver, machte Akkorde mit den Eisenhammerschmidten über das Eisen zu den Lavetten, Bomben ꝛc. mit fremden Kaufleuten über das Metall zu den Kanonen, und mit den Wagnern und Zimmerleuten über das nöthige Holz zu den Arbeiten, die er wollte verfertigen lassen. Vierzehen Tage nach seiner Einquartierung im Arsenal, begab sich Heinrich dahin, seine gemachten Anstalten zu besehen, und hatte viele Freude daran. In der Folge kam er sehr oft, und es gefiel ihm überaus wohl daselbst. Ohngefähr um diese Zeit, traf der Herzog von Savoien in Paris ein und besuchte das Arsenal. Er erstaunte, hier so große Anstalten zu sehen, und fragte Süllly, was er mit all dem Zeug machen wollte? Er

antwortete lachend: „Montmélian zu erobern.“ Diese Antwort brachte den Herzog ein wenig aus der Fassung, da er sich aber nichts merken lassen wollte, erwiederte er, in scherzhaftem Ton: „Sind Sie da gewesen?“ Als Süllh nein sagte, versetzte der Herzog: „Ich merke es wohl, sonst würden Sie nicht so reden, denn Montmelian ist unüberwindlich.“ Süllh antwortete: „Ich rathe Ihnen nicht, den König dereinst zu einem Versuch zu zwingen, Montmelian möchte sonst den Titel unüberwindlich, verlieren.“ Der Herzog nahm daher Gelegenheit, von der Ursache seiner Ankunft in Frankreich zu reden, und sagte, er wüßte wohl, daß er ihn bey dem Könige nicht begünstigte. Der Monarch kam so eben dazu, und die Unterredung wurde abgebrochen. Noch am nähmlichen Abend, ernannte man von beyden Seiten Kommissarien, die Ursache des Streits zwischen dem König und dem Herzog zu untersuchen. Süllh war einer von denen, die der König für sich wählte. Der Herzog wußte einen Theil der Königlichen Kommissarien durch sehr ansehnliche Geschenke auf seine Seite zu ziehen, aber Süllh machte ihm viele Noth, weil er beständig darauf blieb, daß er dem König das Marquisat von Saluzzo wieder erstatten, oder ihm dagegen Bresse und alle Ufer der Rhone, von Geneve bis nach Lyon, abtreten sollte. Der Herzog nahm sich vor, ihn zu gewinnen, es koste auch was es wolle. Sein Ambassadeur ging den 5. Jan. 1600 zu Süllh, machte ihm die gewöhnlichen Complimente und übergab ihm das Portrait Sr. Durchlaucht, mit einem reich mit Diamanten besetzten Kästgen. Dieses Präsent war zwanzigtausend Thaler werth. Ihn zur Annahme desselben zu bewegen, sagte der Ambassadeur: es käme von einer Königlichen Prinzessin,

die es von einem Prinzen erhalten, der so viele Zuneigung für den König, als Freundschaft für seinen Minister hätte. Süllh fragte ihn, was man für Vorschläge machen wollte. Der Ambassadeur erwiederte: sein Herr würde seine ganze Macht mit der des Königs von Frankreich vereinigen, um ihm Neapel, Milan und das Reich selbst, erobern zu helfen, und für alle diese Staaten könnten Sr. Majestät, dem Herzog von Savoien, ein kleines aus zerstückelten Theilen bestehendes Marquisat wohl überlassen.

Süllh antwortete: der König verlange das Marquisat von Saluzzo nicht wegen seines Werths zurück, sondern weil er ein so altes Krongut nicht von dem Reiche abreissen lassen wollte, das der Herzog von Savoien zu einer Zeit, wo ihn Heinrich III. mit Wohlthaten überhäufte, auf eine unrechtmäßige Weise an sich gebracht. Er setzte noch hinzu, daß er sein möglichstes thun werde: Se. Majestät zu bewegen, dem Herzog die reichen Staaten zu verschaffen, die er ihm anböte; stellte ihm sodann sein mitgebrachtes Geschenk wieder zu, und der Ambassadeur ging ziemlich mißvergnügt weg. Wie der Herzog sah, daß es unmöglich wäre, Süllh zu bestechen, suchte er, ihn von den Berathschlagungen, die wegen des Marquisats angestellt werden sollten, auszuschließen. In dieser Rücksicht verlangte er, daß der Pater Bonaventura von Calatagirone, Franziskanergeneral, Patriarch von Constantinopel und Nuntius des Pabstes in Frankreich, den Sitzungen im Nahmen Sr. Heiligkeit beywohnen sollte. Der König bewilligte es, konnte aber die Absicht des Herzogs nicht errathen. Die Versammlung wurde den folgenden Tag bey dem Connetable eröfnet. Heinrich fand sich selbst dabey ein, und nachdem die

Cons

Conferenz angefangen war, ermahnte er alle Kommissarien, nur die Gerechtigkeit zum Augenmerk zu behalten. Süllly sagte er leise in's Ohr: „Geben Sie auf alles Acht, und verhüten Sie, daß man mich nicht betrüge.“ Hierauf entfernte er sich weg und spielte Ball.

So wie er die Versammlung verlassen hatte, theilten sich die Kommissarien in verschiedene Haufen, und der Nuntius, unterhielt sich bald mit diesem, bald mit jenem, vermied aber sorgfältig Süllly anzureden. Der Kanzler Pomponne von Bellievre, einer von den Kommissarien, sagte zu letzterem: der Nuntius könnte seinen Gewissensscrupel, mit einem Huguenotten zu negociiren, nicht überwinden; er bäthe ihn also im Nahmen der ganzen Versammlung, sich gefälligst zu entfernen, weil man sonst nicht zu einem Abschluß kommen würde. Süllly merkte bald die Ursache dieses Verfahrens. Er ging sogleich weg um dem König den Vorfall zu melden. Dieser erzürnte sich darüber, befahl ihm, in die Versammlung zurückzukehren, und sagte: „Wenn jemand sich darin befindet, dem Ihre Gegenwart mißfällt, so muß er hinausgehn, und nicht Sie.“ Süllly störte die Freude der Versammlung, als er diese neue Ordre des Königs überbrachte. Man suchte Zeit zu gewinnen, um von dem Monarchen seine Entfernung zu erhalten, aber alle Versuche waren vergeblich, und der Nuntius ward gezwungen, seinen Scrupel zu überwinden. Süllly lenkte alle Stimmen dahin, dem Herzog von Savoien die Wahl zu lassen, dem König entweder das Marquisat von Saluzzo zurückzugeben, oder ihm das Land Bresse, bis an den Fluß Dain, das Vikariat von Barcelonette, und das Stura-Perouser- und Pignoler Thal abzutreten; in welchem letztern Fall man

alle andern Plätze, die von beyden Seiten weggenommen worden, wieder zurückgeben würde. Man bewilligte dem Herzog drey Monathe zur Ueberlegung. Sr. Durchlaucht ließ bey dem König viele Bitten einlegen, daß er ihm Saluzzo ohne allen Tausch überlassen möchte.

Sr. Majestät, aller dieser Zudringlichkeiten müde, antworteten immer: „Ich will mein Marquisat haben.“ Endlich ging der Herzog nach Chambery zurück, und machte Anstalten zum Krieg.

Da der König sah, daß der Herzog von Savoien fest darauf bestund, das Marquisat Saluzzo zurück zu erhalten, so beschloß er an der Spitze einer Armee nach Savoien zu gehn, und begab sich nach Lyon, wohin seine Truppen ihm zu folgen Ordre hatten. Süllly arbeitete daran, die Regierungsgeschäfte in Ordnung zu bringen, und die nöthigen Fonds zum Krieg herbeyzuschaffen. Er meldete allen Generaleinnehmern, der König verböte ihnen, keine andere Assignationen zu bezahlen, als die, welche für die Garnison der Grenzstädte und zur Besoldung der Truppen ausgestellt würden, weil alle andern directe an den Königlichen Schatz bezahlt werden müßten, wobey er ihnen noch auftrug, ihre Gelder auf das schleunigste zu übersenden. Den Auszahlern der Renten verbot er, bis auf neue Ordre keine zu bezahlen, damit sie nicht, wie öfters geschehen, solche bezahlten, die schon erloschen, oder ohne Kapital verwilligt worden wären. Er ließ Soldaten anwerben, die man unter die alten Korps steckte. An die Lieutenants der Artillerie von Lyonnois und von Dauphine, und an die Kommissarien der Artillerie von Provence und Languedoc, fertigte er eine Ordre aus, alle ihre besten Stücke zusammen zu suchen,

eine

eine Menge Kanonen und nach diesen proportionirte Kugeln verfertigen, und alles nebst dem Pulver und anderem Vorrath nach Lyon und Grenoble bringen zu lassen. Den andern Provinzen ertheilte er den nähmlichen Befehl und schloß mit den Fuhrleuten zu Paris einen Handel: Dreymahlhunderttausend Pfund an Gewicht, in Zeit von vierzehen Tagen nach Lyon zu schaffen, ohne den Nahmen der Waare anzugeben. Sie verwunderten sich sehr, wie sie sahen, daß diese Ladung in zwanzig Kanonen, sechstausend Stückkugeln, und in anderem schwer fortzubringenden Artilleriegeräthe bestand, und behaupteten, daß so schwere Stücke nicht für gewöhnliche Transportwaaren passiren könnten. Süllh drohte ihnen aber ihre Karren und Pferde wegzunehmen und sie selbst arretiren zu lassen, worauf sie sich endlich dazu bequemten, und in sechzehen Tagen mit ihrer Ladung zu Lyon anlangten. Mit gewöhnlichen Fuhrwerken würde man zwey bis drey Monathe gebraucht, und dieser Transport ungleich mehr gekostet haben.

Als der Herzog von Savoien eine französische Armee nach seinem Lande im Anzuge sah, wandte er alle möglichen Mittel an, ihren Marsch aufzuhalten. Er wußte endlich Heinrich so zu überlisten, daß er Süllh befahl, seine Vorkehrungen einzustellen. Der Minister, der den Charakter des Herzogs kannte, und einsah, wie wichtig es sey, keine Zeit zu verlieren, setzte die Anstalten ununterbrochen fort, schaffte immer mehr Kriegsmunition herbey, ging nach Montargis, und schickte seine Bagage auf der Loire ab. Bey seinem Aufenthalt daselbst empfing er einen Brief von dem König, der nur diese Worte enthielt: „Sie waren ein guter Prophet, der Herr von Savoien hat uns zum

besten. Kommen Sie geschwind, und vergessen Sie nichts, was nöthig ist, um ihn seine Untreue fühlen zu lassen.“ Der König war schon in Savoien eingedrungen, und hatte Lesdiguieres aufgetragen, das Schloß von Montmelian zu recognosciren. Auf seinen Bericht, entschloß er sich diesen Platz anzugreifen. Gleiches Loos traf Bourg-en Bresse. Créqui wurde die Expedition gegen Montmelian, und dem Marschall von Biron, die gegen Bourg-en Bresse aufgetragen.

Letzterer war damahls in einem Vergleich mit dem Herzog von Savoien begriffen, und folglich nicht sehr geneigt, weiter gegen ihn zu kriegen. Er ließ dem Gouverneur von Bourg-en Bresse Nachricht geben, auf seiner Hut zu seyn, und zeigte ihm die Nacht und die Stunde an, wo man ihn überfallen wollte. Dieses verhinderte aber nicht, daß diese Stadt in der nähmlichen Nacht, da man sie angrief, erobert wurde.

Der Gouverneur theilte der Garnison und den Einwohnern die erhaltene Nachricht mit und ermahnte sie, sich gut zu vertheidigen, verdoppelte die Korps-de-garde und stund selbst Schildwache. Man erwartete mit großer Ungeduld die Mitternacht, als die Stunde des Angriffs; da aber die Garnison, und die Einwohner den Tag anbrechen und den Feind noch keine Anstalten dazu machen sahen, glaubten sie, die Unternehmung müßte entweder gescheitert seyn, oder der Gouverneur eine falsche Nachricht erhalten haben. Vom Schlaf und Strapatzen überwältigt, frühstückten sie, legten sich schlafen, und überließen die Bewachung der Mauern einigen Schildwachen, die eben so ermüdet, diesen Auftrag schlecht vollzogen. Die Franzosen rückten bis gegen das Thor vor, stellten eine Petarde hin, schoßen Bresche, und drangen in die Stadt.

Mont-

Montmelian wurde ohngefähr auf die nähmliche Art weygenommen, und der König ließ Chambery berennen. Die erschrockenen Einwohner zogen sich eiligst in das Schloß zurück und verlangten folgenden Tag zu kapituliren. Der König verhinderte mit aller Sorgfalt, daß nicht die geringste Gewaltthätigkeit dabey vorging, und diese Stadt war so ruhig, als hätte sie keinen andern Herrn bekommen.

Der Monarch schickte Süllh nach Lyon, um die daselbst zurückgelassene Artillerie nach dem Lager führen zu lassen. Als er wieder zur Armee zurück kam, rieth er dem König: Charbonnieres und das Schloß von Montmelian zu belagern, aber er erwiederte, diese Plätze wären zu fest, als daß man sie vor dem nahen Winter, wegnehmen könnte, und alle Generale, Lesdiguieres und Crequi ausgenommen, stimmten dieser Meinung bey. Süllh ließ die Artillerie vor Charbonnieres führen, die Wege waren aber so schlecht, und er stund solche Strapatzen aus, daß er heftige Wallungen im Blute bekam. Die Herren, die den König umgaben, und seinen Vorschlag nicht billigten, stellten ihm vor, da Süllh so viele Zeit, blos mit dem Transport der Artillerie verlohren hätte, so würde er noch viel mehr verlieren, die andern Anstalten zur Belagerung zu machen. Der König, der ihn so eben betrachtete, sah, daß er das ganze Gesicht voller Hitzblasen hatte. Er eilte auf ihn zu, knüpfte sein Kleid oben auf, und da er seinen Hals und seine Brust ebenfalls mit Blasen bedeckt fand, rief er aus: „Ach mein Freund Sie sind verlohren.“ Er ließ seinen Arzt rufen, der, nachdem er diese Blätterchen untersucht hatte, sagte, daß sie durch eine Aderlaß und ein wenig Ruhe vertrieben werden könnten. Sobald als Süllh nach

Hau-

Hause kam, ließ er sich zur Ader, und setzte sich den folgenden Tag zu Pferd, die Batterien zu visitiren. Er ging alsdann mit einer solchen Lebhaftigkeit und Fleiß zu Werke, daß der Platz den nähmlichen Tag erobert wurde, als er es dem Könige versprochen. Die Generale, die versichert hatten, daß es ihm nicht gelingen würde, sahen seinen Triumph mit Verdruß.

Das Glück bey Charbonnieres verhinderte nicht, daß er noch große Widersprüche im Konseil erdulden mußte, als er den Vorschlag zur Belagerung von Montmelian that. Der König, durch die Mehrheit der Stimmen hingerissen, sagte zu ihm: „geben Sie wohl Acht, was Sie thun, denn wenn wir gezwungen werden, die Belagerung aufzuheben, so wird die ganze Welt gegen Sie und gegen mich schreien, vielleicht am ersten gegen mich.“ Man wußte damahls noch nicht, was eine fürchterliche und wohl bediente Artillerie bey einer Belagerung vermag. Süllh versprach dem König: Montmelian in weniger als fünf Wochen wegzunehmen, er bat ihn aber, nicht dabey gegenwärtig zu seyn, weil er voraus sähe, daß sie viel Blut kosten würde. Seine Anstalten wurden mit großer Geschwindigkeit gemacht. Er belagerte die Burg von Montmelian, und nahm sie sogar geschwinder weg, als er es versprochen hatte. Der Herzog von Savoien, endlich überzeugt, es mit einem so mächtigen Monarchen, wie der König von Frankreich, nicht aufnehmen zu können, verlangte den Frieden, und Heinrich IV gab Süllh den Auftrag, den Tractat mit dem Kardinal Aldobrandin, Neffe und Legat des Pabstes zu schließen. Durch diesen Friedenstraktat wurde festgesetzt: der König von Frankreich wollte auf das Marquisat Saluzzo Verzicht thun, und der Herzog von Savoien

sollte

sollte ihm Sental, Monts und Roquespaviere, La Bresse ganz, und die Grenzplätze und Gegenden an der Rhone, von beyden Seiten bis nach Lyon, mit Ausnahme der Brücke von Grezin und einiger Sr. Durchlaucht nöthigen Passagen in die Franche : Comté dagegen abtreten, ohne indessen das Recht dadurch zu erlangen, die geringste Auflage in diesem Lande zu haben, Festungen darin anzulegen oder Truppen ohne die Erlaubniß des Königs durchziehen zu lassen, und mit der Bedingung, daß der Herzog, dem König für den Brückenzoll von Grezin hunderttausend Thaler bezahlen müßte. Ausserdem sollte er Sr. Majestät die Citadelle von Bourg, die Landschaft Gex, Chateau: Dauphin und was davon abhängt, nebst allen, was die Provinz von Dauphine diesseits Monts in sich begreift, einräumen, auf das Eigenthumsrecht von Ans, Chousy, Bulley, Pont: d'Arley, Seissel, Chana und Pierre : Chatel, Verzicht thun, und die Vestungen von Beche : Dauphin schleifen.

Maria von Medicis langte gegen den 25. Oct. 1600 in Lyon an.

Heinrich IV. ging den folgenden 9. November mit der Post dahin und vermählte sich mit ihr. Kurz darauf begab sie sich nach Paris, und speißte mit dem König und dem ganzen Hof im Arsenal, zu Mittag. Da Sülly merkte, daß sich die italiänischen Frauenzimmer, die sich in Begleitung der Königin befanden, den Wein von Arbois wohl schmecken ließen, nöthigte er sie noch mehr dazu. Er hatte weißen Wein, der so klar wie Wasser war. Er ließ kleine gläserne Flaschen damit anfüllen. Wenn sie nun Wasser verlangten, um es unter den rothen Wein zu mischen, so goß man ihnen diesen Weißen hinein. Da sie der König ein

wenig erhitzt sah, so merkte er wohl, daß ihnen Süllh einen losen Streich gespielt habe.

Nach wiederhergestellter Ruhe in Frankreich, widmete sich Süllh gänzlich den Finanzgeschäften und dachte auf Mittel den König reich, ohne seine Unterthanen arm zu machen. Er nahm sich vor, für jedes Finanzdepartement recht deutliche Tabellen zu entwerfen. Den ersten Jenner 1601 stellte er dem König deren fünfe zu.

Die erste enthielt: alle Gelder, die in Frankreich gehoben wurden, alles, was für die Hebungskosten davon abzuziehen wäre und was dem König rein davon übrig blieb.

Die zweyte: alles, was der Königliche Schatzmeister im Jahr einzunehmen, und was er für einen Gebrauch davon zu machen hatte.

Die dritte betraf die Einnahme und Ausgabe des Artillerieweſens, mit einem Generalinventario, das alle damahls vorräthige Munition umständlich beschrieb.

Die vierte: ein Projekt der Oberaufsicht über die Brücken, Pflaster, Wege, Chausseen, und deren Reparatur, sowohl in wie ferne sie den König, als in wie weit sie den Provinzen obliegen.

Die fünfte gab eine allgemeine Uebersicht, und eine umständliche Beschreibung aller Reparaturen, und Befestigungen der Städte, Schlösser und Grenzplätze.

Süllh war gesonnen, viele Reformen zu machen. Eine der nützlichsten, die er dieses Jahr zu Stande brachte, war die Reduction der Interessen, die er von zehn und acht ein drittel procent, auf sechs ein viertel herabsetzte.

Hier ist der Inhalt des dießfalls erschienenen Edicts: „Wir wollen, verordnen und gebiethen, durch dieses immerwährende und unwiederrufliche Edict, daß an allen Oertern, Gütern und Herrschaften unsers Königreichs, von niemand, wes Standes, Qualität und Rang er auch seyn mag, von nun an höhere Zinsen stipulirt werden, als $6\frac{1}{4}$ vom Hundert, welches sechs Thaler, funfzehen Sols jährlich beträgt, und dieses durch Contracte von Notarien und Zeugen unterschrieben, denen wir ausdrücklich untersagen und verbiethen, es anders zu gestatten, bey Strafe der Absetzung und des Verlustes ihrer Aemter, wie auch allen unsern Richtern, darauf genau zu achten, und nie auf höhere Zinsen gerichtlich zu erkennen."

Süllly ließ auch die fremden Münzen verbiethen, ausgenommen die spanischen, welches der Handlung überaus nachtheilig war. Man untersagte den Gebrauch von Stoff, Gold und Silber, wodurch die Manufacturen fielen. Perefixe meldet: Süllly wäre immer sehr einfach gekleidet gewesen, und hätte von denen, die sich reich angezogen, gesagt: sie trügen ihre Mühlen und ihre Wälder auf den Rücken. Endlich verboth man bey Strafe der Confiscation Gold und Silbergeld aus dem Reich zu führen. Kurz nach dieser Verordnung, nahm man eine Summe von acht und vierzigtausend Thalern, die man in Ballen mit Waaren eingepackt ins Ausland führen wollte, weg. Niemand unterstund sich, sie wieder zu fordern.

Süllly beredete Heinrich IV. eine Justizkammer zu errichten, um diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die öffentliche Gelder verwalten, und gegen die, welche der Entwendung dieser Gelder überführt würden Leibesstrafen zu verordnen. Er hatte allzuüberzeugende Proben, von der

Hab=

Habsucht und der Untreue der Finanziers, um ihnen den Krieg anzukündigen. Die Justizkammer war errichtet, aber wie es gewöhnlich bey diesen Umständen geht, so ging es auch hier: man strafte diejenigen nicht, die es am meisten verdienten. Sie fanden selbst ihr Glück in dem Laster, weswegen man sie verfolgte, indem sie einen Theil ihres Diebstahls zu Präsenten anwandten, und den andern behielten. Das Ungewitter brach nur über solche aus, die nicht genug geraubt hatten, um sich Schutz erkaufen zu können.

Da der König wuste, daß die Armeen des Prinzen Moritz von Nassau, und des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich nahe an den Grenzen von Frankreich stunden, so beschloß er nach Calais zu gehen. Die Königin Elisabeth hielt die Gelegenheit zu Stillung ihres Verlangens, diesen Monarchen, den sie so sehr liebte und schätzte, kennen zu lernen für günstig. Sie schrieb ihm einen Brief voll von Freundschaftsversicherungen und Diensterbiethungen und ging bis nach Douvres, wo sie den Lord Sidney mit einem zweyten Schreiben nach Calais abfertigte. Heinrich beantwortete diese freundschaftlichen Aeußerungen auf eine solche Weise, daß sie seine Hochschätzung, und die große Vorstellung, die er von ihrer Person hatte, genugsam erkennen konnte. Dieses Verständniß dauerte einige Zeit, und verursachte den Spaniern viele Unruhe. Elisabeth belehrte Heinrich in einem ihrer Briefe über die Schwierigkeiten die sie verhinderten, sich mit ihm mündlich zu unterreden, und beklagte die gekrönten Häupter, daß sie wider ihren Willen, Sclaven von eitlen Ceremonien und Vorsichtigkeiten seyn müßten. Sie meldete darinn dem König, den Sie ihren theuer und geliebten Bruder nannte, daß es ihr um desto mehr leid thäte, da sie ihm eine Sache zu entdecken

hätte,

hätte, die sie niemanden, selbst einen Brief nicht anvertrauen könnte, und daß sie indessen doch im Begriff stünde, wieder nach London zurückzukehren.

Die letzten Worte reitzten die Neugierde des Königs so stark, daß er Sülly hohlen ließ, und ihm sagte: „Ich erhalte so eben Briefe von meiner lieben Schwe„ster, der Königin von England, die Sie so sehr lie„ben, — Briefe, die mehr als jemahls voller Schmei„cheleyen sind. Sehen Sie zu, ob Sie es besser als „ich errathen können, was der Schluß ihres Schrei„bens sagen will.“ Es wurde beschlossen, Sülly sollte nach Douvres gehn. Er setzte sich folgenden Tag bey anbrechendem Morgen mit einigen Bedienten in eine Barke, und langte Vormittags um zehn Uhr zu Douvres an. Beym Aussteigen ward er vom Lord Sidney, der ihn zu Calais gesehen hatte und sich eben in Gesellschaft einiger anderer Engländer befand, erkannt. Er umarmte Sülly, und fragte ihn, ob er die Königin nicht sehen wollte. Sülly erwiederte: dieß sey seine Absicht nicht, versicherte ihn, selbst der König wüste von seiner Reise nach England nichts, und bath der Königin nichts von seiner Anwesenheit zu sagen; denn da er nicht gesonnen wäre, ihr aufzuwarten, so hätte er auch kein Schreiben an Sie; er wollte nur eine kurze Reise ganz incognito nach London machen. Alle englische Herren lachten und sagten ihm, seine Vorsicht würde ihm nichts helfen, indem vielleicht schon in diesem Augenblick das Wachtschiff seine Ankunft gemeldet haben würde. Er könnte sicher bald einen Bothen von der Königin erwarten, die ihn gewiß nicht so wieder wegreisen lassen würde, da sie erst vor drey Tagen öffentlich und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von ihm gesprochen hätte. Sülly stellte sich, als wenn er über diese ungele-

gene Zeit sehr betreten wäre, und sagte: er hoffte unbekannt bleiben zu können, wenn diese Herren so gütig seyn wollten, seine Wohnung nicht zu entdecken, und als er sie verließ, versicherte er sie, daß er nach London abgehn würde, sobald er nur etwas genossen hätte. Wie er in sein Zimmer kam, fühlte er, daß ihn jemand rücklings umarmte. Es war einer von den Hauptleuten der Leibwache der Königin. Er sagte ihm: er müßte ihn auf Befehl Ihrer Majestät gefangen nehmen. Süllh erwiederte seine Umarmung, und antwortete lächelnd, daß er diese Gefangenschaft für eine große Ehre schätze. Der Capitain setzte hinzu: er habe Ordre, ihn sogleich zur Königin zu führen, und Süllh folgte ihm. Sobald ihn die Königin sah, sagte sie: „So, Monsieur „Rosny, Sie wollen sich nur bey uns durchschleichen, „und wieder abreisen, ohne mich zu sprechen? ich muß „mich sehr darüber wundern, denn ich weiß aus Erfah„rung, daß Sie mir weit mehr, als jeder meiner Die„ner ergeben sind, und ich glaube nicht, Ihnen Gele„genheit gegeben zu haben, ihre Gesinnung zu ändern.“ Süllh antwortete ihr, wie es eine so verbindliche Anrede erforderte, und lenkte das Gespräch auf die Gesinnungen, die sein König, für die Monarchin hegte. „Um Sie zu überzeugen sagte Elisabeth, daß ich alles „glaube, was Sie mir von der Zuneigung des Königs „meines Bruders und von der Ihrigen sagen, so will ich „von meinem letzten Schreiben, das ich an ihn abge„lassen, mit Ihnen sprechen. Ich weiß zwar nicht, „ob Sie es nicht schon gesehen haben, denn Sidney und „Edmont sagten mir, daß er Ihnen nichts von seinen „geheimen Angelegenheiten verhehle.“

Sie nahm ihn alsdann bey Seite, um sich desto freyer mit ihm über den gegenwürtigen Zustand der Euro-

ropäischen Angelegenheiten unterhalten zu können. Sie sprach darüber mit so vieler Einsicht und Deutlichkeit, ging bis auf den Frieden von Vervins zurück, und ließ sich nur deswegen in diese einzelnen Umstände ein, um die Nothwendigkeit zu zeigen, worinn sich der König von Frankreich befände, die Maasregeln zu Ausführung ihrer beyderseitigen großen Plane gegen das jeden Tag sich vergrößernde Haus Oesterreich zu verabreden. Sie erinnerte Süllly an den Vorfall zwischen den englischen und holländischen Ambassadeurs im Jahre 1598, und fragte ihn, ob Heinrich immer noch die nähmlichen Gesinnungen hegte, und warum er so sehr zauderte, Hand an das Werk zu legen. Süllly antwortete: der König von Frankreich wäre noch eben so gesonnen, er wollte nur erst Geld und Kriegsmunition sammeln und Truppen anwerben, denn Frankreich wäre noch nicht im Stande, die Zerstöhrung einer so wohl eingerichteten Macht, wie die Oesterreichische, zu unternehmen. Er setzte noch hinzu: er wäre der Meinung, England und die vereinigten Niederlande würden alle ihre Kräfte gegen das Haus Oesterreich vergebens aufbiethen, wenn Frankreich sie nicht mit ihrer ganzen Macht unterstützte, es sey also nöthig noch einige Jahre abzuwarten, binnen welcher Frankreich sich mit allem Benöthigten versehen könnte, und wo man indessen daran arbeiten würde, die Könige, Fürsten und benachbarten Staaten, vorzüglich die von Teutschland, die am meisten von dem Druck des Hauses Oesterreich bedroht wären, zum Beytritt zu bewegen.

Die Königin gestund, daß dieses Projekt wohl überdacht sey und ausgeführt werden müsse. Nur ein Umstand wäre, sagte sie, gegen den man nicht ge-

schwind genug Vorsicht anwenden könnte. Da nähmlich der Hauptzweck der projektirten Vereinigung dahin gehe, das Haus Oesterreich in seine rechtmäßigen Grenzen zurückzuweisen, so wäre es nöthig, daß jeder der Alliirten keine Forderungen machte, die den andern mißfallen könnten; zum Beyspiel, wenn Spanien die Niederlande verlöhre, so sollte dieser Staat auf keine Weise, weder dem König von Frankreich, noch dem von Schottland, der einst König von Großbrittanien werden wird, noch selbst den Königen von Schweden und Dännemark, die ohnehin zu Land und zu Wasser mächtig genug wären den andern Alliirten Verdacht einzuflößen, zu Theil werden, und wegen der benachbarten Fürsten anderer Länder, die man erobern könnte, müßte die nähmliche Vorsicht gebraucht werden. „Denn, setzte sie hinzu, „wenn der König von Frankreich, mein Bruder, sich „als Eigenthumsherr, oder nur als Lehnsherr, der vereinigten Provinzen aufwerfen wollte, so verhehle ich nicht, „daß ich gewaltig eifersüchtig darüber werden und es „nicht übel nehmen würde, wenn er in Absicht meiner „die nähmliche Furcht hegte."

Süllly verwunderte sich sehr, Heinrich und Elisabeth, die sich niemahls über ihre politischen Angelegenheiten besprochen, in ihren Gesinnungen, selbst bis auf die kleinsten Umstände, so harmonisch zu finden.

Da die Königin merkte, daß Süllly sie starr ansah, ohne ein Wort zu sprechen, glaubte sie, sich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben. Süllly entdeckte ihr die Ursache seines Erstaunens und Stillschweigens, worauf sie nicht die geringste Schwierigkeit machte, bis in die kleinsten Details sich herauszulassen. Endlich reduzirte sie ihr Projekt auf fünf Artikel. Der erste war: Deutschland die Freyheit zu verschaffen, seine Kai-

ser

ser und einen römischen König, wie in den vorigen Zeiten, erwählen zu können.

Der zweyte: die vereinigten Provinzen in eine von Spanien unabhängige Republik zu verwandeln.

Der dritte: der Schweitz die nähmliche Regierungsform zu geben, und ihr Elsaß und Franche-Comté einzuverleiben.

Der vierte Artikel bestund darinn: die ganze Christenheit unter eine gewisse Anzahl Mächte, die sich ungefähr gleich wären, zu vertheilen. Und endlich:

Der fünfte: Alle Religionen auf die drey in Europa ausgebreitetsten zu beschränken.

Sülly theilte dem König die mit Elisabeth gehabte Unterredung mit, und Ihre Majestäten wechselten die Zeit über, die sie zu Calais und Doubres zubrachten, Briefe miteinander. Sie wurden über alle Präliminarpunkte einig, und machten selbst Anordnungen über den Hauptgegenstand, aber auf eine so geheime Art, daß diese Sache noch unter die Zahl derer zu rechnen ist, über welche man nichts als Muthmaßungen wagen kann.

Der König ging nach Fontainebleau zurück, wo die Königin wegen ihrer Schwangerschaft geblieben war. Sie wurde in der Nacht zwischen dem Donnerstag und Freytag den 17. September 1601 von einem Prinzen entbunden, der unter dem Nahmen Ludwig XIII. regierte. Heinrich IV. schrieb auf der Stelle an Sülly, ihm diese Neuigkeit zu melden. Er zweifelte nicht, daß sie ihm viele Freude verursachte, denn er kannte seine Freundschaft für ihn. Er schrieb ihm: „Die Königin „ist so eben von einem Sohn entbunden worden, ich ge„be ihnen Nachricht davon, damit Sie sich mit mir „darüber freuen können.“ Kurz darauf befahl er ihm

in einem zweyten Brief: die Canonen im Arsenal abfeuern zu lassen, welches Sülly eiligst befolgte, und so, daß das Gepraffel bis nach Fontainebleau gehört wurde.

Der König hatte verschiedene Nachrichten über die Verschwörung des Marschalls von Biron erhalten, und mit ihm darüber gesprochen. Da der Marschall beständig läugnete, so schien der Monarch nicht mehr darauf zu achten. Er schickte ihn sogar in der Qualität eines Ambassadeurs an verschiedene Höfe, unter andern an den zu London, wo er eine ganz besondere Unterredung mit der Königin Elisabeth hatte. Er beging die Unvorsichtigkeit mit dieser Monarchin über die Geschichte des Grafen von Essex, den sie enthaupten ließ, zu sprechen und ihn zu beklagen, daß ihm so viele geleistete Dienste doch nur ein tragisches Ende bereitet hätten. Elisabeth antwortete auf die unbedachtsamen Reden: der Graf von Essex habe sich auf eine thörigte Weise in viele Projecte eingelassen, die seine Kräfte weit überstiegen hätten, und doch habe ihn nach den Beweisen, und selbst nach völliger Ueberführung seines Aufruhrs, Niemand bewegen können, um Gnade zu bitten. Es schien, als wenn die Königin von England an dem französischen Ambassadeur viele Aehnlichkeit mit dem Grafen fände. Sie theilte ihm verschiedene sehr vernünftige Betrachtungen über die Würde gekrönter Häupter und über die Pflicht der Unterthanen mit.

Lasin, ein Burgundischer Edelmann, ging nach Fontainebleau dem König das ganze Geheimnis der Verschwörung zu entdecken, und gab verschiedene Herren, unter andern auch Herrn von Sülly als Mitschuldige an, Der König kannte Lasin. Er schrieb an Sülly: „Mein Freund, kommen Sie eiligst zu mir, einer Sa-

„che halber, die meinen Dienst, Ihre Ehre, und un-
„sere beyderseitige Zufriedenheit betrifft. Gott befoh-
„len. Ich liebe Sie sehr.“

Sülly traf Heinrich bey dem großen Eingang des Schlosses, wie er eben auf die Jagd gehen wollte. Er lief auf ihn zu, und küßte ihm den Stiefel. Der König sagte zu ihm: „Es gibt sehr viel neues, alles ist „entdeckt. Der vornehmste Unterhändler hat mich um „Verzeihung gebethen, und alles gestanden. Es sind „viele Personen, von den vornehmsten, und selbst von „denen, die mich am meisten zu lieben Ursache hätten, „darein verwickelt. Aber er ist ein Erzlügner; ich bin „entschlossen nichts ohne hinreichende Beweise zu glau-„ben. Er mischt noch andere mit hinein, die Sie sich „gar nicht vorstellen. Rathen Sie nur einmahl, wen?“

Auf einen Menschen zu rathen, daß er ein Verräther sey, antwortete Sülly, dieß, Sire, werde ich niemahls thun.

Der König drang wiederhohlt in ihn und sagte endlich:

„Herr von Rosny ist einer davon: kennen Sie ihn?“

Sind es die andern nicht mehr als ich, erwiederte Sülly lächelnd? Wenn dieses ist, so brauchen sich Eure Majestät nicht viel zu beunruhigen.

„Ich habe auch nichts davon geglaubt, versetzte der „König, und um es Ihnen zu beweisen, so habe ich Bel-„lievre und Villeroi anbefohlen, Sie aufzusuchen, und „Ihnen alle Anklagen, sowohl gegen Sie als andere „mitzutheilen. Ich sagte sogar zu Lafin: ich wünschte, „daß er Sie sehen, und mit Ihnen frey darüber spre-„chen möchte. Er war wie auf der Folter und ver-„steckte sich. Er wird Sie auf dem Weg von Moret „suchen, melden Sie ihm die Stunde und den Ort, und

„lassen Sie niemand bey ihrer Unterredung zugegen „seyn.“

Die Meinung des Königs über diese Anklage, war, wie er Sülly nachher sagte, daß sie weder durch den Marschall von Biron, noch einen seiner Mitschuldigen, sondern durch Lasin, auf Anhetzung verschiedener Personen, die Sülly stürzen wollten, geschehen sey. Der König war von der Unschuld des Herrn von Sülly so überzeugt, daß er ihm das Gouvernement von der Bastille gab, und ihm sagte: er wüste niemand als ihn, der ihn gut bedienen könnte, wenn es sich zutrüge, daß er Vögel im Käfigt hätte. Sülly ging zu Lasin, unterhielt sich lange mit ihm, und untersuchte alsdann mit Bollievre und Villeroi die Papiere, die einige Beweise gegen den Marschall von Biron enthalten konnten. Sie entdeckten darinn verschiedene Nahmen, nebst denen des Marschalls, des Herzogs von Bouillon und des Grafen von Auvergne. Sülly stund auch darinn. Als sie diese Schriften examinirt hatten, gingen sie alle drey zum König. Man beschloß den ganzen Vorfall geheim zu halten, um den Marschall von Biron nicht in Furcht zu setzen, und ihn nach Hof kommen zu lassen. Er begab sich wirklich nach Fontainebleau, wo der Hof war, und wurde mit dem Grafen von Auvergne, einem natürlichen Sohn Carl IX. der auch an der Verschwörung des Marschalls Theil genommen hatte, gefangen gesetzt. Man brachte sie nach der Bastille, und der König befahl Sülly sie genau bewachen zu lassen. Kurz nach dieser Arretirung meldete der Monarch an Sülly: er wäre benachrichtiget, die Freunde des Marschalls hätten den Anschlag gemacht, die zwey Gefangenen mit Gewalt zu befreyen, und sich seiner Person zu bemächtigen. „Ein Schiff mit Soldaten, meldete ihm Sr.

Maje-

„Majestät, soll in der Nacht, die Länge des Flusses „hinauffahren, und an der Treppe der Thür, die hin„ter Ihrer Wohnung ist, und auf den Flus hinaus„geht, aussteigen. Man soll dieselbe mit einer Petarde „sprengen, mit der zweyten es eben so machen, in Ihre „Wohnung eindringen, Sie im Bett überfallen, Sie mit „bestellten Relais von zehen zu zehen Meilen nach Fran„che-Comté, bringen, und Ihnen durch Repressalien „das nähmliche Schicksal zubereiten, das Biron selbst „zu erwarten hat. Ich befehle Ihnen mit der äußer„sten Sorgfalt über Ihre Erhaltung zu wachen, und „versichere Sie, wenn die angesponnene Unternehmung „gegen Sie unglücklicher Weise gelingen sollte, so wer„de ich nicht einen Augenblick anstehn, die zwey Ge„fangenen, und noch viel wichtigere Sachen, wenn es „nöthig seyn sollte, für Ihre Auslösung hinzugeben.“ Süllh ließ an die angezeigte Thür eine Wache stellen. Das Parlament ernannte Achilles von Harlay, ersten Präsidenten, Nicolaus von Potier, Herrn von Blancmenil, Präsidenten, Stephan von Fleury, ältesten Rath, und Philibert von Thurin, Rath der ersten Parlementskammer, zum Verhör der Angeklagten. Nach eingeleitetem Prozeß setzte man sie in ein bedecktes Schiff und führte sie nach dem Parlement zum Verhör. Die Kammern waren versammelt, und der Canzler präsidirte. Biron vertheidigte sich im kleinen Saal etwas besser, als vorher vor den Commissarien. Der Prozeß dieses Marschalls ist zu bekannt, als daß wir ihn hier umständlich zu beschreiben brauchen. Wir wollen nur das berühren, was Süllh betrifft. Während der Instruirung des Prozesses, bath der Marschall den Barenton, Lieutenant des Herrn von Praslin, dem Herrn von Süllh zu sagen, daß er ihn zu sprechen wünschte,

wenn er ihm dieses aber nicht bewilligte, so bäthe er ihn inständig, seine Gnade bey dem König für ihn auszuwirken; er erwartete diesen Liebesdienst von ihm, da er ihn jederzeit verehrt und als seinen Freund gefunden habe; wenn er seinen Rathschlägen gefolgt hätte, so würde er gewiß nicht an dem Ort seyn, wo er sich befände; es gäbe wohl schlechtere Menschen als er, er wäre aber der unglücklichste und er wollte sich gerne gefallen lassen, daß man ihn mit Ketten beladen, zwischen vier Mauern einsperrte.

Kurz die inständigen Bitten, die er durch den Herrn Barenton anbringen ließ, rührten den Herrn und die Frau von Süllh, bis zu Thränen. Süllh sagte zu Barenton: „Ich kann ihn weder sehen, noch mich sei„ner annehmen; es ist zu spät. Wenn er mir gefolgt „hätte, so würde er nicht seyn, wo er ist. Er hätte „Sr. Majestät gleich bey seiner Ankunft zu Fontaine„bleau die Wahrheit sagen sollen. Da er dieses nicht „gethan, so hat er sich selbst der Mittel beraubt, ihm „das Leben zu retten, und seinen Freunden es unmög„lich gemacht, ihn zu erbitten.“ Süllh gab zwey Ursachen an, die ihn verhinderten dem Marschall diese Beruhigung zu verschaffen. Die erste war, weil er überzeugt sey, daß alle Bitten und Vorstellungen zu seinem Besten vergeblich seyn würden, indem sein Tod zur Sicherheit des Staats nöthig wäre, und der König den Entschluß gefaßt hätte, ihn zu bestrafen. Die zweyte wäre: da er vom Lafin selbst mit angegeben worden, so wollte er nichts thun, woraus man Verdacht schöpfen könnte, er habe den Marschall zu schonen gesucht. Wenn man im Gegentheil muthmaßte, daß er mit ihm in Verbindung gestanden, so glaubte man auch, die abgeschlagene Bitte, ihn zu sehen, würde den Marschall dahin

hin bringen, nicht die geringste Schonung gegen einen Mann zu haben, der ihn in dem kläglichen Zustand, worinn er sich befindet, verläßt. Biron verehrte die Unschuld des Herrn von Sülly, lobte die Rathschläge, die er ihm gegeben, und klagte sich selbst an, sie nicht befolgt zu haben. Als der Marschall aus der Capelle herauskam, wo er gebeichtet hatte, fragte er, ob niemand von dem Herrn von Rosny da wäre. Man antwortete ihm: der junge Arnaud. Er rief ihm und sagte: „Ich bitte Sie, dem Herrn von Rosny in meinem Nahmen die Hände zu küssen, und ihm zu sagen, daß er heute einen Freund, einen Verwandten, und einen ihm sehr ergebenen Diener verliehrt. Ich habe jederzeit für seine Verdienste und für seine Freundschaft große Hochachtung gehabt. Ach! setzte er hinzu, indem er seine Stimme erhob und häufige Thränen vergoß, wenn ich ihm gefolgt hätte, so würde ich nicht hier seyn. Ich bitte Sie inständig ihm zu sagen: daß ich ihm meine Brüder, und vorzüglich meinen Neffen Saint-Blancard empfehle, und daß er meinem jüngsten Bruder einen Platz bey dem Dauphin verschaffen möchte. Man sage ihnen: wenn ich gleich böse war, so sollten sie um so vielmehr rechtschaffene Leute werden, und ihrem König jederzeit treu dienen; sie sollten aber nicht sobald nach Hofe kommen, damit man ihnen meinetwegen keine Vorwürfe machen möge.“ Bey einer andern Gelegenheit sagte der Marschall: „Ach! was ist der Herr „von Rosny für ein guter und treuer Diener seines Kö„niges und des Staats? Wie klug und weise handelt der König sich seiner zu bedienen, denn so lange Sr. Majestät ihn gebrauchen wird, so können Frankreichs Angelegenheiten nicht anders als wohl von statten gehn, und wenn ich ihm geglaubt hätte, so würden die

mei-

meinigen nicht so übel gegangen seyn.“ Der Marschall von Biron wurde in dem Hof der Bastille den 31. Jul. 1602 enthauptet und der König vergab allen andern Mitschuldigen, selbst dem Grafen von Auvergne, der so strafbar als jener, aber ein Halbbruder der Marquisin von Verneuil, Maitresse des Königs, war.

Einige Tage nach Hinrichtung des Marschalls von Biron, begab sich der König nach dem Arsenal, und sagte zu Sülly: „Sie sehen, daß ich vom Ehrgeitz, Eigensinn und von der unersättlichen Begierde derer, die ich mit Wohlthaten überhäuft, am meisten gelitten habe. Sie erhielten zu verschiedenenmahlen, viel beträchtlichere Summen von mir, als die fünf Könige meine Vorfahrer, Heinrich III. ausgenommen, den man für so verschwenderisch hielt, ihren Günstlingen je ertheilt hatten. Um diesen Herren den Mund zu stopfen, will ich einen Aufsatz von den Geschenken machen, die sie während ihrer Dienste von mir bekommen haben, und werde nichts, als was aus bloßer Freygebigkeit geschehen, darunter zählen, nicht aber, was ich ihnen bey verschiedenen Gelegenheiten zur Hülfe und Unterstützung an Gütern zugewandt habe. So ist z. E. das Fürstenthum Sedan zu betrachten, das ich Bouillon verschafft und ihm in der Folge, in einem sehr kritischen Falle gesichert habe. Meine Absicht ist nicht, Ihnen bey ihren gegenwärtigen Glücksumständen hier eine Lehre zu geben, denn ich weiß, daß Sie ein zu getreuer Diener sind, um dieses nöthig zu haben. Damit ich aber mein in Sie gesetztes Vertrauen nie geschwächt sehen darf, muß ich mir, selbst bey den Wohlthaten, die Sie sich durch Ihre Verdienste erworben, zwey Vorsichtigkeitsregeln vorschreiben. Die erste wird darinn bestehn: sie dürfen nicht so ansehnlich seyn, daß Sie

dadurch

dadurch ein Gegenstand der Eifersucht und des öffentlichen Hasses werden, die immer in Bereitschaft stehen, gegen die ersten Minister auszubrechen. Die zweyte ist: diese Wohlthaten müssen nicht so beschaffen seyn, daß es Ihnen möglich wird, mir oder meinem Nachfolger zu schaden, wenn Sie vielleicht einstens der Religion, oder anderer Ursachen wegen fähig seyn könnten, Ihre Pflicht zu vergessen. Mit einem Wort, ich will mir selbst den allergeringsten Argwohn benehmen, damit nichts meine Freundschaft für Sie zu erschüttern vermögend ist. Ich muß täglich so viele unerwartete Treulosigkeiten erdulden, daß ich es fühle, wie sehr sie mich wider meinen Willen mißtrauisch machen. Erwarten Sie also nicht, daß ich Ihnen die Herrschaft über große Städte und Festungen einräume, die Sie bey Ihrem Ansehen und Ihren Talenten in den Stand setzen könnten meiner zu entbehren, und die Ruhe des Königreichs dereinstens zu stöhren. Ich will nicht mehr für Sie thun, als ein König, dem seine Ehre, sein guter Nahme, und das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, für einen Diener, so getreu er auch immer seyn mag, thun soll. In Erwartung besserer Gelegenheiten, Ihre Glücksumstände noch mehr zu bevestigen, mache ich Ihnen, von diesem Augenblick an, zu Ihrem Gehalt und Pensionen eine außerordentliche Zulage jährlich von sechzigtausend Livres, damit Sie einige Güter ankaufen sie verschönern, meublieren, und Ihren Kindern noch vortheilhaftere Bedienungen verschaffen können, gegen welche ich mir besonders vorbehalte, Ihnen Beweise meiner Gewogenheit und Freygebigkeit zu geben. Ich weiß gar wohl, daß Sie diese Summen nicht auf eine thörigte Weise, mit Gastmahlen, Hunden, Pferden, Vögeln und Maitressen verschwenden werden."

Sülly

Süllly antwortete: Sire, ob wohl ich in diesem Augenblick die völlige Gewißheit in mir fühle, daß weder Eure Majestät, noch Ihre Nachfolger, noch der Staat selbst, jemahls Ursache haben werden von meiner Seite etwas zu befürchten, so finde ich doch, daß Ihre Weisheit die Vorsicht nicht zu weit treibt. Einer der vornehmsten Grundsätze des Staats ist, meiner Meinung nach, dieser: der Fürst muß sich nicht blindlings einer einzigen Person anvertrauen, so viele Dienste er auch von ihr erhalten hat, weil Niemand für seine künftigen Gesinnungen bürgen kann. Weit entfernt, mich zu beklagen, bewundere ich vielmehr die Klugheit Eurer Majestät, und danke Ihnen unterthänigst, daß ihre Belohnungen, so sehr Sie solche auch einschränken mögen, jederzeit meine Dienste und meine Erwartung um vieles übertreffen werden.

Süllly glaubte indessen doch, die Furcht des Königs, rühre von Hofleuten her, die ihn aus Eifersucht bey dem Monarchen anzuschwärzen suchten, und dieß bewog ihn, ihm noch folgendes zu sagen: Erlauben Sie Sire, Ihnen vorzustellen, daß Sie, ohne ungerecht zu seyn, den vergifteten Nachrichten der Angeber keinen Glauben beymessen können, so lange Sie von meiner Pflichtvergessenheit keine vollkommene Gewißheit und mich nicht selbst darüber gehört haben. Glauben Sie Sire, ich werde mein Unrecht mit einer Aufrichtigkeit gestehen, die Ihr Vertrauen verdienen wird, und Sie sollen sehen, daß die Verbrechen, die meine Feinde mir unterschieben, sich auf einen Fehler beschränken, den ich vor Ew. Majestät bekennen will, und für den ich ihre Nachsicht nöthig habe. Wenn ich Hindernisse antreffe, oder sehe, daß die Ausführung eines mir nöthig scheinenden Projektes zu lange verzögert wird, so ent-

entwischt mir wohl manchmahl eine kleine Klage gegen Ihre zu große Nachsicht, und meine Feinde ermangeln nicht, sogleich Vortheil gegen mich daraus zu ziehen. Aber es ist leicht, die Reinigkeit meiner Absichten zu erkennen, und mein Eifer dient der Verleumdung selbst zum Grunde.

Süllh widmete sich gänzlich den Geschäften des Staats. Um die Versendung der Gold- und Silbermünzen in auswärtige Länder zu hemmen, erhöhte er ihren Werth. Der goldene Sonnenthaler, der sechzig Sols Tournois galt, wurde auf fünf und sechzig gesetzt. Der Goldthaler, Pistole genannt, stieg von acht und funfzig, auf zwey und sechzig Sols, und andere Goldmünzen ebenfalls. Der Frank, eine Silbermünze von zwanzig Sous, wurde um ein Sous vier und zwanzig Deniers gesteigert, und das übrige verhältnißmäßig. Der Preiß der Mark Silber wurde auf zwanzig Livres, fünf Sols und vier Deniers, und die Mark feines Gold auf zweyhundert vierzig Livres und zehn Sous, erhöht. Die Unordnung im Münzwesen entsprang aus dem zu niedrigen Verhältniß des Goldes zum Silber, weil nähmlich zu wenig Marke feines Silber einem Mark feinen Goldes gleichgalten. Er führte zur nähmlichen Zeit die Rechnung nach Livres ein, da man zuvor nach Thalern gerechnet hatte.

Elisabeth, Königin von England, starb den 4. April 1603 in einem Alter von siebenzig Jahren, weniger einige Monathe.

Heinrich IV. war über diese Nachricht sehr betrübt. Er liebte, und schätzte diese große Königin ungemein, und fühlte, daß es für ihn ein unersetzlicher Verlust sey. Er konnte sich nicht schmeicheln, ihren

Nach-

Nachfolger eben so gestimmt für seine Plane zu finden, wie sie. Er beschloß einen Ambassadeur nach London zu senden, und jemand dazu zu wählen, der Feinheit des Verstandes genug besäße, den König Jakob, der den englischen Thron bestieg, beurtheilen, seine Gesinnungen erforschen, und ihn zur Erneuerung der von Elisabeth mit Frankreich geschlossenen Traktaten zu bewegen. Süllly allein hielt er für fähig seinen Absichten zu entsprechen, und ersuchte ihn, sich dieser Gesandtschaft zu unterziehen. Er willigte ein, bat aber Sr. Majestät unterthänig, ihm ein eigenhändig von ihm unterzeichnetes Certifikat zuzustellen, in welchem er verspräche, alles zu genehmigen was er thun würde, und ausdrücklich hineinzusetzen, daß er nicht anders, als auf seine Ordre gehandelt hätte. Der König sagte Süllly, er wolle die Hauptinstructionen zu Fontainebleau aufsetzen, ging mit seinem ganzen Hof dahin, und befahl seinem Conseil, ihm in drey Tagen zu folgen. Der Monarch wurde aber von einer Verstopfung des Harnganges befallen, die ihm eine so schreckliche Krankheit zuzog, daß er genöthiget ward, dem Conseil wieder abzusagen. Er glaubte in Lebensgefahr zu seyn und schrieb daher an Süllly, der zu Paris geblieben war, um seine Reiseanstalten zu treffen, in folgenden Ausdrücken: „Mein Freund, ich befinde mich so übel, daß Gott, dem Anschein nach, über mich gebieten wird. Da es aber meine Pflicht ist, nach der Sorge für das Heil meiner Seele, an die nöthigen Verordnungen zu denken, um meinen Kindern meine Nachfolge zuzusichern, und ihnen eine glückliche Regierung zum besten meiner Gemahlin, meines Staats, meiner getreuen Diener und meiner armen Völker, die ich wie meine Kinder liebe, zu verschaffen,

schaffen, so wünsche ich über alle diese Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie also eiligst zu mir, ohne jemand ein Wort davon zu sagen. Schüzzen Sie nur vor, daß Sie nach Preche in Ablon reisen wollen, und wenn Sie daselbst heimlich Postpferde gefunden haben, so kommen Sie gleich hieher."

Sülly machte sich ohne Verzug auf den Weg. Er fand den König zu Bette. Die Königin saß oben an seinem Bette, und hielt die eine von seinen Händen in den ihrigen. Heinrich reichte die andere Sülly und sagte: „Umarmen Sie mich mein Freund, ich „bin über Ihre Ankunft ausnehmend erfreut." Es ist etwas ganz besonderes, daß ich zwey Stunden nachher, als ich Ihnen geschrieben, schon angefangen habe eine große Erleichterung meiner Schmerzen zu spüren. Sie weichen nach und nach, indem ich schon zu dreyenmahlen, und zulezt fast ohne alle Hinderniß und ohne großen Schmerz das Wasser habe lassen können. Hier, sezte er hinzu, indem er sich an die Königin wandte, ist derjenige meiner Diener, der die größte Kenntniß und Sorgfalt für die inneren Angelegenheiten meines Reichs hat, und der sowohl Ihnen als meinen Kindern am besten gedient haben würde, wenn ich Ihnen entrissen worden wäre. Ich weiß zwar wohl, daß sein Charakter etwas rauh, und öfters zu frey für ein Gemüth, wie das Ihrige, ist, und daß viele Leute ihn aus diesem Grunde bey meinen Kindern und bey Ihnen angeschwärzt haben, um ihn zu entfernen; sollte sich aber jemahls dieser Fall ereignen, und Sie der *** (die Nahmen sagte er ihr leise ins Ohr) sich bedienen, und ihren Rathschlägen Gehör geben, anstatt dieses Mannes seine zu befolgen, so werden Sie die Staatsangelegenheiten, und viel-

leicht selbst das Reich, meine Kinder und sich ins Verderben stürzen. Ich ließ ihn daher ausdrücklich kommen, um mit Ihnen beyden die Mittel zu überlegen, diesem Unheil vorzubeugen. Aber Gott sey Dank, ich glaube daß meine Vorsicht für diesesmahl überflüßig war."

Da der König gänzlich wieder hergestellt war, und Sülly seine Anstalten gemacht hatte, ging dieser nach Calais, und schiffte sich den 15. Junius um sechs Uhr Morgens nach England ein. Der Englische Viceadmiral hatte ihm zwey leichte englische Schiffe entgegen geschickt, um ihn von Douvres, mit seiner ganzen Begleitung hinüber zu bringen. Der Französische Viceadmiral Devin, nahm einen Theil des Gefolges von Sülly auf ein ähnliches Schiff von seiner Nation, setzte sie zu Douvres ans Land, und seegelte sogleich wieder nach Calais zurück. Er begegnete dem Schiff des Herrn von Sülly, der noch nicht zu Douvres angelangt war, ließ die Flagge aufstecken, grüßte ihn mit einem Kanonenschuß, und nahm sie sogleich wieder herab. Der englische Kapitain, der das Schiff kommandirte, worauf Sülly war, befahl seinen Matrosen, auf den Französischen Viceadmiral zu feuern, und schwur, daß er auf dem Ozean niemahls eine andere Flagge als die Englische leiden würde. Man schoß wirklich auf das von Devin kommandirte Schiff, der sich vertheidigen wollte. Da Sülly aber befürchtete, dieses Abentheuer möchte einen Bruch zwischen beyden Nationen veranlassen, so gab er dem französischen Viceadmiral ein Zeichen die Flagge zu streichen, welches denn auch geschah. Der Streit wurde beygelegt, und Sülly langte um drey Uhr Nachmittags zu Douvres an. Der Gouverneur der Stadt schickte seinen Neffen

sen und ließ ihn bitten das Schloß zu besehen, indem er nicht selbst kommen könnte, weil ihn das Podagra zu Bette hielt. Süllly setzte alsdann seinen Weg nach London fort, und wurde den 23. Junius 1603 bey dem König von England zur Audienz gelassen. Sobald ihn der Monarch erblickte, stieg er zwey Stufen von seinem Thron, und würde ganz herabgetreten seyn, um ihn zu umarmen, wenn ihm nicht einer seiner Minister, der an seiner Seite stund, ganz leise gesagt hätte, er sollte nicht weiter gehn. Der König sagte ganz laut: „Wenn ich diesen Ambassadeur „hier auf eine ungewöhnliche Weise ehre, so will ich „nicht, daß dieses Folgen für andere haben soll. Ich „schätze und liebe ihn besonders, wegen seiner mir „bekannten Ergebenheit gegen mich, wegen seiner „Standhaftigkeit in unserer Religion, und wegen seiner „Treue gegen seinen Herrn.“

Süllly hielt eine kurze nachdrückliche Rede, und überreichte Sr. Majestät die Briefe des Königs von Frankreich. Als Sie solche gelesen hatten, sagten Sie zu ihm: „Ich habe die Zuneigung, mit der ich jederzeit den König von Frankreich geliebt, und die „Wohlfahrt seiner Krone gewünscht habe, nicht in „Schottland zurückgelassen.“ Er unterhielt sich alsdann mit Süllly über verschiedene nicht sehr wichtige Gegenstände, aber er ließ ihn merken, daß er dem Spanischen Hof ganz abgeneigt sey. Indessen fand Süllly, daß fast alle Minister des Königs von England auf der Seite Sr. katholischen Majestät, und alle gestimmt waren seine Projekte zu vereiteln. Seine Klugheit hob diese Hindernisse. Er benutzte den Haß, den Jakob gegen den König von Spanien, und die Hochachtung und Freundschaft, die er für Heinrich IV

hatte. Er bewies ihm, daß seine Ehre und sein Interesse es erfoderten, sich genau mit ihm zu verbinden. Kurz er bewog ihn, die Traktaten zu erneuern, die, während seiner Regierung in Schottland zwischen Frankreich und ihm, und diejenigen, die zwischen Heinrich und Elisabeth geschloßen worden, in welchen sich nämlich beyde Könige verbanden, Holland gegen Spanien zu vertheidigen.

Sobald Süllly nach Frankreich zurück kam, ging er gleich nach Villers Cotterets, wo er wußte, daß ihn der König erwartete. Bey seiner Ankunft daselbst, machten Sr. Majestät eben einen Spatziergang in einer der Alleen des Parks mit den Herren von Bellievre, von Villeroi, von Maisses und von Silleri. Die Herren, Graf von Soissons, Roquelaure und Frontenac, waren in einer nicht weit davon entfernten Allee. Da der König Süllly in einer weiten Entfernung gewahr wurde, sagte er zu seinen Begleitern: „Da ist endlich der Mann, den ich so lange erwartet „habe. Man rufe meinen Cousin den Grafen von „Soissons, damit er bey dem Bericht, den er uns „der Hauptsache nach, von dem, was er gesehen, „gehört, gesprochen und ausgerichtet hat, machen „wird, und wovon ich diese Zeit über noch keine Nachricht von ihm erhalten habe, gegenwärtig sey."

Sr. Majestät umarmten ihn zärtlich, und sagten, daß Sie über die Art seiner geleisteten Dienste so zufrieden wären, als Sie es nur immer seyn könnten, daß sie nun mit Vergnügen das hören wollten, was sie in seinen Briefen nicht verstanden hätten. Süllly erzählte alles, was ihm begegnet war, die Hinderniße die er zu übersteigen gehabt, und die Art wie er sich zu Erreichung seiner Absichten dabey benommen. Er über-

reich-

reichte alsdann dem König den Entwurf, des von Jakob und Süllly, unterzeichneten Traktats. Heinrich ließ ihn von Villeroi vorlesen. Als Sr. Majestät ihn gehört, wandten Sie sich gegen den Grafen von Soissons und sagten: „Was dünkt Sie von diesem allem. „Sagen Sie mir frey Ihre Meinung darüber.“

„Weil Sie es verlangen Sire, erwiederte der Graf, „so muß ich Ihnen sagen, daß es mir vorkömmt, der „Herr Marquis von Rosny müsse in großem Credit „bey dem König von England, und in vortrefflich gu„tem Einverständniß mit den Engländern stehn, wenn „anders seine Erzählung, und alles was man uns „meldet, wahr ist. In dieser Rücksicht, hätte er Ih„nen viel vortheilhaftere Bedingungen, und einen „besser abgefaßten Vergleich verschaffen sollen, als „der ist, den er Ihnen vorgelegt, der in der That, „nur ein einfaches Projekt voll Hoffnungen und schö„ner Worte enthält, ohne die geringste Versicherung, „daß sie jemahls in Erfüllung gehn werden.“

„Alles, was Sie da sagen, ist schön und gut, „versetzte der König: aber es ist nichts leichter als die „Handlungen anderer zu tadeln. Es ist in ganz „Frankreich niemand als Rosny, der mit einer so ein„geschränkten Vollmacht, als ich ihm gab, das aus„gerichtet hätte, was er bewirkt hat. Man hat ihm „nicht einmahl sein Beglaubigungsschreiben am Lon„doner Hof abgefordert; eine Sache ohne Beyspiel. „Ich habe die Schwierigkeiten, die er zu überwinden „gehabt, wohl voraus gesehen und nicht geglaubt, „daß er sie so leicht zu heben im Stande seyn würde. „Mit einem Wort, ich bin vollkommen mit dem „Betragen des Rosny zufrieden, und mich reut nichts „mehr, als daß ich ihm nicht ganz unbeschränkte Voll-

„macht gegeben habe. Ich bin dadurch von der „Wahrheit eines lateinischen Sprüchworts überzeugt „worden, das ich tausendmahl gehört habe, ich weiß „aber nicht, ob ich die Worte gut aussprechen werde: „Mitte sapientem, et nihil dicas, schicke einen Klu„gen, und gib ihm keine Instruktion. Auf alle Fälle „bin ich versichert, wenn mir seine Gegenwart in je„nem Lande nochmahls nöthig ist, so wird er immer „bereit dazu seyn, und mir mit der nähmlichen Ge„schicklichkeit und mit dem nähmlichen Eifer dienen" — Wenn man die Achtung und Freundschaft seines Königes, vielen Eifer für seinen Dienst, und ein immer gerechtes Betragen zum Schilde hat, so ist man jederzeit gegen die Pfeile des Neides und der Verleumdung gedeckt. Der Graf von Soissons schwieg, und ärgerte sich darüber, dem König Gelegenheit gegeben zu haben, einen Mann zu loben, den er nicht liebte.

Nachdem Sülly letzterem eine genaue Rechenschaft über seine Gesandtschaft abgelegt, ging er nach Paris zurück, wo er sich gänzlich der Untersuchung und Verbesserung der Finanzen widmete. Er machte den Anfang damit, sich von den Generaleinnehmern der Generalitäten, und von allen denen, die bey den Finanzen angestellt waren, ausführliche Rechnungen vorlegen zu lassen, suchte alsdann Mittel auf, die Staatsschulden zu tilgen, den Schatz zu bereichern, und überall Sparsamkeit einzuführen. Seine getroffene Einrichtungen benahmen den Hofleuten fast alle die Vortheile, die sie von verschiedenen Orten her zogen. Aber sie fanden Mittel diese Lücke wieder auszufüllen, und der König machte keine Schwierigkeit ihnen zu willfahren, weil er nichts dabey verlohr. Sie beredeten ihn: verschiedene Ordonanzen zur Einführung un-

zäh-

zähliger kleiner Abgaben auf mancherley Handlungszweige zu geben, und ihnen den Genuß davon zu überlassen. Da dieß einmahl zur Gewohnheit war, so erfanden diejenigen, die sich berechtigt glaubten einige Gnadenbezeugungen von Sr. Majestät zu erwarten, alle Tage neue Abgaben. Diese Monopolien vermehrten sich bald so sehr, daß der Handel über die Massen darunter litt. Süllv stellte dem König mehrmahlen vor, diese kleinen Auflagen verursachten dem Staat einen beträchtlichen Schaden, und man dürfte zur Bereicherung einiger Privatpersonen das Volk nicht aussaugen. Der Monarch achtete nicht viel darauf, endlich gelang es aber Süllv, ihm die Augen zu öffnen. —

Der Graf von Soissons überreichte dem König eine Bittschrift, in welcher er ihn ersuchte, eine Auflage von fünfzehen Sols, auf jeden Ballen Waare, der aus dem Reich ginge, zu seinem Vortheil einzuführen, und versicherte ihn, daß ihm dieselbe nicht mehr als dreyßigtausend Livres jährlich einbringen würde. Der König, der ihm eine Belohnung von diesem Werth schuldig zu seyn glaubte, bewilligte seine Bitte, ohne Süllv vorher davon zu benachrichtigen, fertigte ihm das Edikt aus, und ließ es siegeln. Aber indem er ihm die Gnade erzeigte, machte er die mündliche Einschränkung, daß der Betrag dieser Auflage sich nicht über funfzigtausend Livres erstrecken, daß es dem Handel keinen Schaden thun, und dem Volke nicht zur Last seyn müsse.

Der König vermuthete indessen doch, hintergangen worden zu seyn, und erkundigte sich daher bey Süllv, ob eine solche Auflage die Summe von funfzigtausend Livres nicht übersteige. Süllv fand, nach-

dem er vorher die Ausfuhrzölle, Domainen und Einfuhr der groben Kaufmannsgüter berechnet hatte, daß die jährliche Revenue dieser Auflage wenigstens hunderttausend Thaler ausmachen würde. Er betrachtete die Sache als sehr wichtig, und sah ein, daß sie das Commerz mit Leinwand und Hanf in der Normandie, la Brie und einem Theil der Picardie, verderben könnte. Daher eilte er, dem damahls zu Fontainebleau sich aufhaltenden König Bericht davon zu erstatten.

Der Monarch erstaunte, und erzürnte sich sehr darüber, daß man sein Vertrauen so mißbraucht hatte. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel war, das Edikt, als durch einen falschen Bericht erschlichen, zu unterdrücken. Um aber Sülly mit dem Grafen von Soissons, dem es nicht unbekannt bleiben konnte, daß er dem König den Aufschluß gegeben, nicht zu veruneinigen, so beschloß Sr. Majestät die Bestättigung des Parlements zu verhindern. Diese Absicht zu erreichen, war nichts weiter nöthig, als bey Uebersendung desselben an jene Instanz weder von Sr. Majestät noch von Sülly einen Brief beyzulegen, da der König und die Obergerichte längst die Uebereinkunft getroffen hatten, ohne diese Formalität, was auch für eine Ordre anders woher kommen möchte, nichts zu protokolliren. Sülly merkte wohl, daß ihn diese Vorsicht gegen die Rache des Grafen von Soissons und der Frau von Verneuil, die, wie er erfuhr, bey dieser Sache für den fünften Theil interessirt war, nicht schützen würde. Der König versprach aber, ihm gegen beyde öffentlich beyzustehn. Der Graf von Soissons, der es erfuhr, daß man das Edikt in den Parlamentern von Rouen und Rennes nicht einregistriren wollte, ging zu Sülly

und

und suchte ihn zu bewegen, ihm das Schreiben, ohne welches die Einzeichnung nicht geschehen konnte, zu geben. Da er sah, daß alles umsonst war, gerieth er in Zorn, stieß verschiedene Drohungen gegen ihn aus, und begab sich zur Marquisin von Verneuil, derer das zwischen ihm und Süllh Vorgefallene erzählte. Sie ging zum Minister und fand ihn eben bereit, sich zum Könige zu verfügen. Der allzuweiche Monarch hätte sich wohl noch zwanzig solcher Edikte abschwatzen lassen, die im Grunde nicht beträchtlich, aber für das Volk um desto drückender waren, weil sie die Bezahlung der Steuer verhinderten. Süllh hielt den Aufsatz davon in seinen Händen, und vertheidigte die Sache des Volks vor dem Könige. Die Marquisin fragte ihn nach dem Inhalt dieses Papiers. „Es sind schöne Sachen, antwortete er ihr im zornigen Ton, wobey Sie nicht die letzte sind.“ Ihr Nahme machte wirklich den sechsten Artikel dieser Edikte aus. Er machte das Memoire auf, und las alle Nahmen, nebst den Titeln der Edikte. Und was gedenken Sie mit allem diesen zu machen, sagte sie? Ich gedenke, erwiederte er, dem Könige Gegenvorstellungen darüber zu machen. Wahrhaftig, versetzte sie, es wird schon Zeit haben, bis man Ihnen glaubt und so viele Leute vom Stande mißvergnügt macht, um Ihre Launen zu befriedigen. Und für wen soll denn der König etwas thun, als für seine Cousins, Verwandten und Maitressen, die alle in diesem Memoire stehn? Alles was Sie da sagen, erwiederte Süllh, wäre gut, wenn Sr. Majestät das Geld aus ihrem Beutel nähmen. Aber solche Summen auf das neue von den Kaufleuten, Künstlern, Arbeitern und Landleuten zu fordern, daran ist nicht zu denken. Nur diese sind es, die den König

und uns alle ernähren. Sie haben schon an einem Herrn genug, ohne daß sie so viele Cousins, Verwandte und Maitressen zu unterhalten brauchen. Diese letzten Worte erbitterten die Frau von Verneuil. Sie beschloß Rache, suchte den Grafen von Soissons auf und versicherte ihn, Sülly habe zu ihr gesagt: der König hätte all zu viele Verwandten, und er und sein Volk würde glücklich seyn, wenn man ihn davon befreyte. Den folgenden Tag sagte der Graf dem Könige: Sülly hätte seine Ehre so grausam angegriffen, daß es demselben das Leben gelten müßte, wenn Sr. Majestät ihm nicht selbst Gerechtigkeit verschaffen wollten. Der König erwiederte mit vieler Gelassenheit: Was hat denn der Herr von Rosny gethan und gesagt? Wissen Sie es von ihm, oder von einem andern? Der Graf, der sich nicht erklären wollte, antwortete: „Wenn wir auch in Eurer Majestät Gegenwart beysammen gewesen wären, so hätte ich mich, so viele Achtung ich auch für einen Mann habe, den Sie lieben, nicht enthalten können, mir selbst Genugthuung zu verschaffen. Was ich sage, ist wahr, und ich verdiene auf mein Wort geglaubt zu werden, weil ich nicht gewohnt bin zu lügen.“ Wenn dieses ist mein Cousin, versetzte der König, so sind Sie Ihren Verwandten sehr unähnlich, denn wir geben sie immer auf die anständigste Weise. Ihr älterer Bruder besonders, ist Meister darin. Weil dieses aber nur eine Klatscherey ist, so nennen Sie mir den, der sie Ihnen hinterbracht, und erzählen mir was er gesagt hat, ich werde alsdann sehen was ich zu Ihrer Zufriedenheit thun kann, wenn Sie vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollen. Der Graf antwortete: er hätte einen Schwur gethan die Person nicht zu nennen, aber

er

er glaube ihr so viel als sich selbst. Was, versetzte der König, Sie wollen sie mir nicht nennen, unter dem Vorwand eines Schwurs, und ich schwöre Ihnen von allen Ihren Klagen nichts zu glauben, als was mir Herr von Rosny selbst sagen wird, denn ich halte ihn für eben so Wahrheitsliebend, als Sie den dafür ausgeben, der Ihnen diese schönen Histörchen aufgebunden hat.

Der Graf zeigte im Weggehen eine solche Wuth, daß der König Sülly warnen ließ, auf seiner Hut zu seyn, zugleich aber auch fragen ließ, ob er nicht wirklich einige beleidigende Reden gegen Soissons geführt hätte. Sülly antwortete, er habe ihn seit dem Besuch, den Sr. Majestät im Arsenal ihm gemacht, nicht gesprochen und niemand von seinen Leuten seit vierzehen Tagen gesehen. Es wäre zwar die Frau von Verneuil zu ihm gekommen, der Graf von Soissons aber, in der Unterredung, die er mit dieser Dame gehabt, nicht einmahl genannt worden. „So! sagte der König, wie man ihm Süllys Antwort brachte, nun darf man nicht mehr fragen, wo der Streit herkömmt, da die Frau von Verneuil mit im Spiel ist, denn die hat ein böses Maul am Kopf. Sie ist so voller Bosheit und Erfindungen, daß sie zu einem einzigen Wort, das ihr Rosny gesagt haben mag, hundert ja wohl tausend beygesetzt hat. Deswegen muß man aber die Sache nicht auf sich beruhen lassen.“

Heinrich befürchtete, der Graf möchte Thätlichkeiten gegen Sülly im Schilde führen. Er ließ daher letzteren warnen nicht anders als unter einer guten Begleitung auszugehn, und nichts für seine Sicherheit zu verabsäumen, wobey er noch hinzufügte, daß alles was er zu seiner Erhaltung anwendete, weit unter diesem

stünde, was ihm sein Verlust kosten würde. Kurz, um der Geschichte ein Ende zu machen, ließ der König den Grafen von Soissons und Süllh in sein Zimmer kommen, und nöthigte sie zu einem Vergleich. Dieser Streit erregte viel Aufsehen, und das Volk wußte dem Minister großen Dank, daß er seinen Vertheidiger dabey gemacht hatte. Ein Regent ist glücklich, wenn er einen Minister wie Süllh findet, und sollte der Erhaltung desselben alles aufopfern.

Einige Zeit darauf, gab ihm Heinrich das Gouvernement von Poitu, welches damahls achtzehntausend Livres jährlich eintrug. Sr. Majestät hatten das Projekt Seidenmanufakturen in Frankreich zu errichten. Süllh suchte ihn davon abzubringen, und führte an, daß dadurch der Luxus noch vergrößert würde, der ohnedem in seinem Königreich nur allzusehr im Schwange ginge. Da er sah, daß der König darauf bestund, sagte er zu ihm: Sire, Sie wollen es durchaus, so will ich nicht weiter davon reden. Die Zeit und der Gebrauch werden Sie lehren, daß Frankreich nicht für diesen Flitterstaat gemacht ist. Süllh suchte sich unaufhörlich dem Luxus zu widersetzen, und ließ zur Hemmung desselben viele Edikte ausfertigen. Die Historischen Nachrichten von Frankreich melden: die Seidenhändler von Paris hätten dem König und Süllh wegen dieser Edikte Vorstellungen gemacht. Man ließt folgenden Auszug darin: „Als Sieur Henriot, der das Wort führte, ein guter alter Kaufmann, dessen Art und Kleidung die Einfalt und Redlichkeit der guten Kaufleute vergangener Zeiten bezeichnete, ein Knie auf die Erde setzte, hob ihn Süllh sogleich auf, und nachdem er ihn auf allen Seiten herumgedreht hatte, um seine altmodische mit Taffet gefütterte Kleidung, wie sie die Kauf-

leute

leute an den Festtagen trugen, und seinen mit verschiedener buntscheckigter Seide verbrämten Ueberrock, genauer zu betrachten, sagte er zu ihm: Wie, mein guter Mann, Ihr kommt mit eurer Gesellschaft hieher, um zu klagen, da Ihr doch das Herz habt, mehr Staat zu machen als ich? Hier ist Dammast, hier Taffet ꝛc. und da er alles lächerlich machte, so konnten sie nichts ausrichten, so daß sie, beym Weggehn sagten: der Knecht ist roher und einbilderischer, als der Herr. Süllly wollte sich auch der Errichtung einer Colonie in Canada widersetzen, aber es gelang ihm nicht. Diese Unternehmungen wurde dem Sieur du Mont aufgetragen.

Als die Frage war, die Jesuiten wieder nach Frankreich zu bringen, wandte Süllly alles an, um Heinrich IV. zu verhindern, seine Einwilligung zu geben, aber der Monarch hatte einmahl den Entschluß gefaßt, die Jesuiten wurden zurückberufen.

Der König, der sein ganzes Vertrauen in Süllly gesetzt hatte, theilte ihm allen seinen Kummer mit. Einst ließ er diesem getreuen Minister sagen: er möchte nicht ins Louvre kommen, weil er sich selbst nach dem Arsenal zu begeben Willens sey, wo sie sich über sehr wichtige Dinge, die er ihm anvertrauen wollte, ungestört miteinander berathschlagen könnten. Er entdeckte ihm, daß er gewise Beweise habe, die Herzoge von Bouillon, de la Tremouille, und ihre ganze Cabale, suchten sich zu einem gemeinschaftlichen Interesse mit dem Prinzen von Condé, der Marquisin von Verneuil, und der von Entragues, zu verbinden; er wolle also seinen Rath hören, wie er sich dabey zu verhalten habe. Süllly antwortete, er müßte ihm einige Tage Bedenkzeit lassen, weil diese Sache von der größten

Wich-

Wichtigkeit wäre. Der König sprach alsdann mit ihm von seinem Aufenthalt zu Chantilly, von seiner Jagd, von dem vielen Gelde, das er im Spiel verlohren, und von den großen Präsenten, die er an seine Maitressen verschwendet hätte ꝛc. und cassierte dabey, er möchte ihm bey den Rechnungen über die Ausgaben des laufenden Jahres an die Hand gehen. Sülly machte ihm über diese Materie alle die Vorstellungen, die einem getreuen Diener gegen seinen König erlaubt sind.

Heinrich sagte ihm endlich, daß er noch viel verdrießlichere und schmerzlichere Leiden, als diejenigen, die von der Cabale der Herzoge von Bouillon und de la Tremouille herrührten, auszustehn hätte, nähmlich jene, die ihm die Königin und die Marquisin von Verneuil verursachten. Diese Dame kannte die ganze Gewalt die sie über Heinrich IV. hatte, und brauchte dieselbe blos zur Qual des Monarchen. Sie war hochmüthig, eigensinnig, ehrgeitzig, und unterhielt den König mit nichts als den Gewissensbissen, die sie darüber empfände, daß sie sich seinen Wünschen so leicht ergeben hätte. Dergleichen Gespräche beleidigten ihn um desto mehr, da er wohl wußte, daß sie es, sogar mit Leuten von ziemlich niederem Range, nicht sehr genau nahm. Ihre Liebe verwandelte sich bald in Zank. Von einer andern Seite nährte diese Neigung zu der Marquisin von Verneuil eine immerwährende Uneinigkeit zwischen ihm und der Königin. Diese Prinzessin hatte nichts zuvorkommendes, sie war aber ausserordentlich eifersüchtig. Da sie ihrer Nebenbuhlerin alle Wirkungen ihres Hasses nicht fühlen lassen konnte, so rächte sie sich für diesen Zwang an ihrem Gemahl. Heinrich hatte also das Unglück sich zwischen zwey Frauen zu befin-

finden, deren jede für sich ihr Möglichstes that, seine Ruhe zu stöhren.

Maria erfuhr, daß der König dem Fräulein von Entragnes einst ein Heirathsversprechen von seiner eigenen Hand zugestellt habe. Sie verlangte, daß er es zurücknehmen sollte, ob man ihr gleich die Ungültigkeit desselben bewies. Um Friede zu haben, forderte es Heinrich der Marquisin wieder ab. Sie wurde darüber aufs heftigste erbittert. Der erzürnte Monarch rückte ihr ihre Verbindungen mit dem Grafen von Auvergne, ihrem Bruder, und den Aufrührern des Reichs vor. Ohne auf diese Beschuldigung zu antworten, sagte sie ihm: sie könnte nicht länger mit ihm leben, denn das herannahende Alter mache ihn argwöhnisch und mißtrauisch. Mit Freuden wollte sie einen Umgang aufgeben, der, indem er nicht genug belohnt würde, um angenehm zu seyn, ihr nichts als Eifersucht und öffentliche Verachtung zuzöge. Sie erlaubte sich sogar von der Königin in so verächtlichen Ausdrücken zu reden, daß der König schon die Hand aufhob, sie zu schlagen. Hierauf verließ sie ihn auf eine stürmische Art, indem sie befürchtete, es möchte zu Thätlichkeiten kommen. Er schwur ihr aber, daß er sie schon zur Erfüllung ihres Versprechens nöthigen wollte.

Er hatte diesen Auftritt eben überstanden, als er sich nach dem Arsenal begab. So wie sich sein Zorn legte, konnte er sichs nicht versagen, dem Charakter der Marquisin eine Lobrede zu halten und das Vergnügen zu schildern, das er in ihrer Gesellschaft genösse, wobey er eine Vergleichung zwischen ihr und der Königin anstellte. „Ich genieße mit meiner Gemahlin sagte er, weder Umgang, Zeitvertreib noch Vergnügen. Sie hat eben so wenig gefälliges, als sanftes Wesen in ihren

Un-

Unterhaltungen, Sie schickt sich auf keine Weise weder in meinen Humor noch in mein Temperament. Wenn ich nach Hause komme, mich vertraulich mit ihr unterhalten will, und mich ihr nähere sie zu küssen oder sie zu liebkosen, so macht sie eine so kalte Mine, daß ich genöthigt bin sie aus Verdruß zu verlassen, und anderwärts Trost zu suchen."

„Meine arme Cousine von Guise, ist alsdann meine ganze Zuflucht, wenn sie sich in Louvre befindet, ob sie mir gleich die Wahrheit manchmahl tüchtig sagt. Sie thut es mit einer so guten Art, daß ich niemahls darüber beleidigt werde, und immer fortfahre, mit ihr zu scherzen."

„Die Königin hat es sich vielleicht nur selbst zuzuschreiben, wenn sie mich nicht den Armen ihrer Nebenbuhlerin entreißt, oder gar dahin zu bringen sucht, alle andere Liebeshändel aufzugeben. Endlich bath er Süllly, seine Gemahlin dahin zu vermögen, daß sie sich in seinen Charakter und in seine Launen schicken möchte. Süllly wollte ihm antworten, ward aber durch verschiedene Personen, die eben hereintraten, daran verhindert. Sobald ihn der König wieder allein hatte, lenkte er das Gespräch von neuem auf das Gemüth der Königin, und bath ihn, es zu versuchen, ihr eine andere Denkungsart gegen ihn beyzubringen. Süllly fühlte die ganze Gefahr dieses Auftrags. Durch zu vielen Eifer und Freymüthigkeit gibt man sich bey Personen von diesem Range öfters der Rache des einen und nur gar zu oft der Rache beyder Theile Preis. Er faßte also den Entschluß, den König zu dem einzigen vernünftigen Mittel, das ihm übrig blieb, zu bewegen. Er bewieß ihm, daß es nur an ihm läge sein Gemüth zur Ruhe zu bringen, daß er sich nur gegen jedermann als

Herr

Herr zeigen dürfte, und die Königin nöthigen sollte, ihre bösen Launen, ihre Vorwürfe, und vorzüglich ihre öffentlichen Klagen, die am Ende immer nur ein ärgerliches Aufsehen machten, zu unterdrücken. Uebrigens aber sey es nöthig, diejenigen scharf zu bestrafen, die sich unterstehen würden, das Herz dieser Prinzessin zu verderben und das geringste Wort gegen Sr. Majestät auszustoßen. Er stellte dem Monarchen vor, daß es ihm nur einen kleinen Theil desjenigen Muthes und der Geistesstärke, wovon er so viele Proben bey andern ungleich wichtigern Gelegenheiten abgelegt, kosten würde, seine Ruhe zu befestigen, und daß sein Ruhm, durch eine an einem so großen Fürsten fast unbegreifliche Schwachheit leide. Er setzte noch hinzu: jeder Souverain sey, ohne grausam zu heißen, schon durch den Posten, den er bekleide, berechtiget von seinen Unterthanen und Hofleuten, so wohl für seine Person, als für seinen Staat, eine allgemeine Unterwürfigkeit und Ehrerbietung zu fordern, auch sey es auf keine Weise zu tadeln, wenn man diejenigen scharf bestrafe, die es darauf antragen, seine häusliche Ruhe zu untergraben. Endlich beschwor er Heinrich mit aufgehobenen Händen und Thränen in den Augen, es zu versuchen von seiner Autorität Gebrauch zu machen. Er rieth ihm sogar, eine Probe mit Verabschiedung seiner Maitresse anzustellen und sie seiner Gemahlin aufzuopfern. Der König erwiederte: er wollte es gerne thun, wenn er gewiß wäre, daß sie nach diesem Opfer seinen Wünschen entsprechen würde, er würde sich aber seine ganze Lebenszeit hindurch Zwang anthun, ohne sie zu bessern, weil sie, indem sie den Rathschlägen der Vernunft Gehör zu geben glaubte, nur ihren eigenem Kopfe folgte. Der König ereiferte sich über Concini und seine Frau, die er

spanische Creaturen und Spionen vom Herzoge von Florenz nannte. Kurz, diese lange Unterredung endigte sich damit, daß Sülly auf dem gelindesten Weg einen Versuch wagen sollte, die Königin dahin zu bringen ihrem Gemahl in allen seinen Wünschen nachzugeben; sie müßte aber nicht merken, daß er es auf Befehl Sr. Majestät thäte. Ein Zufall verschaffte ihm Gelegenheit sich dieses unangenehmen Auftrages zu entledigen.

Man both der Königin für die Auswirkung eines Edictes, das die Beamten der Salzsteuer in Languedoc betraf, achtzigtausend Livres an. Sie schickte den Schatzmeister ihres Hauses, Florent von Argouges, an Sülly, ihm von diesem Vorschlage Nachricht zu geben. Er antwortete: Sr. Majestät könnten ihr diese Gnade verwilligen, ohne dem Publikum viel zu schaden, aber er glaubte nicht, daß die Königin die rechte Zeit gewählt hätte, weil ihm der König über ihre letzte Begegnung so mißvergnügt geschienen, daß er sehr befürchte, er werde diese Gefälligkeit nicht für sie haben, wenn sie nicht wenigstens einen Versuch machte, ihn zu besänftigen. Er fügte noch bey: er nähme sich die Freyheit, ihr seinen Rath und seine Bemühungen anzubiethen, wenn er ihr bey diesem Vorfall, wie bey einigen andern, nützlich seyn könnte. Die Königin, die große Lust hatte, eine so ansehnliche Summe zu ziehen, versprach alles, und schmeichelte sich, daß es ihr wie sonst gelingen würde, wenn sie einen sehr demüthigen Brief an den König schrieb. Sie setzte einen auf, ließ Sülly rufen, und versprach ihm, darinn zu ändern was er für gut fände. Sie trieb die Willfährigkeit so weit, daß sie einen andern Brief schrieb, den er ihr dictirte, und dem König überschickte, der sich nach Paris begeben und sie zu Fontainebleau gelassen hatte. Sie erhielt

eine

eine sehr befriedigende Antwort und nahm sich vor, ein Danksagungsschreiben zu übersenden, aber ihre Kundschafter meldeten ihr, der König sey seiner Gewohnheit nach zu der Marquisin von Verneuil gegangen und man habe sich über ihre Leichtgläubigkeit sehr lustig gemacht. Sie äußerte, der König hinterging sie, und sie wollte ihm nicht antworten. Ihr Gemahl fand sich dadurch beleidigt und stieß einige Reden gegen sie aus. Beyde erfuhren alles von einander, und wurden immer mehr erbittert.

Einst als der König seinen getreuen Freund Süllv hohlen ließ, um seinen Kummer gegen ihn auszuschütten und sich bey ihm Raths zu erhohlen, schlug ihm Süllv vor, entweder den zu befolgen, den er ihm schon gegeben, oder vier bis fünf Personen über's Meer und eben so viel über die Alpen zu schicken. Der König antwortete, man könnte diesen Rath ohne Umstände zur Hälfte vollziehen, denn es hindere ihn nichts die Aufwiegler, die sich an seinem Hofe gegen ihn verbänden, mit aller Strenge zu behandeln; ganz anders verhalte es sich mit den Italiänern, weil man von dieser rachsüchtigen Nation alles befürchten müßte, und überdieß die Königin, wenn sie sähe, daß man sie ihrer Lieblinge beraubte, nicht mehr zu versöhnen seyn würde.

Heinrich trug Süllv auf, Mittel ausfindig zu machen, die Einwilligung der Königin zur Vertreibung der Italiäner zu erlangen, und versprach, alle seine Liebschaften aufzuopfern, wenn die Sache gelänge. Süllv suchte den Frieden und die Einigkeit zwischen dem König und seiner Gemahlin wieder herzustellen, und brachte es mit vieler Mühe und Sorgfalt dahin, aber diese Ruhe ward durch die Intriguen der Marquisin von Verneuil wieder unterbrochen. Der Minister bemühte

sich aufs neue, die Königin zu besänftigen. Obgleich die Ausgabe ihres Hauses dem König dreymahlhundert funfzigtausend Livres, eine damahls sehr beträchtliche Summe, kostete, so verschaffte er ihr doch Gratifikationen und Akzidentien, und bewog den König Edikte zu ihrem Vortheil zu unterzeichnen. Indessen reichten doch alle diese außerordentlichen Summen, die etwas sehr nahmhaftes zusammen ausmachten, nicht hin, ihre kleinen Ausgaben zu bestreiten. Sie hatte die Ringe und den Schmuck der Königinnen von Frankreich verpfändet, die Süllly wieder einlösete. Da dieser endlich glaubte die Prinzessin zu einigen Aufopferungen vorbereitet zu haben, so schlug er ihr vor, ihre Einwilligung zur Abdankung der Italiäner zu geben. Ueber diese Zumuthung entrüstet, fragte sie ihn, ob ihr Gemahl seine Maitresse wegschickte, und hörte nicht mehr auf seine Antwort. Der König hatte unbegreifliche Schwachheiten, und die Königin einen unbegreiflichen Eigensinn. Sie war immer kalt und unzufrieden, welches ihn zurückscheuchte. Wir wollen seine Händel mit ihr und der Marquisin von Verneuil bey Seite setzen.

Als er erfuhr, daß die Protestanten mit Frankreichs feindlichen Mächten ein Bündniß zu schließen suchten, schickte er Süllly nach Poitu, wo letzterer Gouverneur war, um auf ihr Betragen Acht zu geben. Er benahm sich hier so klug und weise, daß er die Ruhe in der Provenz und deren Gegenden wieder herstellte, und alle Einwohner zu ihrer Pflicht zurückbrachte. Nun suchte er Hülfsquellen auf, ohne Bedrückung des Volkes den königlichen Schatz zu füllen. Er fing damit an, die Rechnungen der Pächter zu untersuchen, die in den letztern Zeiten die ansehnlichsten Pachten verwaltet, und unter dem Schein verschiedener nöthigen Ausgaben, ei-

nen

nen großen Theil der Gelder unterschlagen und doch in Rechnung gebracht hatten, welches in dem Schatz des Königs ein Defizit von vielen Millionen ausmachte. Er zwang den Generaleinnehmer der Geistlichkeit seine Rechnungen vorzulegen, und fand, daß er ansehnliche Summen zu seinem Vortheil verwandt hatte.

Er sah, daß die Domanialgüter stark veräußert würden. Viele Besitzer derselben genoßen sie, ohne ein gegründetes Recht darauf zu haben, bloß durch gewaltsame Anmaßung. Andere hatten sie so wohlfeil erhalten, daß das erste Jahr schon hinreichte, ihnen die Kosten zu $6\frac{1}{4}$ pro Cent wieder zu ersetzen, welches damahls der gewöhnliche Zinsfuß war. Er schlug dem König vor, sich entweder in den Besitz aller dieser Güter zu setzen, oder die Käufer zu zwingen, den rechten Werth dafür zu erstatten. Er machte die nähmliche Operation in Ansehung verschiedener Bedienungen und Aemter, und beschloß, die damit bekleideten zu zwingen, ihre erste Taxe zu vermehren, oder die nähmliche Summe, die sie gegeben hatten, zum Ersatz zurückzuempfangen. Er gebrauchte die nöthige Vorsicht, den Schweitzern das ihnen schuldige Geld abzutragen. Er veräußerte viele kleine Domainen, die mehr kosteten, als sie einbrachten. Endlich um den Handel des Welt- und des Mittelländischen Meeres nach Frankreich zu ziehen, und ihn zugleich bis in das Herz des Reichs zu führen, faßte er den Entschluß die Seine mit der Loire, die Loire mit der Saone, und die Saone mit der Maas durch Canäle zu vereinigen, und bewieß dem König, daß ihn diese Projecte mit der Zeit um zweyhundert Millionen reicher machen könnten.

Süllly besaß einen zu großen Geist, um sich nur mit einer Sache zu beschäftigen. Er examinirte das

Finanzfach nach seinem ganzen Umfang, brachte es in Ordnung, und erfüllte zugleicher Zeit seine Pflichten als Großmeister der Artillerie. Das Arsenal war mit hundert Stück Canonen versehen. In den Gallerien befanden sich so viel Gewehre, daß funfzehntausend Mann Infanterie und dreytausend Cavallerie damit versehen werden konnten, ingleichen zwey Millionen Pfund Pulver im Tempel und in der Bastille, und hunderttausend Kugeln. Als er einst mit dem König in den großen Sälen des Arsenals herumging, sagte der Monarch zu ihm: er sähe voraus, daß er bald fürchterliche Feinde zu bekämpfen haben würde.

Süllly versetzte darauf: Sire es fehlt Ihnen nicht an Mitteln, Sie zur Raison zu bringen. Dann behändigte er ihm ein Verzeichniß von seinem Artillerievorrath, nebst einer summarischen Rechnung über sein baares Geld, und über das, was von den Jahren 1605 und 1606 noch darüber zu erwarten wäre.

Der König verlangte eine Abschrift davon, weil er sie beständig bey sich tragen wollte und bath seinen Minister ihm ein Memoire zu geben, das alles umfaßte, wovon er glaubte, daß es im Stande wäre, einen mächtigen Staat zu zerstöhren, oder seinen Ruhm zu verdunkeln. Hier ist ein Abriß davon, wie ihn Süllly selbst in seinen Memoires gegeben hat.

„Die Ursachen des Verfalls, oder der Entkräftung der Monarchieen sind die übertriebenen Auflagen, die Monopolien, vorzüglich auf das Getraide, der Mangel an Aufmerksamkeit auf Handel und Gewerbe, auf Künste und Handthierungen, die große Anzahl der Aemter und die Kosten derselben, die übermäßige Gewalt derer, die sie verwalten, der Aufwand, der langwierige Gang und die Ungerechtigkeit der Prozesse, der

Müßig-

Müßiggang, der Luxus und was darauf Bezug hat, die Verschwendung und Verderbnis der Sitten, die Vermengung der Stände, die Veränderung der Münzen, ungerechte und unvorsichtige Kriege, der Despotismus der Souverains, ihre blinde Anhänglichkeit an gewisse Personen, ihr Vorurtheil zum Besten gewisser Stände oder Professionen, die Habsucht der Minister und derjenigen Personen die in Gnaden stehen, die Geringschätzung angesehener Leute, die Verachtung und Vergessenheit der Gelehrten, die Duldung böser Gewohnheiten und die Verletzung guter Gesetze, die hartnäckige Anhänglichkeit an gleichgültige oder dem Mißbrauch unterworfene Gebräuche, und endlich die große Menge verwirrender Edikte, und unnöthiger Verordnungen."

Nachdem das Projekt des Canals, der verschiedene Flüsse mit einander vereinigen sollte, bestättiget worden war, begab sich Süllv an die Oerter, um die nöthigen Anstalten dazu in Augenschein zu nehmen.

Der König, der es erfuhr, daß die Grafen von Auvergne und von Entragues, immer ein heimliches Verständniß mit Spanien, Savoyen und andern Feinden des Staats unterhielten, ließ sie arretiren und nach der Bastille bringen. Da er wuste, daß die Marquisin von Verneuil Theil daran hatte, befahl er dem Chevalier du Guet ihr Hausarrest anzukündigen und sie nicht aus den Augen zu lassen.

Süllv trug er auf, sie zu besuchen, ihr das Geständniß ihres Vergehens abzulocken, und sie die Größe desselben fühlen zu lassen. Weit entfernt, sie gedemüthiget zu finden, wie sie es hätte seyn sollen, sah er vielmehr, daß sie nichts von ihrem Stolz verlohren hatte, und anstatt sich zu unterwerfen, um Gnade zu bitten und sich zu entschuldigen, sprach sie im Ton eines

beleidigten Weibes, und verlangte sich selbst Bedingungen zu machen. Sie gerieth in den heftigsten Zorn gegen den König, machte noch neue Forderungen, und behielt immer eine spröde und sogar andächtige Mine. Süllly kannte sie zu gut, um sich von ihr täuschen zu lassen. Er fing damit an ihr die Verbindungen mit den Feinden des Staats vorzurücken, sagte ihr, daß sie sich noch sehr glücklich zu schätzen hätte, wenn man ihre Bestrafung blos auf die Erlaubniß beschränkte, sich selbst aus dem Reiche verbannen, und ihre Tage, wo es ihr beliebte, nur in Spanien nicht, endigen zu dürfen; aber auch diese Gnade würde ihr nicht eher bewilliget werden, bis sie sich dem Criminalexamen unterworfen, und den König ihres Ungehorsams wegen um Verzeihung gebethen hätte. Er warf ihr alsdann ihr Betragen gegen die Königin vor, und machte ihr begreiflich, daß sie sich durch die schimpflichen Reden, die sie über dieselbe ausgestoßen, an dem König selbst vergangen und einer exemplarischen Strafe ausgesetzt hätte. Auch führte er ihr die Dreistigkeit zu Gemüthe, sich der Königin, und ihre Kinder den Kindern von Frankreich gleich stellen zu wollen; er erwähnte ferner der Bosheit mit der sie die Uneinigkeit zwischen dem Monarchen und seiner Gemahlin zu nähren suchte, und versicherte sie, daß man sie zwingen würde, zu den Füßen der Königin um Verzeihung ihrer Verbrechen zu flehen. Noch sagte er ihr: die vorgegebene Heiligkeit, hinter welche sie sich verschanzen wollte, wäre in den Augen des Publikums lächerlich, weil sie keine Scheu trüge, ihre vornehmsten Pflichten gegen den König, die Königin und den Staat zu vernachlässigen. Dieser äußere Schein von Sittlichkeit wäre daher nichts, als eine bloße Heucheley. Hierauf machte er ihr eine genaue Schilderung

ihres Wandels, und bewieß ihr, daß ihm ihre Liebeshändel wohl bekannt wären. Er beschrieb sie ihr umständlich, und setzte sie dadurch in neue Verlegenheit wegen des Königs, den sie auf eine so schändliche Weise betrog. Nachher ertheilte er ihr seinen Rath. Als Süllv ausgeredt hatte, dankte sie ihm für seine guten Lehren und sagte, sie wollte sich Zeit nehmen darüber nachzudenken. Er fragte sie, ob sie einige Ursachen zu klagen hätte, weswegen sie sich berechtiget glaubte, sich gegen den König so zu vergehn. Sie antwortete ihm: wenn der König mir diese Frage vorlegen läßt, so ist es unrecht, weil er sie besser kennt, als jemand. Wenn Sie dieselbe aber für sich selbst thun, so haben auch Sie unrecht, weil Sie mir doch keine Genugthuung verschaffen können.

Süllv erkundigte sich, was sie wünschte, daß ihr der König bewilligen möchte. Sie erwiederte: ob ich gleich, was diesen Punkt betrifft, sicher bin, daß die Wünsche des Königes nicht mit den meinigen übereinstimmen, so bestehe ich doch darauf zu verlangen, daß es sowohl mir, als meinem Vater, meiner Mutter, meinem Bruder und meinen Kindern erlaubt sey, uns an irgend einem Ort außer Frankreich niederlassen zu dürfen. Mein Bruder leidet ohnedem nur meinetwegen. Der Verdruß, den ihm die Gefangensetzung seiner Familie, und die ausgestandene Behandlung verursachte, könnte uns allein dahin bringen diesen Ausweg zu nehmen. Sie setzte hinzu: sie ginge nicht zu fremden Leuten, um bey ihnen Hungers zu sterben, sie wollte auch der Königin die Freude nicht machen, sie ein unglückliches Leben führen zu sehen. Sie müßte wenigstens so viele liegende Gründe haben, die ihr jährlich sichere hunderttausend Livres eintrügen, und dieses sey

in Betracht dessen, was sie von dem König rechtmäßig hätte erwarten können, noch sehr wenig. Diese letzten Worte zielten auf das Eheversprechen, das ihr Heinrich IV. gegeben, und dessen wir erwähnt haben.

Süllly sehr zufrieden darüber, daß er sie geneigt fand das Königreich zu verlassen, ging zum König, erzählte ihm die mit der Marquisin gehabte Unterredung und sagte: der Entschluß, den sie gefaßt hätte, mit ihrer Familie aus dem Reiche zu gehen, müßte Sr. Majestät vieles Vergnügen verursachen. Aber er fand die Gesinnungen des Königs den Seinigen nicht entsprechend. Der Monarch liebte diese Frau zu sehr, um sich von ihr zu trennen. Süllly durchforschte seine Denkungsart und wandte alle mögliche Mittel an, ihn zur Vernunft zurückzuführen. Er erinnerte ihn an seine eigene Meinung, die er von dieser Frau und ihrer Familie gefaßt hätte, brachte ihm Züge ins Gedächtniß, die seinen Unwillen gegen sie rege machen konnten, wiederhohlte ihm die Nahmen die er einst der von Entragues und ihren Töchtern gegeben, die bestätigten Abentheuer durch die er dazu veranlaßt worden, das Geld, das er ihr überliefern lassen wollte, um das von ihr zu erhalten, was nicht mehr in ihrer Gewalt stund zu geben. Kurz er erneuerte ihm eine Menge Anekdoten, die ein feines Herz rühren konnten. Aber alle diese angeführten Gründe waren nicht hinreichend über seine Leidenschaft zu siegen, und mann kann so viele Schwachheiten bey einem Fürsten wie Heinrich IV. der durch seine seltenen Eigenschaften andern Königen zum Muster dienen sollte, nicht ohne Erstaunen betrachten.

Zu Anfang des Jahrs 1605 faßte das Parlament ein Urtheil ab, nach welchem die Grafen von Auvergne und von Entragues enthauptet werden, und die Marquisin

quiſin von Verneuil in ein Nonnenkloſter eingeſperrt werden ſollte. So bald der König es erfuhr, ließ er Süllh hohlen und ſagte ihm das Verfahren des Parlaments. Er führte ihn alsdann gegen den Balkon der erſten Gallerie des Louvre, und fragte ihn, was für einen Eindruck er wohl glaubte, daß dieſes Urtheil auf das Gemüth der Marquiſin von Verneuil machen würde. Süllh antwortete: Wollen Eure Majeſtät erlauben, Ihnen frey meine Gedanken darüber zu ſagen? Ja, ja, verſetzte der König, fürchten Sie nicht, daß ich böſe werde, denn ich fange nicht erſt an, mich an Ihre Freyheiten zu gewöhnen. Süllh ſagte, er könnte die Frage ſelbſt am beſten beantworten, denn wenn er der Marquiſin Gelegenheit gegeben hätte zu glauben, daß er von ſeiner Leidenſchaft geheilt, und durch einen gerechten Zorn gegen ſie gereitzt worden wäre, ſo würde er ſie bald ihre Zuflucht zur Unterwürfigkeit, zu Bitten und Thränen nehmen ſehen, um ihn zu erweichen; wenn ſie ſich aber im Gegentheil überzeugte, daß er aus bloßer Empfindlichkeit, aus verliebten Verdruß gehandelt hätte, ſo würde ſie ihren vorigen Stolz zeigen. Endlich ſagte er ihm: die Marquiſin möchte eine Partey ergreifen, welche ſie wollte, es würde immer einerley ſeyn, denn er kennte ſeine Gelindigkeit im Verzeihen, und überdem müßte er einige Rückſicht auf die Kinder nehmen, die er von ihr gehabt hätte.

Der König verſetzte: „Ich wünſchte, Sie gingen „zu ihr, um zu erfahren, was Sie Ihnen ſagen, und „ob ſie Sie nicht erſuchen wird, eine Vorbitte bey mir „einzulegen.“

Süllh ſtellte ihm vor, wenn er dieſen Schritt thäte, ſo würde die Königin, die es bald erfahren könnte, einen unverſöhnlichen Haß auf ihn werfen, und er nicht

mehr im Stande seyn, ihm bey dieser Prinzessin Dienste zu leisten. Der König billigte seine Gründe, und fand Schmeichler genug am Hofe, die miteinander wetteiferten seine Wünsche hierin zu erfüllen. Süllys Prophezeyung traf ein. Heinrich begnadigte die Frau von Verneuil. Das Publikum wunderte sich nicht darüber, aber die Begnadigung zweyer Verbrecher, die gleiche Strafe mit dem Marschall von Biron verdient hatten, betrachtete es mit dem größten Erstaunen. Die des Grafen von Auvergne wurde in eine ewige Gefangenschaft in der Bastille, und die des Grafen von Entragues, Vater der Marquisin, in eine Verbannung auf seine Güter verwandelt. Die Marquisin verlangte unbeschränkte Gnade und schrieb selbst die Bedingungen vor.

Die Art wie dieser Prozeß geendiget wurde, brachte einen neuen zwischen dem König und der Königin hervor.

Diese Prinzessin sah die Nachgiebigkeit des Königs gegen ihre Nebenbuhlerin mit Verdruß. Sülly bekam den Auftrag sie zu besänftigen, es gelang ihm, allein mit vieler Mühe.

Die Jesuiten fürchteten diesen Minister wegen seiner Religion. Sie bemühten sich, seinen Einfluß auf das Herz des Königs zu vertilgen. Heinrich IV. hatte ihnen die Erlaubniß ertheilt: Collegien an verschiedenen Orten seines Königreichs, vorzüglich zu Poitiers, zu errichten. Sie klagten, Sülly setze sich dagegen und suche die Vollziehung der königlichen Befehle zu verhindern. Heinrich kannte ihn zu gut, um den Berichten blindlings zu glauben, die gegen ihn einliefen. Sülly rechtfertigte sich so vollkommen, daß der König dem Pater Cotton, dem Urheber dieser Verläumdung, den

Be-

Befehl gab: sich deßfalls bey ihm zu entschuldigen, und alles anzuwenden, sich mit ihm wieder zu versöhnen, welches Pater Cotton zu vollziehen nicht ermangelte.

Süllv beschäftigte sich gänzlich mit dem Ruhm des Monarchen, mit dem Glück und der Ruhe des Volkes. Er besaß das ganze Vertrauen Heinrichs und verdiente es auch: auch lebte er ohne Furcht, weil er ein reines Gewissen hatte. Aber der Neid erwachte gegen ihn und suchte ihn von den Stufen des Throns, auf die ihn der König erhoben hatte, herabzustürzen. Pasquille, Nachrichten, Briefe, Verleumdungen ꝛc. alles wurde gegen ihn gebraucht. Seine Feinde ließen kein Mittel unversucht ihn zu stürzen und seinen Untergang so gar zu beschleunigen. Wohin sich Heinrich wandte, sah er nichts als Pasquille gegen Süllv, und Vorstellungen, die man, unter dem Schein des Eifers für den Staat und der Liebe für seine Person, überreichte.

Er fand welche unter seinem Tisch, unter den Tapeten seines Zimmers, unter dem Kopfküssen seines Bettes. Man ließ sie ihm durch unbekannte Leute zustellen, und steckte sie sogar in seine Aermel und Taschen.

Süllv wurde darinn beschuldigt: er suche die Prinzen, die Großen am Hofe, und selbst das Volk auf seine Seite zu ziehen, indem er einen Theil der königlichen Gelder, mit denen er gegen andere so geitzig sey, unter sie vertheile. Er unterhalte heimliche Verständnisse außer dem Königreiche, nicht allein mit dem König von England, sondern auch mit den Generalstaaten der vereinigten niederländischen Provinzen, mit den Herzogen von Würtemberg und Zweybrücken, dem Landgrafen von Hessen, dem Prinzen von Anhalt, und dem Markgrafen von Anspach ꝛc. die alle bereit wären

ihn

ihn öffentlich zu vertheidigen. Es wurde darinn versichert: alle Protestanten, Franzosen und Fremde sowohl als der Schweitzerische Senat, der durch richtige Bezahlung, und durch seine Freygebigkeit gewonnen worden, seyen ihm ganz ergeben. Man behauptete, er lasse königliche Gelder ins Ausland bringen, um sich einstens dahin zu begeben, und daselbst zu Gunsten der reformirten Religion ansehnliche Werbungen von Schweitzern, teutschen Soldaten zu Pferd und zu Fuß zu veranstalten, mit denen er nach dem Beyspiel des Admirals Coligni, Frankreich plündern wolle. Noch beschuldigte man Sülly, wenn er für die Magazine Sr. Majestät einen Einkauf von Waffen, Eisen, Kupfer, Bley, Kugeln und andern Kriegsvorrath besorgte, so kaufe er auch für seine Rechnung, und ertheile Befehl, sie in die am stärksten befestigte protestantische Städte niederzulegen, um sich ihrer im benöthigten Fall bedienen zu können.

Zuletzt gab man dem König den Rath, die Verwaltung sämmtlicher Gelder, den Gebrauch seiner ganzen Macht und die Führung aller Geschäfte, nicht mehr in den Händen eines einzigen Mannes zu lassen, oder ihm wenigstens Personen an die Seite zu setzen, die seine Aufführung beobachten könnten.

Heinrich faßte endlich Argwohn gegen Sülly, und sagte eines Tages zu Sillery, la Varenne, Villeroi, und dem Pater Cotton, denen er von ungefähr begegnete! er sey über Rosny unwillig, und gerieth sehr in Zorn gegen ihn. Er setzte hinzu: „Bey Gott! ich „schwöre darauf, da kann nichts gutes dahinter ste„cken, denn da sich zwey Todtfeinde so gut mit einander „vertragen, so müssen wichtige Dinge auf dem Tapete „seyn, wenigstens von einer Seite, von der ich es mir

„nie-

„niemahls vorgestellt hätte; aber ich werde schon mei„ne Maasregeln zu nehmen wissen.“ Unter den Todtfeinden verstund er den Herzog von Epernon und Süllly, die, nachdem sie lange Zeit entzweyt gewesen waren, sich wieder mit einander versöhnt hatten. Heinrich sagte ferner: „Rosny war mir von großem Nutzen, so lange er seiner Pflicht getreu blieb, und ich werde ihn sehr bedauern, wenn ich ihn verliehre.“ Indessen, wenn er sich dem Ehrgeitz, das Oberhaupt einer Partey zu seyn, überläßt, so ist er mit so vielen Leuten, die ihm zu Gebothe stehen, im Stande, dem Staate mehr Schaden zuzufügen, als der Admiral Coligni gethan hat. Heinrich wurde immer mehr entrüstet. Wenn er von Süllly sprach, nannte er ihn einen Rebellen, und der ganze Hof betrachtete seine Ungnade und seinen Sturz als gewiß, ja als sehr nahe.

Letzterer hatte indessen doch Freunde am Hofe. Sie benachrichtigten ihn von allem was gegen ihn angesponnen wurd eund was der König gesagt hatte. Süllly war sehr in der Klemme. Er hatte den natürlichen Abscheu eines unschuldigen Mannes sein eigener Lobredner zu werden, er fühlte indessen, wenn das Ohngefähr oder die Geschicklichkeit der Tugend nicht zu Hülfe komme, so habe sie oft nicht Kraft genug, sich durch sich selbst aufrecht zu erhalten. Kurz, er faßte den Entschluß, dem König zu schreiben, der damahls zu Chantilli war. Er meldete dem Monarchen: er wäre bereits drey und dreyßig Jahre in seinen Diensten, zwey und zwanzig wären davon verflossen, ohne daß er etwas von ihm erhalten hätte, ob er gleich einen ansehnlichen Aufwand gemacht, dessen Wiedererstattung er nie verlangte, wiewohl der Verfall seiner Glücksumstände und eine sich dargebothene vortheilhafte Bedienung ihm

zu einem gerechten Vorwand der Entfernung hätten dienen können. Es wäre also nicht wahrscheinlich, daß er es jetzt zu thun im Sinn hätte, da er so reichlich dafür belohnt würde, und seine Glücksumstände immer blühender würden. Kurz, wenn alle die Wohlthaten, die er jedes Jahr von Sr. Majestät empfinge, und die Bedienungen und Aemter die er besäße, ihn nicht schon seiner Person verbänden, so wäre es doch nicht glaublich, daß er sich der Gefahr aussetzen sollte, diese Gnadenbezeugungen von derjenigen Hand sich wieder nehmen zu lassen, von der sie ihm dargereicht worden. Er fordere seine Feinde auf, ihm ein einziges Verbrechen zu beweisen, dessen Beschuldigung er nicht im Stande wäre zu vernichten, sobald Se. Majestät geruhen würden, ihm solches bekannt zu machen. Sie wären viel zu gerecht einen Mann auf bloße Muthmaßungen, Beschuldigungen und Verleumdungen zu verurtheilen. Er bäthe Sie daher inständig, nichts ohne Beweise zu glauben, denn auf diesem Wege wollte er seine Feinde zu Schanden machen. Könnte man ihm einige Fehltritte bey den vielen Aemtern die er verwalte, auf eine rechtmäßige Weise vorwerfen, so müßte man sie bloß seinem Unvermögen und seinem Mangel an Kenntnissen zuschreiben; niemahls aber werde man finden, daß er Ehre und Treue verletzt habe. Se. Majestät dürften ihm nur ein Wort sagen, so wäre er bereit, alle seine Aemter in ihre Hände niederzulegen, weil er ein eingezogenes, unbekanntes Leben mit Beybehaltung ihrer Gnade, dem Glanz der höchsten Würden vorzöge, wenn das Unglück sich seinen Haß zuzuziehen, damit verbunden seyn sollte. Dieser Brief ist vom 13. Merz 1605.

Die Antwort des Königes auf dieses Schreiben, überzeugte Süllv, daß er nicht falsch berichtet worden war. Er bediente sich darinn nicht mehr des Ausdrucks eines Freundes, wie sonst, sondern es hieß: mein Koussin. Der Brief war auch nicht von seiner Hand, obgleich kurz. Es herrschte eine gewisse Vorsichtigkeit und Zurückhaltung darinn, die Er gegen Süllv nicht gewohnt war. Er meldete ihm nur, er möchte die Welt reden lassen, und fortfahren ihm treu zu dienen.

Süllv faßte endlich den Entschluß, sich allein auf seine Unschuld zu stützen, gar nicht zu thun, als ob ihm an der weitern Aufklärung der Sache sehr gelegen wäre und seinen Weg fortzugehen. Als der Monarch von Paris zurückkam, machte ihm Süllv die Cour, und fand Gelegenheit sich vier Morgen nach einander über Staatsgeschäfte mit ihm zu unterreden, von dem Inhalt seines Briefes aber sagte er kein Wort. Der König ging nach Fontainebleau, wo er die Monathe April und May zubrachte. Auf den Reisen, die Süllv dahin machen mußte, und in den Briefen, die er von ihm erhielt, fand er ihn immer noch sehr kalt gegen ihn. Da er den lebhaften und heftigen Charakter Heinrichs IV. kannte, so hoffte er, es würde wenn die ersten Aufwallungen von Hitze vorüber wären, die Vernunft ihn wieder zu sich selbst bringen und ihn die Wahrheit sehen lassen. Alle Freunde Süllys verwunderten sich über seine Gelassenheit; aber wegen der Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, waren sie nicht im geringsten unruhig, und würden alle für ihn gut gestanden haben. In seinen Memoires rühmte er besonders die vielen Dienste, die ihm das mit ihm verwandte Haus Lothringen leistete.

Endlich traf es ein, was er gehofft hatte. Der König, der keine von den, seinem Minister aufgebürdeten Thaten bestättiget fand, fing an Verdacht zu schöpfen, es möchte alles, was man ihm von demselben gesagt und geschrieben, bloße Verleumdung seyn, und machte sich selbst, seiner Uebereilung wegen, Vorwürfe. Er erinnerte sich an Süllys geleistete Dienste, beobachtete sein gegenwärtiges Betragen, und fand die Bitte in seinem Brief: sich vorher genau zu erkundigen, ehe er verurtheilte, sehr gerecht. Süllys ging nach Fontainebleau, Sr. Majestät über eine wichtige Sache Rechenschaft zu geben, und machte Anstalt, den folgenden Morgen nach Paris zurück zu kehren, wo seine Gegenwart nöthig ward. Vor seiner Abreise begab er sich zum Könige, dessen Befehle einzuhohlen. Er fand ihn mitten unter den Hofleuten, die zum Lever gekommen waren, als er sich eben die Stiefel anziehen ließ, um auf die Jagd zu gehen. Sobald der Monarch Süllys hereinkommen sah, hob er sich halb von seinem Stuhl auf, indem er schon einen Stiefel an hatte, zog den Huth, und sagte zu ihm: Guten Morgen mein Herr. Dieses bedeutete, daß der König entweder böse oder verlegen war. Gewöhnlich sagte er zu ihm: Guten Morgen, mein Freund Rosny, oder guten Morgen Grosmeister. Süllys bemerkte aber nicht den geringsten Zorn an ihm. Er machte dem König eine viel tiefere Verbeugung als er gewohnt war, welches den Monarchen, wie er Süllys nachher sagte, so stark rührte, daß er schon im Begriff stund, ihm um den Hals zu fallen. Er blieb einige Augenblicke in Gedanken, und sagte zu Beringhen, seinem Kammerdiener: „Das Wetter ist nicht schön genug zur Jagd; zieht mir den Stiefel aus.“ Beringhen, über eine so geschwinde Veränderung erstaunt,

staunt, erwiederte: es wäre sehr schön. Nein, nein versetzte der König, mit einer ungeduldigen Geberde, es ist nicht schön Wetter, und ich will nicht reiten, zieht mich aus. Dann sprach er bald mit dem einen, bald mit dem andern, über solche Materien, die Süllh Gelegenheit geben konnten, zu reden. Als er sein Stillschweigen bemerkte, sagte er zu dem Herzog von Bellegarde, Oberstallmeister von Frankreich: „lassen Sie uns einen Spatziergang machen, ich muß mit Ihnen sprechen, damit Sie heute noch nach Burgund abreisen können.“ Wie der König an die Thür der kleinen Treppe kam, die nach dem Garten der Königin führt, rief er einen seiner Kammerdiener, Oserai, und sagte, er sollte zusehen, ob Herr von Rosny ihm folgte, oder ob er auf eine andere Seite zuginge. Süllh blieb die ganze Zeit über, als der König sich mit dem Herzog von Bellegarde unterhielt, auf seinem Platz und bemerkte, daß Sr. Majestät öfters ihre Blicke auf ihn richteten. Wie der Herzog wegging, näherte sich Süllh dem König, und fragte, ob er ihm nichts zu befehlen hätte. „Und wo gehen Sie hin, versetzte der Monarch?“ Nach Paris, Sire, erwiederte Süllh, wegen der Angelegenheiten, wovon Ew. Majestät vor zwey Tagen mit mir zu sprechen geruhten. Nun, gehen Sie nur, da thun Sie wohl daran. Ich empfehle Ihnen meine Geschäfte, und fahren Sie fort mich zu lieben. Süllh neigte sich, und ging weg, nachdem ihn der König wie gewöhnlich umarmt hatte. Kaum war er dreyhundert Schritte weit, als er seinen Nahmen rufen hörte. Er kehrte zurück, und sah la Varenne, der ihm nachlief und schrie: Mein Herr, der König verlangt Sie noch zu sprechen. Der Monarch rief ihn, so bald er ihn erblickte, bey seinem Nahmen mit den Worten: „Kom-

men Sie her, haben Sie mir nichts zu sagen?“ Gegenwärtig nichts Sire, erwiederte Süllh. „Ey, wenn ich Ihnen aber viel zu sagen habe, versetzte der König lebhaft?“

Während als er dieses sprach, nahm er ihn bey der Hand, führte ihn in die Allee der weißen Maulbeerbäume, und ließ bey dem Eingang der Kanäle, die diese Bäume umschlangen, eine Wache von zwey Schweitzern hinstellen, die kein Französisch verstunden.

Der König fing damit an, Süllh zweymahl vor den in einiger Entfernung stehenden und auflauernden Hofleuten, zu umarmen; dann fing er an: „Die Kälte und Zu„rückhaltung, die wir seit einem Monath gegen einander „beobachteten, muß zwey Personen, die zwanzig Jahre „lang gewohnt sind, sich nichts zu verbergen, zu em„pfindlich fallen, um sie noch länger fortdauern zu las„sen. Es ist Zeit, denen, die daran Ursache sind, „einen Anlaß des Triumphes zu benehmen, der ihrem „Haß gegen Sie, und den Neid mit dem sie die Glück„seeligkeit des Staats und die meinige betrachten, zu „sehr schmeichelt; ich will nicht daß bey einem, oder „dem andern das geringste Andenken davon übrig bleibe. „Ich halte es daher für nöthig, Ihnen nichts zu ver„bergen, was von meiner Seite geschehen ist, sowohl „in Absicht der Berichte, die bey mir gegen Sie einge„laufen sind, als wegen des Eindrucks, den sie auf „mein Gemüth gemacht, und durch welche Worte und „Handlungen ich denselben öffentlich zu erkennen gege„ben habe. Ich bitte Sie und befehle es Ihnen mei„nem Beyspiele zu folgen, und mir gleichfalls die ver„schiedenen Eindrücke, die Sie so wohl über meine Be„gegnung, als über den Grund der Sache selbst em„pfunden haben, ohne die geringste Zurückhaltung zu ent=

„entdecken. Endlich will ich, daß wir beyde, mit „einem Herzen, rein von allem Argwohn, und einer „mit dem andern zufrieden, von einander scheiden. „Aber noch einmahl, da ich Ihnen mein Herz eröffnen „will, so bitte ich, mir nichts zu verhehlen, was in „dem Ihrigen vorgeht.“ Sülly versprach es, und Heinrich nannte ihm sogleich alle diejenigen, die ihn bey ihm angeschwärzt hatten. Es befanden sich Personen von allen Ständen und jedem Alter, Prinzen, Kronbeamte, Maitressen des Königs und ihre Kinder darunter. Der Verdruß ihre Gnadengehalte vermindert zu sehen, erbitterte sie gegen Sülly. Spaniens Anhänger und die noch übrigen alten Liguisten, deren Regierungsgrundsätze mit denen, die Sülly dem König einflößte, nicht übereinstimmten, waren auch von der Parthey. Viele Mitglieder des Conseils verbanden sich mit den Jesuiten gegen ihn. Alle die jungen Edelleute, Hofgünstlinge, und Müssiggänger, die Paris auf eine unnütze Weise belästigten, und gegen Sülly aufgebracht waren, weil er Sr. Majestät zurückhielt ihnen Gnadenbezeugungen zu erweisen, die sie nicht verdienten; alle Finanziers waren gegen ihn erbittert, und wünschten seinen Untergang, weil er ihre Handlungen zu genau untersuchte.

Heinrich gestund ihm: sie hätten ihre Sache so gut bey ihm geführt, daß sie ihn bald so weit gebracht hätten, die gute Meinung die er von ihm gehegt, gänzlich zu verlieren. Sr. Majestät gaben ihm ein Pasquill, das alle gegen ihn ausgestreute Verläumdungen enthielt. „Wenn Sie es lesen, sagte er, werden Sie mir vielleicht den Autor kennen lernen, dessen Nahmen ich „gerne wissen möchte.“ Diese Schmähschrift führte den Titel: „Staatsgespräch, um dem König zu zeigen,

worinn er schlecht bedient wird.“ Etoile sagt: es sey heimlich eine Handschrift in Paris herumgegangen, worinn man nichts gegen den König und seinen Dienst, wohl aber vieles gegen Herrn von Rosny gefunden. Süllly las dieses Memoire ganz laut vom Anfang bis zu Ende. Da Heinrich, der ihn genau beobachtete, diese Geistesruhe und Heiterkeit des Gesichts, die die Unschuld verkündigen, an ihm bemerkte, sagte er zu ihm: „Nun was dünkt Sie?“ Was für eine Meinung Sire, haben denn Sie davon, erwiederte Süllly, da Sie es mehr als einmahl gelesen? denn ich bin nicht so sehr über diese Vorstellungen erstaunt, die ohnedem nur einfältiges Zeug von bösen Leuten enthalten, als ich es darüber bin: einen großen König, voller Urtheilskraft, Standhaftigkeit, Muth und Güte, und der mich so gut kannte, die Geduld ausüben zu sehen, dieses Pasquill zu lesen, nicht allein selbst, sondern auch noch von mir ganz vorlesen zu hören, ohne wenigstens seinen Unwillen über den Zwang merken zu lassen, den er sich dabey anthun muß, und die Urheber zu verfolgen und strenge zu züchtigen. Alsdann beantwortete er jeden Artikel dieses Pasquills, und sagte Sr. Majestät endlich: alle diese Verleumder, die sich nicht unterstünden, ihn öffentlich anzugreifen, damit man ihnen nicht zu Leibe könne, verdienten nichts als Verachtung. Er setzte noch hinzu: er fodere jedermann auf zu beweisen, ob er jemahls weder einen Freund oder Verwandten, ohne ausdrückliche Ordre Sr. Majestät, Geschenke ertheilt hätte. Er berief sich wegen dieser Beschuldigungen aufrührischer Projekte, auf das Bewußtseyn des Königs von seiner Vaterlandsliebe, seiner Zuneigung für seine Person, seinen Eifer für seine Ehre und guten Nahmen, und auf die Hinderniße, die er den bösen

Ab-

Absichten der Protestanten im Weg gelegt, wodurch er sich, wie er hinzusetzte, sogar ihren Haß zugezogen hätte. Diesen Urtheilen fügte er noch so auffallende bey, daß das Stillschweigen des Königs, und seine Miene es zu erkennen gaben, er sey von der Wahrheit seiner Aussage vollkommen überzeugt.

Süllly bat zuletzt den König inständig, zu glauben, daß er ihm alle die Gesinnungen seines Herzens entdeckt, und nichts verborgen hätte. Er bekräftigte es durch Schwüre, die er nie vergeblich that, und bediente sich dabey derjenigen Worte, die von jeher der Ausdruck der Empfindungen seines Eifers und seiner Anhänglichkeit für diesen Fürsten waren. Er wollte ihm hierauf seine Unterthänigkeit bezeigen, und beugte das eine Knie. Aber Heinrich sagte: „Steh auf Rosny, diese „Leute da, die uns zusehen, möchten glauben, ich ver„zeihe Dir.“ Dabey sagte er noch: „er bereue es aufrichtig, so leichtgläubig gewesen zu seyn. Da er, Süllly, sich vollkommen gegen ihn gerechtfertiget habe, werde er sich des Vergangenen nur deswegen erinnern, um seine Verbindlichkeit zu fühlen, ihn noch mehr zu lieben.“ So endigte sich eine zur Beruhigung des Monarchen und des Ministers höchst nöthige Unterredung. Die Zuschauer waren sehr aufmerksam zu erfahren, was es zwischen dem König und Süllly gäbe, und ob sie gleich ihre Worte nicht verstunden, so konnten sie doch an ihren Bewegungen und oft sehr schnellen Schritten, einigermassen erkennen, wovon die Rede war. Jedermann erwartete das Resultat dieses Gesprächs. Süllys Freunde waren voll Freude und Vergnügen, seine Feinde aber voll Furcht.

Endlich, nach einer vier Stunden langen Unterhaltung, nahm Heinrich Süllly bey der Hand, ging zu

den Hofleuten zurück, und fragte sie: wie viel Uhr es wäre. Man antwortete ihm: sein Spatziergang unter den Maulbeerbäumen habe sehr lange gedauert. „Ich sehe wohl, was es ist, versetzte der Monarch, mit einem Ton, der viele Gesichter blaß machte, es sind welche hier, denen die Zeit länger dabey geworden ist, als mir. Um sie aber zu trösten, muß ich Ihnen nur allen sagen:“ ich liebe Rosny mehr als jemahls, und uns beyde soll nichts als der Tod scheiden. Sie aber mein Freund, indem er sich zu ihm wandte, essen Sie jetzt zu Mittag, lieben Sie mich und dienen Sie mir wie Sie es allezeit gethan haben, denn ich bin damit zufrieden.“ Süllv hatte eine zu erhabene Seele um nur auf Rache gegen seine ihm vom König genannte Feinde zu denken. Sie wiederhohlten indessen ihren Angriff, und Süllv war nochmahls genöthigt sich zu rechtfertigen. Den Tag nach diesem zweyten Auftritt ließ ihn der König sehr früh hohlen, nahm ihn beym Eintritt ins Zimmer bey der Hand, und sagte ganz laut in Gegenwart des versammelten Hofes: „Mein Freund! Sie können es nicht glauben, wie fest ich diese Nacht geschlafen, da ich nun eine so gute Aufklärung erhalten, und mein Herz gegen Sie ausgeschüttet habe. Fühlen Sie nicht in Ihrem Innern die nähmliche Beruhigung?“ Er führte ihn alsdann in den Kreuzgang, der nach dem Garten der Königin zuging, weil er ihm etwas Geheimes zu sagen hatte.

Heinrich liebte Süllv aufrichtig, und ließ sich mitten im Unglück, das über dem Haupte des Ministers schwebte, nicht abhalten, seine gewohnten Wohlthaten über ihn und seine Familie zu verbreiten.

Der junge von Laval und der Herzog von Rohan suchten die älteste Tochter des Herrn von Süllv, Marga-

garetha von Bethune, zur Ehe. Der König rieth ihm, Laval den Vorzug zu geben. Einige Zeit nachher aber sagte er ihm: er hätte seine Meinung geändert, der Herzog von Rohan sey sein naher Verwandter und würde ihn, wenn er ohne Kinder stürbe, wegen des Königreichs Navarra und anderer Güter des Hauses von Albret, von Foix und Armagnon erben. Sein Rath wäre demnach, er möchte mit Laval auf eine anständige Weise auseinander zu kommen suchen, er, der König, hatte bereits diese Trennung, und zwar so eingeleitet, daß man nicht glauben würde, als wenn Laval dazu den Anlaß gegeben. Er wollte ihm selbst den Herzog von Rohan zuführen, damit ihm dieser die Cour mache. Wenn es geschehe, möchte er ihn als den Mann empfangen, der in drey Tagen sein Schwiegersohn werden sollte, das übrige hätte er alles schon in Ordnung gebracht; den Contrakt wollte er in seiner Gegenwart verfertigen lassen, und ihn als Verwandter von beyden Seiten unterzeichnen.

Der König schenkte dem Herzog zur Kleidung und zum Hochzeitfeste: zehntausend Thaler, und eben so viel an das Fräulein von Bethune.

Es trug sich öfters zu, daß der König, wenn er die Rechnungen über seine Festungen und Palläste billig fand, er zu ihm sagte: „Nun gut! für meine Festungen und Gebäude ist die Bezahlung verwilligt. Was machen denn Sie mit Ihren Häusern?“ Süllv antwortete gewöhnlich: nichts, weil ich kein Geld habe. Der König erwiederte: Wohlan, lassen Sie Ihre Plane sehen, und was Sie unternehmen möchten, wenn Sie Geld hätten? Er untersuchte sie, ließ ihn die Veränderungen, die er für nöthig hielt, darin machen, und beschenkte ihn zur Ausführung derselben mit zwanzigtau-

send Livres. Süllv, der den König seinetwegen nun vollkommen beruhigt fand, widmete sich gänzlich der Finanzverwaltung. Er fing damit an, die Veräusserungen und unrechtmäßigen Besitzungen der Domainen Sr. Maj. aufs Reine zu bringen, und alle Renten auf die Steuern, Salzauflagen Zehenden n. s. w. nebst allen anderen auf den König, die Städte, verschiedene Provinzen und Gemeinden gemachte Schulden, genau zu tilgen. Er fand: diese Veräusserungen, Renten und Schulden, kosteten dem Königreich bis zum Jahr 1605 schon über hundert und funfzig Millionen. Süllv sah mit Erstaunen, daß diese Summe, womit der Staat belästiget war, und die niemahls das geringste eingetragen, größtentheils von denjenigen unrechtmäßig an sich gezogen, getheilt, verkauft, oder an andere veräußert worden war, die man eigentlich anfangs zur Untersuchung derselben gebraucht hatte. Der König konnte es kaum glauben, Süllv bewies es ihm aber aus zwey entdeckten Papieren.

Eines davon enthielt ein Verzeichniß der bey dem Salz, während der Pachtung des Champigni und Noel Here, interessirten Personen. Es waren ihrer mehr als zwanzig, sowohl von Paris als vom Hof und selbst vom Conseil. Einige davon zogen funfzigtausend Livres; bey andern stieg der Profit bis auf hundert und funfzigtausend Thl. Kurz, das ganze belief sich auf neun Millionen, siebenhundert und acht und dreyßigtausend Livres. Das andere Papier vom 27. October 1585 datirt, betraf eine Societät, die der Oberintendant von D mit den Salzpächtern für den fünften Theil errichtet hatte. Zu diesem Fünftel mußte der Notar Anton Faschon seinen Nahmen herleihen.

Ein

Ein ähnliches Unternehmen verschlang die Steuern und die zufälligen Revenüen. Gondi, der mit Herrn von Incarville und andern Mitgliedern des Conseils gemeinschaftlich und zur Hälfte interessirt war, ließ sich solche für die vorgeblichen Schuldposten, die er beym König stehen habe, an Zahlungsstatt abtreten. Süllh brachte alle diese Summen in den Königlichen Schatz, und ließ dafür, im Nahmen des Königs, etwas nahmhaftes an der Steuer nach, bey deren Erhebung er eine Menge Mißbräuche und Chikanen entdeckte. Er wünschte die gänzliche Abschaffung dieser lästigen Auflage, und daß man andere Hülfsquellen dagegen ausmitteln möchte.

Dieser große Minister, den man den Freund des Volks nennen kann, sagt in seinen Memoires: er hätte nie eine auffallendere Tyranney gesehen, als eine Privatperson zu zwingen, mehr Salz kaufen zu müssen als sie will und brauchen kann, und ihr zugleich zu verbiethen, ihren Ueberfluß nicht wieder wegzugeben. Er sprach davon mit dem König, übergab ihm desfalls ein Memoire, es ward aber nicht darauf geachtet. Die Nationalversammlung hat so eben diese Auflage, gegen welche beständig geschrieen worden ist, gänzlich aufgehoben.

Die Staatsschulden, die bey Heinrichs IV. Thronbesteigung unermeßlich waren, fanden sich im Jahr 1605 fast alle getilgt. Man stellte die Meublen der Krone wieder her, schmückte die Palläste aus, reparirte die festen Plätze, ließ neue anlegen, führte öffentliche Gebäude auf, und setzte die Kirchen, Hospitäler und Klöster wieder in guten Stand. Die Straßen, Brükken und Chausseen wurden ausgebessert; die neue Brücke zu Ende gebracht, der Platz Dauphine erbaut. Man ebne-

ebnete viele Strassen in Paris, errichtete Quais und verbesserte die Landstrassen fast im ganzen Königreich. Man ließ Ulmen daselbst pflanzen, wovon noch einige stehen, die man Rosny nennt. Eine große Anzahl Galeeren wurden am mittelländischen Meer erbaut, und die Magazine und Zeughäuser angefüllt. Der König theilte ansehnliche Summen als Geschenke aus, und doch blieb am Ende jedes Jahrs ein beträchtlicher Ueberschuß, der in dem Schatze der Bastille niedergelegt wurde. Indessen war man weit entfernt das Volk durch diesen Aufwand und durch Anhäufung dieser Summen zu drükken, sondern es wurde vielmehr beträchtlich erleichtert, und von der Gewaltthätigkeit der Finanztyrannen, von den Chikanen des Adels und des Militairs befreyt. Man sah den Landmann ruhig pflügen und seine Früchte einsammeln, den Künstler von seiner Arbeit, den Kaufmann von seinem Handel sich bereichern. Dieses Glück hatte man blos den großen Talenten Süllys's und der zärtlichen Liebe Heinrichs für sein Volk zu verdanken.

Die Geschichte hat uns noch folgende Rede dieses guten Königs aufbewahrt. „Ich werde es so einrichten, „daß der ärmste Bauer meines Königreichs jede Woche „Fleisch essen, und über das noch alle Sonntage ein Huhn „in seinen Topf stecken kann.“

Die Protestanten ersuchten den König um die Erlaubniß, eine Generalversammlung zu Chatelleraut halten zu dürfen. Er bewilligte es und ernannte Süllly zu seinem Stellvertreter. Dieser bat Sr. Majestät inständig, den Auftrag einem andern zu ertheilen, weil er befürchte, er möchte sonst unschuldigerweise einen neuen Stof zur Verleumdung gegen ihn geben. Der König sagte, er wollte ihm, in Rücksicht der vorigen Er=

Ereigniſſe, eine Stelle verſchaffen, wo er hoffte, er werde durch Aufopferung deſſen für ihn, was ihm am theuerſten wäre, ſeine Unſchuld völlig ins Licht ſetzen und fügte hinzu: „Ihre Feinde zwingen mich auf meiner Hut gegen Sie zu ſeyn, Sie haben alſo nichts zu befürchten.“ Sr. Majeſtät umarmten ihn hierauf und ſagten, er möchte die nöthigen Anſtalten machen, ſich nach Chatelleraut zu begeben.

Sülly befand ſich in großer Verlegenheit. Er mußte das Intereſſe des Königs unterſtützen, ohne an ſeiner Religion, der er jederzeit unverbrüchlich anhing, zum Verräther zu werden. Aber die Schwierigkeiten, die ihm aufſtießen, dienten nur dazu, die Größe ſeiner Talente noch mehr zu enthüllen. Er that ſeinen Pflichten gegen den König Genüge, ohne ſeiner Religion etwas zu vergeben.

Als die Verſammlung zu Chatelleraut geendigt war, ging Sülly nach Fontainebleau zu Heinrich, und gab ihm von ſeinem Verhalten und von der Ausrichtung ſeiner Geſchäfte Rechenſchaft.

Der Monarch, ſehr zufrieden darüber, umarmte ihn mehrere mahle, und führte ihn in den Garten, wo ſie eine lange Unterredung miteinander hatten. Se. Majeſtät fingen an, ihm die intereſſanteſten Neuigkeiten der auswärtigen Länder mitzutheilen, ingleichen das, was ſich während ſeiner Abweſentheit im Konſeil, in Rückſicht der Finanzen, und am Hofe, wo er wegen häuslicher Zwiſtigkeiten öfters ſeine Gegenwart gewünſcht, zugetragen hatte. Das Geſpräch fiel endlich auf die, welche mit Spanien in Verbindung ſtunden. Sülly ſagte dem König: um ſie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, wäre nöthig, den Herzog von Bouillon geradezu anzugreifen. Heinrich genehmigte dieſen Vorſchlag,

schlag, und ließ die nöthigen Anstalten zu dieser Expedition machen. Er reiste den 16. Semptember 1605 von Paris ab, nahm seine Route durch Orleans, und ging bis nach Limoges. Da er sah, daß die Furcht die Rebellen zu ihrer Schuldigkeit zurückbrachte, ging er wieder nach Paris, und trug Süllly auf, den Prozeß der vornehmsten Häupter der Empörung einzuleiten. Man verurtheilte zwölf derselben zur Enthauptung. Am Neujahrstage 1606 ging Süllly nach den Louvre, dem König und der Königin seine Aufwartung zu machen, und ihren Majestäten die an diesem Tage gewöhnlichen Präsente zu überreichen. Die Königin, die damahls schwanger war, befand sich einen Theil der Nacht etwas unpäßlich, daher sie Süllly noch im Bett antraf. Der König war wach, und als man Süllly anmeldete, befahl er ihn hereingehn zu lassen, und sagte zu ihm: „Kommen Sie, kommen Sie, Rosny. Sie werden „mich für sehr faul halten, aber gewiß anders denken, „wenn Sie die Ursache erfahren, die uns so lange zu „Bette hält. Meine Gemahlin, die im achten Mo„nath ihrer Schwangerschaft ist, bekam Leibschmerzen „beym Schlafengehn. Ich befürchtete schon eine zu „frühe Niederkunft. Sie hat sich aber gegen Mitter„nacht wieder erhohlt, wo wir eingeschlafen und erst „gegen sechs Uhr wieder erwacht sind — meine Gemah„lin mit Seufzen, Wehklagen und Thränen, die lau„ter Einbildungen zum Grunde haben. Ich will Sie „Ihnen, wenn die vielen Leute da weg sind, erzählen, „denn Sie werden nicht säumen, auch ungebethen Ih„re Meinung darüber zu sagen. Ihr Rath wird uns „nützlich seyn, wie er es jederzeit bey dergleichen Ge„legenheiten gewesen ist. Bis die vielen Leute sich ver„lohren haben, wollen wir Ihre mitgebrachten Neujahrsge-

„geschenke ein wenig betrachten, denn ich sehe hier drey „von Ihren Sekretairen mit sammetnen Beuteln.“

„Sire, versetzte Sülly, ich erinnerte mich, Sie und „die Königin, als ich Sie das letztemahl beysammen „sah, sehr aufgeräumt angetroffen zu haben. Da ich nun „glaubte, Sie wegen der Hoffnung zu einem zweyten „Sohn, wieder so zu finden, so bin ich mit verschie„denen Neujahrsgeschenken hieher gekommen, die Ih„nen Vergnügen machen werden, wenn Sie an die „Freude derer denken, denen ich sie in Ihren Nahmen „austheilen lasse, und ich wünschte, es geschähe in „Ihrer und der Königin Gegenwart.“ „Ob sie gleich, „ihrer Gewohnheit nach nicht mit Ihnen gesprochen hat, „versetzte der König, indem sie die Langschläferin macht, „so weiß ich doch, sie schläft nicht. Aber sie ist gegen „mich und gegen Sie aufgebracht. Wir wollen da„von reden, wenn außer Ihnen niemand mehr, als „die Renouillere, Beringhen und Katharina da ist, „denn die wissen auch davon. Aber weisen Sie uns „Ihre Präsente.“ „Ich erscheine nicht im Staat des „Grosmeisters der Artillerie, versetzte Sülly, auch sind „dieß keine des Schatzmeisters eines so großen Königs „würdige Geschenke. So klein als sie aber auch sind, „so werden sie gewiß denen, die sie erhalten, mehr „Freude verursachen, und Ihnen Sire, mehr Dank, „Lob und Ruhm bringen, als alle die übermäßigen „Präsente, die Sie Personen zuwenden, deren Er„kenntlichkeit in undankbaren Klagen besteht.“

„Ich verstehe Sie mit halben Worten, versetzte Hein„rich, wie Sie zuweilen auch mich, aber lassen Sie „uns jetzt ohne weiteres, Ihre Geschenke sehen.“

Sülly überreichte ihm drey Beutel mit goldenen Medaillen, und erklärte ihm deren Sinnbild, welches

die

die Liebe der Unterthanen für Se. Majestät ausdrückte. Ein Beutel war für den König, der andere für die Königin, und der dritte für den Dauphin bestimmt. Er stellte ihm noch verschiedene andere Beutel zu, zeigte ihm was darinn war, und merkte dabey an, wem sie gehörten.

Nach Besichtigung der mitgebrachten Geschenke des Sülly, sagte Heinrich den Anwesenden: man möchte ihn mit Rosny allein lassen, weil er sich mit ihm über Sachen von größerer Wichtigkeit zu unterhalten hätte. Sobald Sie allein waren, weckte der König seine Gemahlin, und sagte zu ihr:

„Wachen Sie doch auf Langschläferin, küssen Sie „mich, und zanken Sie nicht mehr, denn bey mir sind „alle kleine Verdrüßlichkeiten schon vergessen, damit „Ihre Schwangerschaft keinen Schaden dadurch leide. „Sie glauben, Rosny ist bey den kleinen Zänkereyen, „die wir mit einander haben, immer auf meiner Seite, „Sie würden aber ganz anders denken, wenn Sie alle „die Freyheiten wüsten, die er sich herausnimmt, mir „die Wahrheit zu sagen. Och ich gleich manchmahl in „Zorn darüber gerathe, so bin ich doch nicht böse auf „ihn; ich würde vielmehr glauben: er liebte mich nicht „mehr, wenn er aufhörte, mir über das Vorstellungen zu machen, was der Ehre und dem Ruhm meiner „Person, dem Wohl meines Königreichs und der Erleichterung meines Volkes zum Vortheil gereichen kann; „denn, sehen Sie, meine Beste: die gerechtesten und billigsten Menschen müßten oft gänzlich fallen, wenn sie „nicht bey ihren Fehltritten durch gute Rathschläge getreuer Diener und weiser Freunde, aufrecht erhalten „würden. Damit Sie aber sehen daß es Wahrheit ist,

„so

„so müssen Sie wissen, daß er seit vierzehen Tagen von „nichts als von dem achten Monath Ihrer Schwan„schaft spricht und daß ich mich zurückhalten soll, Ih„nen nicht den geringsten Verdruß zu machen, aus „Furcht, es möchte Ihrem Sohne schaden, denn er „will du chaus, daß es einer werden soll.“

Der Monarch nahm alsdann eine noch freundlichere Miene an, und bath die Königin, sie möchte ihm doch in Süllv's Gegenwart entdecken, warum sie unter Seufzern und Thränen erwacht wäre. Ein Traum erwiederte sie, der ihr eine vor drey Tagen erhaltene Nachricht zu bestättigen geschienen, sey die Veranlassung dazu gewesen, da sie aber ihren Thränen freyen Lauf gelassen hätte, so wäre sie dadurch erleichtert worden. Sie bath den König, ihr wenigstens während ihrer Schwangerschaft allen den Verdruß zu ersparen, der sie und andere glauben mache, die Gesellschaft gewisser Personen sey ihm angenehmer, als die ihrige, und noch dazu solcher, von denen sie gewiß wüste, daß sie ihm nicht im geringsten treu wären und ihn vielmehr im Grunde ihres Herzens haßten. Sie wisse wohl warum; berufe sich aber desfalls auf das Urtheil des Herrn von Rosny, dem sie Glauben beymesse. Süllv brach das Gespräch ab, und da sich die Königin ankleiden wollte begab er sich weg. Der König und seine Gemahlin machten ihm ansehnliche Geschenke, auch erhielt er einige von der Königin Margaretha.

Nach den geendigten Neujahrsfesten am Hofe beschäftigte sich der König mit politischen Angelegenheiten, und unterhielt sich eines Tages sehr ernsthaft über diesen Gegenstand mit Süllv. Er sagte ihm: Philipp III. hätte den von seinem Vater Philipp II. erhaltenen Rath: die stolzen Entwürfe einer Universalmonarchie,

die sich seine Vorfahren so fest in den Kopf gesetzt hätten, als Chimären zu betrachten, wenig benützt. Alle Handlungen dieses Monarchen bewiesen es, daß er noch nicht darauf Verzicht gethan habe. Kein Fürst der Christenheit wäre vor seinen Beleidigungen sicher, bis man dieser stolzen Monarchie ihre Ohnmacht fühlen ließe, indem man den großen Plan ausführte, wovon er ihm bekennen müßte, daß die Idee, die er in ihm dazu erweckt und die er auch dem König von England mitgetheilt, nicht immer den Eindruck auf sein Gemüth gemacht hätte, den sie verdiente.

Süully fand endlich die natürliche Abneigung dieses Fürsten gegen das Haus Oesterreich von Tag zu Tage mehr bestättigt. Ihrer beyderseitigen Meinung nach, wär es noch zu früh dieses große Projekt auszuführen.

Sie glaubten, man müßte vorher die teutschen und italienischen Fürsten, vorzüglich den Churfürsten von Bayern, und den Herzog von Savoyen auf seiner Seite haben, dem erstern mit der Hoffnung der Kaiserkrone schmeicheln, und dem andern die Lombardey nebst der königlichen Würde versprechen.

Aus Furcht, der Herzog von Bouillon möchte ihnen Hindernisse in Weg legen, beschloßen sie ihm die Mittel dazu zu benehmen und sich der Stadt Sedan zu bemächtigen. Der König befahl Süully die nöthige Artillerie zu dieser Expedition in den Stand zu setzen, und sagte ihm: „er wollte sich selbst an die Spitze seiner Truppen stellen; wenn ihn aber das Podagra oder eine andere Unpäßlichkeit davon abhielte, so würde er ihm diese Unternehmung auftragen, und um einem so wichtigen Posten das nöthige Ansehen und Gewicht zu verschaffen, müßte er den Rang eines Herzogs und Pairs annehmen, und ihm sagen welches von seinen Gütern dieses

sen Titul führen soll.“ Sülly nahm diese neue Wohlthat des Königs mit Dank an, und schlug sein Gut Sülly dazu vor. Die Patente darüber wurden den 12. Febr. 1606 unterzeichnet, und am Ende dieses Monaths im Parlament protokollirt. Alle Herren des Hofs, und fast alle Großen des Königreichs begleiteten ihn, als er zu der Feyerlichkeit seiner Aufnahme im Parlament erschien. Alle Prinzen vom Geblüt, bis auf den Graf von Soissons, fanden sich dabey ein. Sülly bath sechzig der Vornehmsten zur Tafel. Wie er im Zeughaus ankam, fand er daselbst den König, der sich während des Akts der Aufnahme des neuen Herzogs ins Parlament dahin begeben hatte. Sr. Majestät sagten zu ihm:

„Herr Grosmeister ich bin als ein ungebetener Gast „gekommen, werde ich wohl übel bewirthet werden?“

„Dieß könnte leicht seyn versetzte der Herzog von „Sülly, denn ich erwartete eine so große Ehre nicht.“

„Ich versichere Sie das Gegentheil, erwiederte der „Monarch, denn während Ihrer Abwesenheit, visitirte „ich Ihre Küchen, wo ich die schönsten Fische, die man „nur finden kann, und viele Ragouts nach meinem Ge„schmack gesehen habe, und da Sie mir zu lange aus„blieben, so aß ich von Ihren kleinen frischen Austern, „und trank von Ihrem Wein von Arbois, der beste, „den ich je getrunken habe.“

Einige Zeit darauf öffnete sich die Wunde, die der Herzog von Sülly, wie oben schon erwähnt, am Mund erhalten hatte, von neuem. Es kam ein Abscеß dazu, der einen Beinsplitter, Füllhaar, Bley und einige Pulverkörner herausbrachte, die noch so frisch und ganz waren, daß sie Feuer fingen, wenn man sie auf Kohlen legte.

Viele Personen suchten den König von seinem vorhabenden Feldzug gegen den Herzog von Bouillon abzubringen, und versicherten ihn: Sedan wäre unüberwindlich. Sülly fand aber Mittel einen genauen Riß davon zu erhalten, und bewieß, daß er sich dieser Stadt in kurzem bemeistern könnte.

Heinrich verreißte von Fontainebleau gegen Ende des Merz 1606, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die er gegen den Herzog von Bouillon anrücken ließ. Die Königin wollte ihn begleiten. Die Absicht dieser Prinzessin ging dahin, dem Herzog die vortheilhaftesten Bedingungen, die nur möglich wären, zu verschaffen, weil er sie auf seine Seite zu bringen gewust hatte.

Als Bouillon den König zur Belagerung von Sedan bereit sah, bath er um Gnade, und versprach alles einzugehn, was Se. Majestät von ihm fordern würden. Der König gewährte ihm seine Bitte und unterzeichnete den ihm vorgelegten Tractat. Er ist vom 2. April 1606. Dem zufolge konnte der König in dem Schloße zu Sedan einen Gouverneur anstellen, und eine Compagnie von funfzig Mann hineinlegen. Der Herzog und die Einwohner waren genöthiget, ihm den Eid der Treue zu schwören. Se. Majestät sandten den Inhalt davon an Sülly und benachrichtigten ihm, sich nach der Cassine zu begeben, wo sie die Königin besuchen wollten, die sich daselbst aufhielt.

Da der Monarch sich vorstellte: Sülly würde darüber mißvergnügt seyn, daß man ihn nicht zur Abschließung des Traktates mit dem Herzog von Bouillon erwartet hatte so suchte er ihn bey seiner Ankunft durch eine sehr verbindliche Rede zu besänftigen. Er sagte zu ihm: „Seyn „Sie mir willkommen. Ich habe schon für Ihr Abend-

„essen

„essen und Nachtlager gesorgt. Sie werden alle Be-
„quemlichkeit finden. Er neigte sich alsdann gegen ihn
„und sagte ihm ins Ohr: rathen Sie einmahl warum
„ich so geeilt habe? darum, weil ich wuste, wenn Sie
„ankämen, so würden Sie alles genau untersuchen
„und sich an alle gefährliche Oerter hindrängen, und
„weil ich befürchtete, es möchte Ihnen ein Unfall be-
„gegnen; denn ich wollte lieber Sedan niemahls er-
„obern, indem ich Sie zu ungleich wichtigeren Di[illegible]n
„nöthig habe.“

Heinrich hielt seinen Einzug in Sedan den 2. April 1606, und legte funfzig Mann Garnison mit einem Officier hinein. Den folgenden Tag huldigte der Herzog von Bouillon dem König. Se. Majestät verlangten: Süllly sollte bey diesem Vorfall zugegen seyn. Der König sagte zu dem Herzog von Bouillon: Der Besitz der Stadt Sedan wäre es nicht sowohl, was ihn zu einem Vergleich mit ihm bewogen hätte, als vielmehr die Hoffnung der treuen Dienste, die er ihm in Zukunft leisten würde.

Nach dieser Expedition beurlaubte der König seine Truppen, und machte Anstalt, nach Paris zurückzugehn. Er ließ Süllly sagen: er wollte unter dem Donner seiner ganzen Artillerie in die Hauptstadt einziehen. Süllly antwortete dem Ueberbringer dieser Nachricht des Königs: „Ey, wir haben ja keinen Hieb und „keinen Stich, keinen einzigen Canonen- oder Flintenschuß gethan, und wir wollen die Sieger machen, „da wir selbst auf eine zweyfache Art überwunden sind. „Wir haben das zu leichtgläubig erkauft, was der König nur durch seine Tapferkeit erhalten sollte; und uns „nachher gefürchtet, unsere Eroberung bekannt zu machen. Ich habe mir den Ausgang dieser Sache im-

„mer so vorgestellt. Sagen Sie dem König: jeder„mann sey dieser Meinung, und man würde uns nur „auslachen, wenn wir die Canonen abfeuern ließen.“ Diese vielleicht etwas zu freye Sprache war die Wirkung des Verdrusses, den Süllly über alles das, was eben vorgegangen war, hatte. Der König befahl Praslin und Bethune ihm zu sagen: er verlangte nichts Unbilliges. Süllly suchte ihnen das Gegentheil zu beweisen. Aber wie sie dem König seine Antwort brachten, gerieth er in Zorn und ließ ihm Gehorsam gebiethen. Süllly sagte nichts dagegen, und ließ die ganze Artillerie eiligst in Bereitschaft setzen. Der Lärm war erschrecklich, wie der Monarch seinen Einzug in Paris hielt. Se. Majestät waren außerordentlich vergnügt darüber, ließen Süllly hohlen, und umarmten ihn.

Es ist zu bewundern, daß ein so vernünftiger Fürst, wie Heinrich IV. den weisen Gründen des Herrn von Süllly nicht nachgab. Zwischen den Protestanten und Katholiken zu Rochelle, entspannen sich heftige Streitigkeiten. Der König hatte so viel Zutrauen zu Süllly daß er ihm ihre Beylegung auftrug. Se. Majestät machten ihn kurz darauf zum Capitain-Lieutenant der für die Königin errichteten Gendarmescompagnie. Süllly hatte beständig ein Auge auf die Pächter. Er zwang sie, dem König hundert und funfzigtausend Livres, und sechzigtausend Livres für die Fortsetzung des Salzpachtes auf sechs Jahre zu geben. Se. Majestät machten ihm ein Geschenk von dreyßigtausend Livres, zur Belohnung seiner Sorgfalt und Mühe.

Der Monarch begehrte von ihm einen Aufsatz, der den ganzen Zustand der Finanzen, der Artillerie, der Gebäude und Festungen, im Detail enthielte. Dieser unermüdete Minister erfüllte des Königs Verlangen

bald

bald. Er übergab ihm drey Tabellen. Die erste enthielt die Veränderungen und Verbesserungen, die er in allen Theilen der Finanzen gemacht hatte, die Staatseinkünfte, die in dem königlichen Schatz sich befindenden Summen und die, so er durch seine Ersparungsprojekte noch zu erübrigen hoffte. Die andere lieferte eine Specification aller in jedem Zeughaus befindlicher Artilleriestücke, der Anzahl von Kugeln, mit einer Anweisung die ganze Equipage der Artillerie in guter Ordnung zu transportiren, der Quantität und Qualität des Pulvers, so man gewöhnlich fabrizirte, der Menge Waffen, Geräthschaften und anderer Artillerieinstrumente, ingleichen der Anzahl Militairpersonen, sowohl von Edelleuten als Freywilligen, die der König nach den Generalitäten eingetheilt, ausheben könnte. Die letzte war endlich ein Verzeichnis aller Festungen, die an den Grenzplätzen, seitdem Süllh die Direction darüber hatte, angelegt worden, aller Gebäude, königlichen Pallåste, Meublen, Gold- und Silbergeräthschaften und Edelgesteine ꝛc. die dieser Minister für den König gesammelt hatte. Vermittelst dieser Auszüge, konnte Heinrich IV. in einem Augenblick, seine Einkünfte, seine Kräfte, seine nöthigen Ausgaben und die Erleichterung, die er seinen Unterthanen zu verschaffen im Stande wäre, kennen lernen.

Heinrich fühlte seine Verbindlichkeiten gegen Süllh, und bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit durch häufige und ansehnliche Geschenke. Einstens meldete er ihm: „Ich „warte nicht so lange, bis treue Diener etwas von mir „fordern. Sie stehen mir in meinen Geschäften so gut „bey, ich will Ihnen also auch in den Ihrigen helfen. „Ich gebe Ihnen zwanzigtausend Thaler von meinen „außerordentlichen Einkünften, lassen Sie sich die An-

„weisung darüber geben. Ich habe erfahren, schrieb „er ihm bey einer andern Gelegenheit, daß Sie bey der „Kapelle bauen, und einen Park daselbst anlegen las„sen. Als ein Freund der Bauliebhaber, und als Ihr „guter Herr, schenke ich Ihnen sechstausend Thaler zu „einer Beyhülfe, damit Sie etwas Schönes machen kön„nen.“

Der Monarch kannte die Zuneigung seines Minis„ters für ihn: er schenkte ihm daher sein ganzes Ver„trauen und seine Freundschaft. Als Beweis hievon dient auch folgende Stelle, aus einem seiner Briefe: „Es ist diesen Morgen in meinem Innersten etwas vor„gegangen, wobey ich Sie als meinen treuesten Diener „nöthig habe.“

Der Sohn des Herrn von Sülly verwundete sich beym Zureiten eines Pferdes. Sobald es der König erfuhr, meldete er seinem Minister: er nähme als Vater und Herr den größten Antheil daran. Der nähmliche Sohn fiel im Monath November 1607 in eine schwere Krankheit. Der König schickte ihm seinen ersten Leibarzt, und empfahl ihm den Kranken. Er schrieb an Sülly, wenn er seine Gegenwart nöthig fände, so wollte er selbst zu ihm kommen; er möchte alle Geschäfte inzwischen aufschieben, und so lange bey seinem Sohne bleiben, als es nöthig wäre. Der Monarch besuchte ihn im Arsenal um sich mit ihm von einer Liebesgeschichte zu unterhalten. Sülly stellte ihm mit vielem Nachdruck und Standhaftigkeit vor, seine Absichten wären seinem Alter und Range nicht sehr angemessen, er würde vielmehr durch deren Erfüllung seinen Ruhm beflecken, und sich noch größere Unannehmlichkeiten zuziehen. Der König wurde außerordentlich darüber aufgebracht, und machte ihm ziemlich beißende Vorwürfe.

Er

Er war noch so in der Hitze, als er aus dem Zimmer des Ministers ging, daß man ihn ganz laut sagen hörte: „Den Mann kann ich nimmer leiden, er wider„spricht mir ewig, und ich kann ihm nichts recht ma„chen. Aber bey Gott, ich werde ihn gehorchen leh„ren, ich will ihn in vierzehen Tagen nicht sehen.“ Die Bedienten des Herrn von Süllly, die die Reden des Königs gehört hatten, betrachteten die Ungnade ihres Herrn als gewiß, und waren sehr bestürzt. Den folgenden Tag begab sich der König um sieben Uhr des Morgens mit fünf oder sechs Herren, nach dem Arsenal, ging in Süllys Wohnung und klopfte selbst an seinem Kabinette an. Süllly rief: wer ist da? und erstaunte Heinrichs Stimme zu hören, der ihm antwortete: der König. „Nun sagte der Monarch, was machten „Sie da?“ Süllly erwiederte: „Ich schrieb Briefe, „und machte für meine Sekretairs Arbeit zurecht.“ Sein Tisch war mit Rechnungen und Materialien angefüllt, die er diesen Tag im Konseil vorbringen wollte. „Und wie lange sind Sie schon auf, versetzte der König? „Seit drey Uhr des Morgens antwortete Süllly.“ Der Monarch sagte: „Nun Roquelaure, (dieser Herr war „einer von seinen sechs Begleitern) für wieviel wollten „Sie wohl ein solches Leben führen?“ „Bey Gott, Si„re, für alle Ihre Schätze nicht, antwortete Roque„laure.“

Der König ließ alles hinausgehn, und fragte Süllly über eine Sache um Rath. Süllly antwortete ihm ganz kalt: er könnte ihm keinen Rath geben, denn da Se. Majestät ihren Entschluß ohne Zweifel nach reifer Ueberlegung gefaßt hätten, so blieb ihm nichts weiter übrig, als zu gehorchen; Sie nähmen es ohnehin ungnädig auf, wenn man nicht Ihrer Meinung wäre. „Ey, ey!

„Sie machen den Zurückhaltenden, versetzte der König „lächelnd, Sie sind noch aufgebracht von gestern; bey „mir ists schon vorüber. Nun, nun, umarmen Sie „mich, und bedienen Sie sich Ihrer gewohnten Frey„müthigkeit gegen mich, denn ich kenne Sie wohl: „wenn Sie anders handelten, so würde es ein Zeichen „seyn, daß Sie sich nicht mehr um mich bekümmerten. „Sie müssen es schon dulden, daß ich manchmahl böse „werde, ich liebe Sie deswegen nicht minder. Im Ge„gentheil, würde ich von dem Augenblick an, da Sie „mir in Sachen, die, wie ich wohl weiß, nicht nach „Ihrem Geschmack sind, nicht mehr widersprächen, „glauben, Sie liebten mich nicht mehr.“

Er unterhielt sich alsdann mit ihm über Regierungsangelegenheiten, umarmte ihn, und nahm Abschied von ihm. Beym Herausgehen aus dem Cabinet des Süllly sagte er ganz laut: „es gibt Leute, die thörigt genug „sind, zu glauben, wenn ich gegen Süllly aufgebracht „bin, sey ich es im ganzen Ernst und auf lange Zeit. „Gerade das Gegentheil! Denn wenn ich bedenke, daß „alle seine Gegenvorstellungen und Widersprüche, nur „auf meine Ehre, meine Größe und auf mein Bestes, „niemahls aber auf das Seinige abzielen, so liebe ich „ihn um destomehr, und kann es oft nicht erwarten, „es ihm zu sagen.“

„Jeder Fürst, der seinen Vortheil versteht, sagt „Süllly in seinen Memoiren, wird nicht unterlassen, „den von ihm gewählten Ministern von Zeit zu Zeit „glänzende Beweise seiner Achtung zu geben, wenn sei„ne Wahl gut gewesen ist. Diese Achtung des Mon„archen wird ihm die des Publikums verschaffen, die er „so nöthig hat.“

Der

Der König von Spanien betrachtete die Anhäufung der beträchtlichen Menge Waffen, des Kriegs- und Geldvorraths Heinrichs IV. nicht ohne Unruhe. Er ließ durch seine Ambassadeurs an auswärtigen Höfen das Gerücht verbreiten: das Gleichgewicht neige sich zu sehr auf Frankreichs Seite, als daß der Friede noch länger dauern könne, und suchte durch alle mögliche Mittel die Freunde und Alliirten Frankreichs zu gewinnen. Seine Gesandten sagten: das Interesse von ganz Europa erfordere es, zu verhindern, daß ein so ehrgeitziger König, ein so kluger und geschickter General wie Heinrich, nicht über seine Grenzen hinausdringe, weil ihm nichts würde widerstehen können. Man müsse ihm in dem Innern seines Königreichs so viel zu schaffen geben, daß er nicht im Stande wäre heraus zu gehn, und von dem Haß, den beyde Religionen gegen einander hätten, wie zur Zeit der Ligue, Gebrauch machen. Man setzte sogar hinzu: es befänden sich eine große Anzahl Mißvergnügter am französischen Hofe, die alle zu einem Aufruhr bereit wären. Heinrich erfuhr alles, was die spanischen Ambassadeurs an verschiedenen Höfen ausstreuten, sprach davon mit Süllh, und sagte ihm: es wären wirklich viele verdächtige Personen am Hofe, und bath ihn, er möchte sich Mühe geben, der Sache auf den Grund zu kommen. Süllh antwortete: er würde nichts unversucht lassen, zu erfahren, was am Hofe vorginge, um ihm davon Bericht erstatten zu können, man müßte aber auch keine Verbrechen bestrafen, die bloß in der Einbildung bestünden, sondern nur sehr aufmerksam seyn, den Verdächtigen keine Zeit zur Errichtung eines Complotes lassen, und sie untereinander uneins zu machen suchen. Er setzte hinzu: wenn es auf das äußerste käme, so würden Se. Majestät allein Tausen-

senden derselben die Spitze biethen, und durch Ihre getreuen Diener eine sichere Vormauer um sich herum machen.

Der König billigte seinen Vorschlag, und gestund: es sey besser in der gegenwärtigen Lage Klugheit als Gewalt zu gebrauchen. Sülly, der Heinrichs Gemüth nun beruhigt fand, widmete seine Aufmerksamkeit wieder den Finanzen. Er nahm sich vor, alle veräußerten Einkünfte mit den Domainen des Königs zu vereinigen. Er errichtete eine Compagnie, der er erlaubte, sie an sich zu kaufen, mit der Bedingung, solche in einer bestimmten Zeit Sr. Majestät frey und ledig wieder zuzustellen. Mit den Verpfändungen machte er die nähmliche Operation. Die Provinz Bretagne hatte dem König im Jahr 1598 sechsmahlhunderttausend Livres vorgeschossen. Man befahl denen, die die Zahlung dieser Summe zu besorgen hatten, ihr Verzeichniß der Einnahme und Ausgabe dem Herrn von Sülly zuzusenden. Er sah mit Erstaunen, daß man zur Wiedererstattung dieser sechsmahlhunderttausend Livres, eine Million, dreymahlhundert und vierzigtausend Livres in Rechnung brachte, und ließ die Verfasser dieser betrügerischen Rechnung ernstlich bestrafen.

Bey diesen Umständen beredete man den König eine neue Justizkammer gegen die Finanziers zu errichten. Süllly wollte ihn daran hindern, indem die Erfahrung ihn vielfältig überzeugt hatte, daß dieses Projekt unnütz und selbst dem Mißbrauch unterworfen sey. Aber sie gefiel Heinrich IV. gar sehr, der zu seinen Spielausgaben, Gebäuden und Maitressen nicht gern etwas von den gewöhnlichen Geldern nahm, sondern mit Vergnügen eine Summe dazu verwandte, die in seine Hände kam, und die ihm die Hofleute immer beträchtlicher vorstellten, als sie am Ende der Operation ausfiel.

Süllv sah mit größtem Verdruß, daß der König von diesen eigennützigen Leuten getäuscht und betrogen würde, und sagte seine Meinung darüber am Hofe. Seine Aufrichtigkeit brachte Heinrich in eine außerordentliche Hitze, und seine Feinde schöpften schon Hoffnung daraus, ihn bald in Ungnade zu sehen.

Dieß hielt ihn nicht ab, sich den Commissarien dieser Kammer geradezu zu widersetzen, als er sah, daß sie über die Hauptschuldigen die Augen zudrückten, und leichte Vergehungen mit so vielem Stolz und Härte bestraften. Mangot, einer der Commissarien dieser Kammer, faßte Beschlüsse ab, die den ausdrücklichen Befehlen des Königs entgegen waren. Süllv machte ihm darüber Vorwürfe und sagte: er würde jederzeit einen Wächter an ihm finden, der ihm nichts hingehen lassen werde. Man versicherte Süllv, er hätte sich beym König über ihn beklagt, und seine Collegen auch dazu angespornt. Süllv fand es rathsam dem Monarchen von dem Vorfalle mit Mangot Nachricht zu geben, um ihn zu besänftigen. Er schrieb an Heinrich, dankte ihm, daß er den Berichten seiner Feinde keinen Glauben beygemessen, und versicherte ihn: die Hitze, die er bey dieser Gelegenheit gezeigt habe, rühre nur von dem Unwillen her: seine Befehle durch Leute, die sich einbildeten, daß er sich ihnen zu gefallen seiner ganzen Autorität beraubte und sein Interesse allen Arten von Rücksichten aufopferte, so übel vollzogen zu sehen. Er endigte mit der Bitte ihn zu entschuldigen, wenn er ihn wider seinen Willen mißfallen hätte.

Der König, der von Süllys Zwist mit Mangot nichts erfahren hatte, antwortete ihm:

„Ich

„Ich wundere mich sehr die erste Nachricht dieses „Streites von Ihnen selbst zu vernehmen. Wenn alle „diese Leute mich gesprochen hätten, so würde ich ihnen „als Herr, der seinen Diener liebt, die Antwort gege„ben haben: alle ihre Handlungen wären nichts als ein „Kunstgriff, ihn bey mir übel anzuschreiben. Ich „schwöre Ihnen, setzte der Monarch hinzu, man hat „hier nicht davon reden hören. Sie sind heftig, und „ich sehe aus Ihrem Brief, Sie glauben alles, was „man Ihnen gesagt hat. Mäßigen Sie Ihren Zorn, „und seyn Sie nicht mehr so leichtgläubig, denn dadurch „werden Sie diejenigen toben machen, die Sie wegen „meiner guten Gesinnung, gegen Sie beneiden. Seit „meinem Podagra setzte ich zum erstenmahl die Feder „an. Der Zorn den ich gegen diese Verleumder fühle, „hat meinen Schmerz übertroffen.“

So wie Heinrich IV. Sülly die Regierung des Staats übertrug, so übertrug er ihm auch die Sorge für seine Privatangelegenheiten. Se. Majestät ließen italienische Kommödianten kommen, die Ihnen viel Vergnügen machten. Sie befahlen Sülly im Arsenal ein Theater bauen zu lassen. Er besorgte dieß so gut, daß die Königin und die Hofleute sagten: es gäbe kein bequemeres Schauspielhaus als dieses. Es war sehr geräumig, mit einem amphitheatralischen Parterre und einer großen Menge Logen in den verschiedenen Gallerien, deren jede von der andern abgesondert, ihre eigene Thür und Treppe hatten. Zwey dieser Gallerien waren für die Frauenzimmer bestimmt und keine Mannsperson durfte dahin. Ueber diese Polizey wachte Sülly selbst. Eines Tages, als man ein sehr schönes Ballet gab, erblickte er einen Mann, der einer Dame die Hand gab, und im Begriff stund mit ihr auf eine dieser Damengallerien zu gehn. Es

war

war ein Fremder mit einem sehr schwarzbraunen Gesicht. Sülly ging auf ihn zu, und sagte:

„Mein Herr, suchen Sie, wenn es Ihnen beliebt, „eine andere Thüre, denn ich glaube nicht, daß Sie „mit Ihrem Teint Hoffnung haben können, für eine „schöne Frau gehalten zu werden.“ Seigneur antwortete ihm der Fremde in sehr schlechtem Französisch: „Wenn Sie erfahren wer ich bin, so weiß ich gewiß, „Sie werden mir die Höflichkeit erzeigen, mich mit diesen schönen und weißen Damen hineingehen zu lassen, „so schwarz ich auch bin. Ich nenne mich Pimentel, „und habe die Ehre bey Sr. Majestät viel zu gelten, „und öfters mit Ihnen zu spielen.“ Sülly hatte von diesem Fremden und von den ansehnlichen Summen gehört, die er dem König abgewonnen. Er antwortete ihm in zornigem Ton: „Sie sind also der große Dick„wanst von einem Portugiesen, der den König alle Tage Geld abgewinnt. Bey Gott, Sie sind übel an„gekommen, denn ich liebe dergleichen Leute nicht, und „will sie auch hier nicht haben.“ Pimentel wollte antworten, Sülly sagte ihm aber, indem er ihn zurückstieß: „Gehen Sie, gehen Sie, suchen Sie eine an„dere Thüre, denn Sie werden mich mit Ihrem Kau„derwelsch doch nicht überzeugen.“ Es ist nicht zu läugnen, Sülly war ein wenig hart. Der König fragte den andern Tag Pimentel: ob er das Ballet im Arsenal nicht sehr schön gefunden hätte? Pimentel antwortete ihm: er hätte es gern gesehen, an der Thüre aber wäre sein Oberfinanzier mit seiner negativen Stirne gestanden, der ihn ganz artig abgewiesen hätte. Er erzählte sein Abentheuer mit so vieler Laune, daß Se. Majestät und der ganze Hof sehr darüber lachten.

Marquis von Rosny ältester Sohn des Herrn von Süllly, den er von Anna von Courtenai seiner ersten Gemahlin hatte, kam in die Jahre der Mannbarkeit. Der König fragte den Herzog, was er ihm für eine Gemahlin ausersehen hätte. Er antwortete: sein Sohn würde keine andere, als aus den Händen Sr. Majestät empfangen.

Heinrich über seine Antwort vergnügt, erwiederte: er wünschte, sein Sohn möchte das Fräulein von Crégni heirathen, bey der er selbst die Anwerbung machen wollte. Die Verwandten dieses Fräuleins, sowohl väterlicher als mütterlicher Seite, nahmen die Partie mit Freuden an. Die Heirathspuncte wurden festgesetzt und unterzeichnet, die Vermählung aber erst im October des folgenden Jahres vollzogen.

Einige Zeit nachher, ließ Heinrich Süllly hohlen, verschloß sich mit ihm in seine Bibliothek, und sagte zu ihm: „Nun mein Freund, Sie sind mit Abschließung „der Heirath Ihres Sohnes sehr eilig zu Werke gegan„gen, und ich sehe die Ursache davon nicht ein, denn „ich finde weder in der Verwandtschaft, noch in den „Glücksgütern noch auch in der Person einen großen „Vortheil für Sie.“ Der Monarch erinnerte sich wohl nicht, daß Süllly dabey nur nach seiner Ordre gehandelt hatte. „Ich bin entschlossen, mich Ihrer mehr „als jemahls zu bedienen, setzte er hinzu, und Sie „und die Ihrigen mit allen Arten von Glücksgütern, „Ehre und Ansehen zu erheben. Sie müssen mir aber „dazu behülflich seyn, denn wenn Sie das Ihrige nicht „dazu beytragen, so werde ich schwer dazu gelangen kön„nen, ohne meinen Angelegenheiten zu schaden, und „ohne mich vielem Tadel auszusetzen, das Sie, wie ich „versichert bin, gewiß nicht wünschen. Ich bin eigent-

„lich

„lich gesonnen, Sie noch näher mit mir zu verbinden,
„und Ihrem Sohne meine Tochter von Vandome mit
„zweymahlhunderttausend Thalern baar, und zehntau-
„send Thalern Pension, nebst dem Gouvernement von
„Berri zur Ehe zu geben. Auch soll sie nach dem To-
„de der Frau von Angouleme das Gouvernement von
„Bourbonnon und die Domainen die sie daselbst besitzt
„noch erhalten, indem ich die von ihr darauf verwandte
„Kosten wieder erstatten werde. Ihrem Sohne will ich
„die Anwartschaft auf den Posten des Grosmeisters, und
„Ihrem Schwiegersohne das Gouvernement von Poitu,
„Ihnen aber das von der Normandie geben, denn ich
„sehe wohl, der arme Herr von Montpensier wird es
„eben so wenig lang mehr treiben, als der Herr Con-
„netable, dessen Charge ich Ihnen bestimme, und von
„dieser Stunde an für Sie aufhebe. Aber um alles
„dieses zu befördern, müssen Sie und Ihr Sohn Ka-
„tholisch werden."

„Ich bitte Sie, mir dieses nicht abzuschlagen,
„denn es hängt das Wohl meines Dienstes, und das
„vollständige und gesicherte Glück Ihres Hauses davon
„ab." Man kann daraus abnehmen, wie stark Hein-
rich IV. Süllly liebte. Er überhäuft ihn mit Wohltha-
ten, und bittet ihn sie anzunehmen. Süllly antwortete:
Sr. Majestät erzeigten ihm mehr Ehre, als er ver-
diente, und als er sich je zu hoffen unterstanden hät-
te. Ueber die zwey Vorschläge aber, die seinen Sohn
beträfen, könnte er nichts entscheiden. Se. Majestät
wären der Schöpfer seines Glückes, und er befände sich
in einem Alter, wo er die nöthigen Ueberlegungen in
Absicht auf die Religion selbst anstellen könnte. „Für
„meine Person Sire, setzte er hinzu, gewinnt die Sa-
„che eine andere Gestalt. Ich würde in Verzweiflung

„gerathen, wenn ich meine Glücksgüter, Würden und „Ehrenstellen auf Kosten meines Gewissens vergrößern „sollte. Die innere Ueberzeugung wäre nur allein ver„mögend mich zu einer Religionsveränderung zu bewe„gen, niemahls aber Ehrgeitz, Habsucht oder Eitel„keit. Ew. Majestät würden ein Herz selbst für ver„dächtig halten, das Gott nicht getreu zu bleiben im „Stande wäre.“

„Warum sollte ich denn kein Ver-trauen mehr zu „Ihnen haben, wenn Sie das thun, was ich that, „und wozu Sie mir selbst riethen? Ich bitte Sie noch„mahls mir diese Beruhigung zu verschaffen. Besin„nen Sie sich darüber, ich gebe Ihnen einen Monath „Bedenkzeit. Verlassen Sie sich darauf, ich gebe „Ihnen alles was ich versprochen habe.“

„Sire, erwiederte Sülly, ich verlange nichts so „sehr, als Ihnen zu gefallen, und ich werde nichts „ermangeln lassen, was dazu in meinen Kräften ist. Ich „verspreche Ihnen über alles das ernstlich nachzudenken, „was Sie mir so eben vorzuschlagen geruht haben. Ich „hoffe noch immer Ew. Majestät zufrieden zu stellen, ob „ich es gleich vielleicht auf eine andere Art thue, als „Sie glauben.“

Das Gerücht verbreitete sich bald im Publikum: Sülly würde seine Religion abschwören, und alle Protestanten geriethen darüber in Bestürzung. Sülly, den seine Feinde, wie er erfuhr, beständig in Mißkredit bey dem König zu bringen suchten, schrieb in folgenden Ausdrücken an ihm:

„Sire, ich weiß alles, was man Ihnen von mir „hinterbringt, um eine üble Meinung von meinen „Worten, Handlungen, und selbst von meinen Ge„danken bey Ihnen zu erwecken. Man legt mir Re-

„den

„den in den Mund, die ich nicht gethan, man läßt mich „handeln und denken, wie ich nicht handle und denke. „Ich bitte Sie inständig, sich doch jederzeit Ihres Ver„sprechens zu erinnern, daß Sie mir Ihre Willensmei„nungen selbst zu wissen machen und die Ursachen Ihrer „Unzufriedenheit mit mir zu erkennen geben wollen.“

„Der König antwortete ihm: Sie wissen, daß ich in „jeder Religion Feinde habe. Was Sie zu thun haben, „besteht darinn, daß Sie, so wie ich Sie in allen meinen „Angelegenheiten zu Rathe ziehe, sich auch des meini„gen als Ihres getreuesten Freundes auf der Welt und „bestgesinntesten Herren in den ihrigen bedienen.“

Die Königin wurde den 25. April 1608 mit dem dritten Sohn entbunden, nähmlich Gaston Jo„hann Baptist von Frankreich, den man anfänglich Her„zog von Anjou und nachher Herzog von Orleans nann„te. Die Herzogin von Süllh gebahr fast zu gleicher Zeit einen Sohn. Der König schrieb ihm folgendes:

„Ich glaube keiner meiner Unterthanen hat mehr „Antheil an der Geburt meines Sohnes von Anjou ge„nommen, als Sie. Ich will daher auch alle Ihre „Freunde in der Freude bey der Geburt des Ihrigen über„treffen. Sie werden Ihnen den Kopf mit süßen Wor„ten warm machen. Aber die Versicherung meiner „Freundschaft, wird reeller seyn, als ihre Worte. Ich „mache der Wöchnerin mein Compliment und wünsche, „daß ihr Gott ein Dutzend Kinder schenken möge, denn „es wäre ewig Schade, wenn ein schöner Stamm keine „Sprossen hätte.“

Im Monath October 1608 trat die Loire plötzlich aus, und richtete schreckliche Verwüstungen an. Süllh war in Lebensgefahr, als er von Olivet nach Orleans ging. Der ganze Weg war wie eine See, wo die

Schiffe über die Gipfel der Bäume und über die Dächer der von der Gewalt des Wassers noch nicht eingestürzten Häuser fuhren. Eine unglaubliche Menge Männer, Weiber, Kinder und Vieh kamen bey dieser Ueberschwemmung ums Leben. Viele Mühlen, Häuser und Schlösser wurden über den Haufen geworfen. Man fand keine ganze Brücke mehr auf diesem Fluß; ein sehr beträchtlicher Strich Landes blieb lange Zeit mit Sand bedeckt, weil das Gewässer keinen Ablauf hatte.

Kurz, die Verwüstung war außerordentlich und der Schade unübersehbar. Die zerstörten Städte und Marktflecken gaben nicht nur Bittschriften um gänzliche Befreyung von der Steuer ein, sondern verlangten auch schleunige Hülfe, wenigstens für die dringendesten Bedürfnisse, ohne welche die Felder unbebaut und die Häuser wüste bleiben würden. Der König befahl Süllyden Nothleidenden unverzüglich beyzustehen. Hier ist der Inhalt seines Briefes: „Gott hat mir Unterthanen gegeben, um für sie, wie für meine Kinder zu „sorgen. Es ist mein Wille, daß mein Konseil sie lieb„reich behandle. Allmosen sind Gott angenehm, vor„züglich bey einem solchen Unfall. Es würde sonst mein „Gewissen beschweren. Man unterstütze sie also so weit „man es nur meinen Kräften angemessen findet.“

Süllly ließ einen genauen Plan von allen Küsten und Grenzplätzen Frankreichs verfertigen. Er wuste, der König von Spanien und der Herzog von Lothringen hätten sich eine große Anzahl Lehen, sogar ganze Dörter, zugeeignet und wollte sie wieder unter die Herrschaft des Königs bringen.

Dieser Minister gab den Schatzmeistern der Chatulle, der Posten, der Schweitzertruppen, der Artillerie, der außerordentlichen Kriegscassen ꝛc. ein Generalreg-

ralreglement, das ihnen eine sehr genaue Form zu ihren Rechnungen vorschrieb, und ihnen verboth keinen Gebrauch von den Gelder zu machen, wenn sie nicht durch den Oberfinanzintendanten dazu bevollmächtiget wären. Er nöthigte den Aufseher über das Pflaster zu Paris wöchentlich zweymahl des Mittags zu ihm zu kommen, um ihm von der Zahlung und Vertheilung der Arbeitsleute Rechenschaft zu geben. Er verboth allen, die Finanzrechnungen abzulegen hatten: keine solchen Gegenstände von neuem wieder in Rechnung zu bringen, die schon einmahl durch das Konseil verworfen oder reduzirt worden wären, und schickte ihnen deutliche und exakte Formulare. Sie mußten in ihren Rechnungen sogar das Datum, die Signaturen der Patentbriefe und die Beschlüsse des Konseils worauf sie sich beriefen, anführen. Die Verordnung in Betreff der Amtssporteln, der Rechnungskammer und der von französischen Schatzmeistern und Generaleinnehmern verschleuderten Gelder, wurde den vorhergehenden beygefügt. Diese Einrichtung bewieß dem König, daß seine Einnahme jährlich um hunderttausend Thaler vermehrt, und die Summe verdoppelt werden könnte, wenn man die Projekte des Ministers genau befolgen würde. Heinrich IV. verlangte öfters von Süllv Verzeichnisse und Nachrichten über die Haupt- und Privatgeschäfte seines Königreichs, um richtige Begriffe von dem Finanzzustand und anderen Theilen der Staatsverwaltung zu erhalten. Er wollte sich in den Stand setzen einen neuen Minister zu den Grundsätzen des Herrn von Süllv zu bilden, im Fall er das Unglück haben sollte diesen zu verliehren. Der König liebte Chantilly ungemein. Er brachte einen Theil der Fasten des Jahrs 1609 daselbst zu, und schrieb Süllv den 25. Merz folgendes Billet:

„Mein Freund, ich reite nach der Mittagstafel „nach Luzarche, wo ich über Nacht bleibe. Morgen „sehr früh werde ich nach Paris kommen, und gedenke „Mittags bey Ihnen zu speisen. Ich bitte für zwölf „Personen antragen und Fische zurichten zu lassen. Gu„ten Morgen mein Freund.“ Er kam wirklich, und fand daselbst eine Mahlzeit nach seinem Geschmack. Wie er von der Tafel aufstund sagte er zu Sülly: „Ich be„finde mich so wohl hier, daß ich noch da zu Nacht es„sen und schlafen will. Ich habe meine Ursachen heute „nicht nach dem Louvre zu gehen.“

Heinrich brachte den Tag außerordentlich angenehm zu, speißte noch folgenden Tag im Arsenal, und sagte in Gegenwart seiner Begleiter: er wollte alle Monathe zwey oder drey Tage auf die nähmliche Art im Arsenal zubringen, und befahl Sülly ihm einen Saal, ein Zimmer, ein Bett, eine Garderobe und ein Cabinet zurechte machen zu lassen, ohne ihm indessen etwas von seiner Wohnung zu entziehen.

Der Monarch setzte hinzu: jedesmahl wenn er bey ihm speisen würde, wollte er sich nicht durch seine Hausofficiere bedienen lassen, und seine Küche nicht mitbringen, sondern er wünschte wieder auf die nähmliche Art bewirthet zu werden. „In jeder Rücksicht glaube ich, „Herr von Sülly, kann man nirgends besser seyn, als in „Ihren Händen, und da es unbillig wäre, wenn Ih„nen dieses Zutrauen Ihre Ausgaben vermehrte, so soll „diese neue vermittelst eines Geschenkes jährlich von „sechstausend Thalern bestritten werden, die ich Ihnen „allein hiezu aussetze.“

Einige Zeit darauf, fiel Heinrich in eine sehr große Schwermuth. Er vermied die Gesellschaft und vertrau-

te

te seinen Kummer niemand. Endlich begab er sich nach dem Arsenal, um seinen Herzen bey Sülly Luft zu machen. Er ging gerade nach seinem Cabinet, wollte nicht daß man ihn anmeldete, klopfte selbst an die Thür, und ließ jedermann hinausgehn. Er fing an mit ihm über die Eifersucht, die seine Neigung für das Fräulein von Montmorenci, damahls Prinzessin von Condé, der Königin verursachte, und über die bösen Rathschläge die Concini und die andern Italiener dieser Prinzessin gegen ihn gaben, zu sprechen. Sie unterhielt vermittelst derselben, Agenten zu Madrit, die dem Conseil von Spanien vorschlugen: die Infantin mit dem Dauphin zu vermählen, und dabey versicherten: sie hätten die Mittel in Händen, den König zur Einwilligung zu bewegen. Er sagte endlich zu Sülly: die spanische Kabale betrüge sich so, als wenn es gewiß wäre, daß er nicht lange mehr zu leben hätte, und man sagte überall: er würde in dem acht und funfzigsten Jahre seines Alters sterben. Er wuste, daß man die Königin beredt hatte: sich in Paris mit all der Pracht und den Ceremonien krönen zu lassen, die sie zur Erhaltung ihres Ansehens, wie man ihr beybrachte, nach dem Tode des Königs, der nicht mehr weit entfernt wäre, nöthig haben würde. Alle diese Reden und Prophezeyungen kamen nicht mehr aus seinem Herzen, und erfüllten es mit bittern Schmerz. Er wurde alsdann noch traurig er und sagte zu Sülly: „Mein Herz weissagt mir, „es wird mir ein Unglück begegnen, oder bey der Krö„nung ein groſser Verdruß bevorstehen. Wenn meine „Gemahlin fest darauf besteht, wie ich höre, daß Con„cini und seine Frau es ihr hartnäckig anrathen, so wer„den wir ohne Zweifel scharf zusammen kommmen.

„Vorzüglich aber werden mich ihre Absichten in Spa„nien, wovon ich Ihnen sagte, niederschlagen, und „mich gänzlich in Zorn bringen, wenn ich noch weitere „Entdeckungen davon machen kann.“ Der Monarch versicherte ihn: aller Streit, den die Königin ihm wegen des Fräuleins von Montmorenci und seiner andern Maitressen zu erregen suche, komme bloß von ihren unwürdigen Rathgebern, die sie beredeten: sie müßte immer einen Vorwand haben mit ihm in Uneinigkeit zu leben. Das Publikum urtheile daher falsch, das der Eifersucht zuzuschreiben, was eigentlich die Wirkung einer ausstudirten Bosheit sey. Süllly machte bey dieser Glegenheit eine Bemerkung, die den Leser zu vielen andern Anlaß geben kann.

„Ich entdecke hiebey, sagt er, sehr gehäßige Sa„chen, wenn es wahr ist, daß das Konseil der Königin „sich dieses strafbaren Kunstgriffes bedient hat, so schwar„ze Absichten zu verbergen und zur Reife zu bringen, „die man nicht einmahl zu nennen wagen würde.“

Der König bath ihn endlich: seine Aufmerksamkeit und Sorge zu verdoppeln, um die spanische List zu entdecken, und es von neuem zu versuchen, die Königin zur Aufopferung der Concini und anderer unruhigen Köpfe zu bewegen, und ihr auf diesen Fall zu versichern daß er weder Frauen noch Mädchen mehr besuchen wolle, wenn sie es verlange. Die Unterredung hatte lange gedauert. Zuletzt sagte der König zu Süllly: „Ich ver„lasse Sie, damit Sie über das alles mit Muse nach„denken können, und will jetzt zu Mittag speisen. Ich „bin mit Anbruch des Tages aufgestanden, habe die „ganze Nacht nicht geschlafen, weil mein Geist von all

„dem

„dem verwirrten Zeug ganz eingenommen war, und „würde die künftige Nacht wieder keine haben, wenn „ich nicht mein Herz bey Ihnen hätte erleichtern kön„nen.“ Süllv betrachtete alle diese heimlichen Anschläge als Erdichtungen, indessen machte ihn die eben mit dem König gehabte Unterredung einigermaßen besorgt. Allein Ueberlegungen, die unglücklicher Weise immer dem ersten Gesichtspunct folgten, aus dem er eine Sache betrachtete, zerstreuten sie wieder. Er begab sich fünf oder sechs Tage darauf nach den Louvre, und beruhigte das Gemüth des Königs. Heinrich IV. fühlte, daß ihm Süllys Gegenwart immer nothwendig war. Er ging öfters nach dem Arsenal oder ließ ihn hohlen, und erlaubte ihm, bis in den Hof fahren zu dürfen. Er befahl ihm, mit Abfassung aller Rechnungen und Memoiren zur Errichtung eines vollständigen politischen und Finanzkabinets fortzufahren. Damit alle diese Papiere in Ordnuug wären, trug er ihm auf, ein großes Bureau voll Schubläden und Fächer fertigen zu lassen, das man verschließen könnte, und zur ordentlichen Aufbewahrung aller da hinein gehörigen Schriften Raum genug hätte.

Jeder Theil der Administration sollte seinen besondern Platz in diesem Staatskabinet haben, das man in der Bibliothek des Louvres mit aller möglichen Bequemlichkeit aufzustellen gesonnen war. Auf der zum Finanzfach bestimmten Seite, sollte man die Sammlung von verschiedenen Verordnungen, Operationsplanen, gemachten oder noch zu machenden Veränderungen, einzuhebenden oder zu bezahlenden Summen, eine große Menge Rechnungen und Memoiren im Ganzen und Auszügen, mehr oder weniger abgekürzt, finden können. Al-

le von Sr. Majestät an ihren Oberfinanzintendanten geschriebene Briefe sollten geheftet und numerirt und jeder derselben mit seiner Rubrik versehen seyn.

Das Militaire betreffend, sollte man außer den Rechnungen, Details und Memoiren, die den gegenwärtigen Zustand darlegen, die Ordonanzen und Staatspapiere, die tactischen Werke, Plane, geographische und hydrographische Charten, sowohl von Frankreich als andern verschiedenen Welttheilen, darinn finden; auch sollten die nähmlichen Charten im Großen, mit verschiedenen Stücken von Mahlerey untermischt, in der großen Gallerie aufgemacht werden. Diese letztere Anordnung brachte den König und Sülly auf die Idee, einen großen niedrigen Saal im ersten Stockwerk dazu zu bestimmen; ein Magazin von Modellen und Originalien darinn anzulegen, das alles seltene von Maschinen, die zum Krieg gehören, von Künsten, Handthierungen und allen Arten von edlen, freyen und mechanischen Arbeiten, enthalten sollte, damit alle, die nach Vollkommenheit strebten, ohne Mühe in dieser stummen Schule dazu gelangen könnten. Die untere Abtheilung sollte dazu dienen, die schwersten und die obere, die leichteren Stücke aufzubewahren, mit einem genauen Inventarium von beyden.

Zu den Schriften, die das geistliche Fach angingen, sollte man eine Liste aller geistlichen Aemter des Königsreichs mit ihrer Benennung und Würde legen, wie auch Verzeichnisse aller weltlichen und geistlichen Orden, von dem ersten Prälaten an, bis zu dem geringsten Geistlichen, mit Unterscheidung der Eingebohrnen und Fremden, sowohl von der einen als andern Religion. Heinrich IV. und sein Minister nahmen sich vor, ein Werk

ver=

verfertigen zu lassen, aus welchem Se. Majestät ungefähr die Anzahl der Edelleute ihres Königreichs, in Classen abgetheilt und nach ihren verschiedenen Titeln, Gütern ꝛc. beschrieben, erkennen könnten. Der König war Willens einen neuen Ritterorden und eine Akademie zu errichten, wie auch ein Collegium und ein königliches Hospital für den Adel, ohne daß diese Stiftungen dem Volke zur Last fielen, oder die Finanzen drückten.

Er hatte auch das Projekt ausgedacht: ein stehendes Corps zu errichten, das aus sechstausend Mann Infanterie, sechstausend Reitern, und sechs Stücken Artillerie, vollständig equipirt, bestehen sollte. Er wollte zwölf runde Schiffe, und eben so viele Galeeren bauen und in guten Stand erhalten lassen. Man zeigte die Mittel an: die Disciplin in Kriegs- und Friedenszeiten auf einen solchen Fuß zu setzen, daß sich der Soldat am Kaufmann, Landmann, Künstler und Priester nicht würde haben vergreifen dürfen. Diese vier Gattungen Stände, auf welchen das Glück des Staats beruht, würden alle Sicherheit gegen die Gewalt des Adels gefunden haben. Die Memoires, die der König sich vornahm für die Polizey des Staats aufsetzen zu lassen, würden den Unterschied der Stände und den Umfang ihrer Rechte so genau bestimmt haben, daß niemand in Zukunft sein Ansehen hätte mißbrauchen, oder sich der Subordination entziehen können. Die für die Clerisey sollten zum Gegenstand haben, die Geistlichkeit zu zwingen, von einem Gut, das ihr Eigenthum nicht ist, den Gebrauch zu machen, den die Kirchengesetze und Ordensregeln fordern. Sie sollten nicht zwey Pfründen die sechshundert Livres eintragen, mit einander vereinigen,

nach

keine besitzen, die mehr als zehntausend Livres einbrächte, damit sie ihre Aemter auf eine würdige Weise verwalten, und des guten Beyspiels, das sie zu geben verbunden wären, als ihre vornehmsten Gesetze, stets eingedenk seyn möchten.

Dieß waren die Plane, die Süllly für Heinrich IV. entwarf. Hätte dieser große Monarch Zeit gehabt, sie nach seinem Wunsche auszuführen, so würde man von allen den Mißbräuchen, die in Frankreich jetzt im Schwange gehen, nichts wissen. Man würde daselbst keine so erstaunende Unordnung in den Gesetzen, keine so schreckliche Verderbnis der Sitten, und keine so traurige Uneinigkeit unter den drey Ständen des Staats erblicken, deren Ansprüche sich unaufhörlich kollidiren, und die Frankreich zu dem schon so lang erwarteten Ansehen nicht empor kommen lassen.

Unter andern Finanzplanen, stellte Süllly dem König einen zu, der die Mittel anzeigte: in kurzer Zeit beträchtliche Summen zu heben. Er enthielt ein neues Reglement für die Commandantschaften in den größern und kleinen Seehäfen, für die Zoll- und Domainenämter, sämmtliche Wassergefälle, mit einer neuen Schätzung dieser Abgaben und Errichtung neuer Chargen und Aemter zur Einhebung derselben; ein anderes für die Viehhändler, Weine, frische und gesalzene Fische, Holz, Heu und andere Lebensmittel; ein drittes für die Posten, Landkutschen, gehende und reitende Boten, alle Fuhrwerke zu Wasser und zu Land; ein viertes für die Lederstempler, Visitatoren, Schenkwirthe, Commissarien, Assessoren, Steuereinnehmer und Eigenthümer der zu vermiethenden Häuser ꝛc. ferner für die Steuer des vierten und achten Pfennings, Ein- und Ausfuhr

der

der Waaren, sowohl von einer Stadt als von einer Provinz zur andern, Ernennung neuer Stellen beym Salzwesen ꝛc.

Der König sprach gegen diese Menge Reglements, die sein Volk entsetzlich drücken würden, mit vieler Heftigkeit. Süllv gestund, er hätte Recht, man müßte aber auch nur im äußersten Nothfall Gebrauch davon machen. Er nahm sich darauf vor, alle Sachen die zum Luxus gehören, als Equipagen und eine zu große Anzahl Bedienten ꝛc. mit einer Abgabe zu belegen; auch stellte er dem König noch ein Memoire zu, worinn er Mittel und Wege an Handen gab, wie die unzähligen Mißbräuche bey den Gerichten abgeschafft und die labyrinthischen Gänge der Chikane zerstöhrt werden könnten. Mit einem Wort, dieser große Minister hatte die Hand in allem, und ordnete alles an.

Der Sekretair des Herrn von Süllv ging einst nach dem Louvre, und brachte dem König versiegelte Papiere. Se. Majestät befahlen ihm: im Cabinet zu bleiben, bis sie solche gelesen hätten. Es traten aber in dem Augenblick verschiedene Prinzen und Herren herein, und da der Sekretair den König eine Unterredung anfangen sah, stellte er sich mit la Varenne und Beringhen in eine so dunkle Ecke des Cabinets zurück, daß man sie nicht leicht wahrnehmen konnte.

Der König ging mit zwey oder drey Herren vorwärts, und sagte laut, daß es der Sekretair la Varenne und Beringhen hören konnten: „Ich habe mich die„sen Morgen so müde spatzieren gegangen! denn ich un„terhielt mich zwey Stunden lang über wichtige Materien „mit drey Männern, die ich in ihren Meinungen eben „so einander entgegen fand, als sie es in ihrem Tem-

pera-

„perament und in ihrem Humor sind. Ein anderer als „ich, würde kaum mit ihnen zu rechte kommen; aber „ich kenne ihre Grillen so gut, daß ich sogar aus ihren „Streitigkeiten und Widersprüchen Vortheil ziehe. Sie „dienen mir zur klaren und gründlichen Einsicht der Ge„schäfte, und es wird mir leicht, den besten Entschluß zu „fassen. Sie werden sie genug kennen, ohne daß ich „sie nennen darf. Einige beklagen sich, daß einer un„ter ihnen (er meynte damit Sülly) einen rauhen und „widersprechenden Charakter hat, und ich beschwere „mich selbst manchmahl darüber. Man beschuldigt ihn „einen unternehmenden Geist zu haben, ganz für seine „Meinungen und Handlungen eingenommen zu seyn, „die Meinungen und Handlungen anderer herabzusetzen, „auch daß er sein Glück zu vergrößern und sich Güter „und Ehrenstellen zu verschaffen suche, wiewohl ich nun „seine Fehler zum Theil gut kenne, und gezwungen bin „ihn manchmahl kurz zu halten, wenn er empfindlich „ist, oder sich durch seine Ideen hinreißen läßt, so kann „ich doch nicht umhin ihn zu lieben, ihm vieles hinge„hen zu lassen, ihn zu schätzen und mich seiner gut und „nützlich zu bedienen, weil ich es einsehe, daß er mich „wahrhaftig liebt, Antheil an meinem Leben nimmt, „und weil er den Ruhm, die Ehre und die Größe mei„ner Person und meines Königreichs leidenschaftlich „wünscht. Ich weiß auch, er hat kein böses Herz, „aber einen guten Kopf, und kann sich in allen Fällen „helfen. Er ist ein genauer Haushälter über mein „Vermögen, ein sehr arbeitsamer Mann, fleißig, der „alles zu lernen sucht und sich zu allen Kriegs- und Frie„densgeschäften tüchtig macht. Er schreibt und spricht „sehr gut, und zwar in einem Styl, der mir gefällt, „weil

„weil er den Soldaten und Staatsmann verräth. Kurz
„ich muß Ihnen bekennen, daß ich trotz seiner Eigen-
„heiten und seines auffahrenden Wesens niemand finde,
„der mich mächtiger, als er, in allen meinen Bekümmer-
„nissen zu trösten weiß. Der andere (der König meinte
„den Canzler Sillery) ist von geduldigen und gefäl-
„ligen Humor, außerordentlich geschmeidig, geschickt
„und emsig in allen seinen Handlungen. Er besitzt viel
„Verstand und ist in allen Arten von Kenntnissen und
„Geschäften seines Amtes erfahren. Auch in andern
„Dingen ist er nicht unwissend. Er spricht und erzählt
„gut, und stellt eine Sache deutlich dar. Niederträch-
„tige Bosheiten auszuüben ist er nicht fähig. Indes-
„sen liebt er Güter und Ehrenstellen recht sehr, und be-
„quemt sich jederzeit zu allem, um zu dem Besitze der-
„selben zu gelangen. Er weiß alle Neuigkeiten, und
„hat immer Leute an der Hand, die ihm welche zubrin-
„gen. Weder seine Person noch sein Glück wird er je-
„mahls leicht für das Wohl eines andern wagen. Da
„seine Tugenden und Fehler so im Gleichgewicht gegen
„einander stehen, so wird es mir nicht schwer, von den
„erstern einen nützlichen Gebrauch zu machen, und mich
„vor dem Nachtheil der andern zu hüten.“

„Was den dritten anbetrifft, (er sprach von Vil-
„leroi) so hat er große Erfahrung in den Geschäften, und
„eine vollkommene Kenntniß derer, die zu seiner Zeit vor-
„gefallen sind. Schon von seiner ersten Jugend an,
„wurde er dabey mehr als die andern beyden gebraucht.
„In der Verwaltung seines Amtes und in Vertheilung
„der Arbeiten, die durch seine Hände gehen, hält er
„große Ordnung. Er hat eine edle Seele — ist dem
„Geitz auf keine Art ergeben, und legt seine Geschick-

„lich-

„lichkeit im Schweigen und durch seine große Zurück-
„haltung bey öffentlichen Reden an den Tag. Indes-
„sen kann er keine Widersprüche gegen seine Meinungen
„leiden, und glaubt, daß sie statt der Gründe gelten.
„Er zwingt sich bessere Zeiten abzuwarten, sich zu ge-
„dulden und die Fehler anderer zu benutzen, welches
„mir öfters gar wohl zu statten kein.“ Man sieht aus diesen Reden, daß Heinrich IV. seine Leute zu beurtheilen, und ihre Fehler auf Rechnung ihrer guten Eigenschaften zu entschuldigen wuste.

Der Monarch hatte ein zärtliches Herz. Er verliebte sich in alle schöne Frauen, die am Hofe erschienen. Die Prinzessin von Condé war jung und schön. Er wandte alle mögliche Mittel an, ihr den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, zu erkennen zu geben. Die Königin schmälte, die Marquisin von Verneuil murrte, Süllly seufzte, und der Prinz von Condé wurde so böse, daß er gegen den König beleidigende Reden ausstieß. Heinrich, der zu Fontainebleau war, schrieb den 12. Juny 1609 an Süllly, als den Vertrauten seiner größten Geheimnisse:

„Mein Freund, der Prinz ist hier und macht gro-
„ßen Lärmen. Sie würden in Zorn gerathen und sich
„dessen schämen, was er von mir spricht. Kurz die Ge-
„duld zerreißt mir, und ich bin gesonnen, ihm die
„Wahrheit zu sagen.“

Se. Majestät befahlen Süllly die Zahlung seiner Pension von dem Aprilquartal zu verschieben. „Wenn
„man ihn nicht durch dieses Mittel zwingt, setzte der Kö-
„nig hinzu, so muß man zu andern Maßregeln grei-
„fen, denn man schämt sich, seine Reden anzuhören.
„Wir wollen es mit einander überlegen, wenn Sie zu
„mir kommen.“

Der

Der Prinz von Condé machte Süllv von seiner Seite zum Vertrauten seines Kummers. Er ging nach dem Arsenal und beklagte sich über die Aufführung des Königs im Betreff seiner. Süllv führte ihm die Verbindlichkeiten, die sein ganzes Haus und er insbesondere gegen Se. Majestät hätte, zu Gemüthe, und sagte ihm: diese Verpflichtungen verdienten es dem König nicht allein einen aus bloßem Verdacht und eingebildetem Mißtrauen entstandenen Verdruß, sondern auch jeden noch so gerechten Unwillen aufzuopfern. Der Prinz war mit diesen Gründen nicht zufrieden, und sagte: der König führte verschiedenes gegen ihn im Schilde, Süllv versicherte ihn: Heinrich wäre weit davon entfernt, sich einiger Gewaltthätigkeiten gegen ihn zu bedienen, er erinnerte sich vielmehr seiner Blutsverwandtschaft mit ihm, um die Gesinnungen der ihm angebohrnen Güte mit der Freundschaft zu verbinden. Der Prinz sagte: er hätte den Entschluß gefaßt, Frankreich zu verlassen. Süllv erwiederte: er könnte nicht glauben, daß er im Stande wäre, seinem König so sehr ungetreu zu werden, und seine Pflicht und seine Ehre so zu vergessen. Das Königreich, selbst der Hof, wäre der einzige Aufenthalt der Prinzen vom Geblüte; an allen andern Orten würde ihr Ansehen verdunkelt; man hielte sie sogar blos wegen der Begierde, sich an irgend einem andern Ort so lang aufhalten zu wollen, für strafbar, wenn sie nicht von Sr. Majestät die Erlaubniß dazu erhalten hätten. Der Prinz sagte: ein solcher Zwang schickte sich weder für seinen Stand, noch für seine Geburt, und Süllv erwiederte: die Gesetze des Staats legten den Kindern und Brüdern des Königs eben so starke und vielleicht noch stärkere Verbindlichkeiten auf, als den geringsten seiner Unterthanen. Der Prinz suchte Süllv zu bereden, daß

es ihm kein rechter Ernst sey, aus dem Königreiche zu gehn und daß er sich nur so stelle.

Süllly eilte dem König von allem Nachricht zu geben, und versicherte ihn, in acht Tagen werde der Prinz nicht mehr in Frankreich seyn. Er wollte es nicht glauben, aber der Prinz reißte vier Tage darauf, nähmlich den letzten November 1609 ab. Er nahm die Prinzessin mit und begab sich nach Brüssel. Der König war betrübt darüber und wandte alles mögliche an, ihn und seine Gemahlin zur Rückkunft zu bewegen. Die Geschichtschreiber der damahligen Zeit behaupten, sein Bedauern habe sich auf letztere allein bezogen.

Der Tod Johann Wilhelm, Herzogs von Cleve und Jülich, veranlaßte große Zwistigkeiten unter den Fürsten Deutschlands, die sich die Succession streitig machten. Heinrich beschloß an der Spitze einer fürchterlichen Armee dahin zu gehen, und zu verhindern, daß das Haus Oesterreich sie nicht einigen seiner Anhänger zuwende.

Nach gefaßtem Entschluß begab er sich ins Arsenal mit Süllly Rücksprache darüber zu nehmen, und ihn zu fragen: ob er im Stande wäre diesen Krieg einige Zeit auszuhalten. Der Minister antwortete: wenn der Krieg nur drey Jahre dauerte, und Se. Majestät nicht mehr als vierzigtausend Mann nöthig hätten, so würde er ihm das benöthigte Geld liefern können, ohne das Volk zu drücken. Der Monarch verlangte zu wissen, wieviel sich in seinem Schatz befände: Süllly antwortete, dreyßig Millionen, und außerdem könnte er noch einen Fond von vierzig Millionen in drey Jahren verschaffen. Der König umarmte ihn, und sagte: „O! „ich glaubte nicht, daß ich so reich wäre.“

Hierauf befahl er ihm: alle nöthige Anstalten zum Krieg zu machen. Alles schien sich zur Befriedigung der Wünsche Heinrichs zu vereinigen. Der Herzog von Savoyen nahm die ihm angebothene Allianz an. Die Könige von Schweden, England und Dännemark versprachen Beystand an Leuten und Geld. Die Protestanten von Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und Oberösterreich, der ausgestandenen Verfolgungen müde, versprachen ebenfalls eine mächtige Diversion in diesen Gegenden von Deutschland.

Der Churfürst von Bayern und die Schweitzer nahmen die Vorschläge, die man ihnen machte, günstig auf. Der Pabst und die Venetianer versprachen Geld. Die Staaten von Holland erwarteten nur den Augenblick, wo man im Felde erscheinen würde, um die Waffen zu ergreifen. Man beschäftigte sich in Frankreich, während des Ausgangs des Jahrs 1609 mit Anwerbung von Truppen, mit Anschaffung von Mund- und Kriegsvorrath, um den Feldzug im Frühjahr des folgenden Jahrs eröffnen zu können.

Heinrich IV. wandte die Monathe Merz und April auf die Anstalten, die er zu seiner vorhabenden Expedition für nöthig hielt. Er übergab die Regentschaft des Königreichs während seiner Abwesenheit der Königin, und setzte ihr ein Konseil an die Seite, ohne dessen Gutachten sie nichts beschließen konnte. Endlich gab er, wiewohl sehr ungern, seine Einwilligung, daß die Königin ihren Einzug in Paris hielt und gekrönt wurde. Je näher der Zeitpunct dieser Feyerlichkeit heranrückte, je höher stieg sein Widerwille dagegen. Alle Geschichtschreiber versichern, er hätte die Ahndung gehabt: es würde ihm bey der Krönung der Königin ein Unglück begegnen. Er ging oft nach dem Arsenal,

Süllly seinen Kummer und seine Furcht anzuvertrauen, der ihm alles Mögliche zu seiner Beruhigung sagte. Der Monarch sprach öfters mit ihm auf diese Weise: „Ach! mein Freund, ich weiß nicht was es ist, aber mein Herz sagt es mir, es wird mir ein Unglück begegnen, ich sterbe in dieser Stadt, ich werde niemahls wieder herauskommen. Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wohl, sie setzen ihre letzte Hoffnung auf meinen Tod. Ach! verwünschte Krönung. Ich will es Ihnen nicht verhehlen: man hat mir gesagt, ich würde bey der ersten Galla, die ich machte, getödtet werden, und in einem Wagen sterben. Dieß ist die Ursache meiner Furchtsamkeit.“ Süllly rieth ihm, die Krönungsanstalten zu verschieben, er sprach selbst darüber mit der Königin. Diese wollte aber durchaus nicht darein willigen, und sie wurden fortgesetzt. Die Krönung selbst geschah Donnerstags den 13. May 1610. Die Monarchin sollte am darauf folgenden Sonntag ihren Einzug in Paris halten. Heinrich nahm sich vor, einen Theil des Freytags, den 14. nähmlichen Monaths, mit Süllly zuzubringen, um zu erfahren, ob alle Anstalten zum Feldzug nach Teutschland gemacht wären, und den Tag ihrer Abreise zu bestimmen. Er ließ ihm des Morgens früh durch la Varenne sagen, er möchte sich nach den Thuilerien begeben. Süllly empfand seit einigen Tagen große Schmerzen am Hals und an der Brust, als Folgen seiner alten Wunde. Die Aerzte hatten ihm Bäder angerathen. Er gebrauchte eben eines, als la Varenne im Arsenal anlangte. Er wollte herausgehn dem Könitg aufzuwarten; aber la Varenne hielt ihn zurück und sagte: Sr. Majestät würden ihm schlechten Dank wissen, wenn er seine Gesundheit ohne Noth der Gefahr aussetzte; er wollte mit dem König darüber

spre-

sprechen, und gleich wieder bey ihm seyn; welches er auch that. Bey seiner Zurückkunft sagte er zu Süllly, Se. Majestät verlangten, er sollte sein Bad fortgebrauchen, sie würden sich folgenden Tag früh um fünf Uhr selbst nach dem Arsenal begeben. Der Monarch änderte unglücklicher Weise seinen Vorsatz, und wollte des Nachmittags hinfahren. Verschiedene Geschichtschreiber haben das Unglück, das Frankreich den 14. May 1610 betraf, umständlich erzählt. Indessen wollen wir doch eine kurze Beschreibung davon geben, denn es würde eine Lücke in dem Leben des großen Süllly seyn, wenn Heinrich des Großen Tod sich nicht darinn befände. Die Nacht vor diesem unglücklichen Tage konnte der König vor großer Unruhe nicht schlafen. Des Morgens hörte er Messe bey den Barfüßermönchen. Nach dem Mittagsessen legte er sich auf sein Bette, aber er konnte vor Beängstigung noch nicht zu Schlaf kommen. Er stund auf und fragte einen Gefreiten der Garde, wie viel Uhr es wäre. Dieser antwortete: vier Uhr, und setzte hinzu. „Sire, ich sehe Sie traurig und nachdenkend. Es wäre besser, frische Luft zu schöpfen, dieß würde Sie wieder aufheitern.“ Ihr habt recht, versetzte der König; Laßt nur meinen Wagen anspannen, ich will nach dem Arsenal fahren den Herzog von Süllly zu besuchen; er ist unpäßlich.

Ravaillac, der diesen Tag zur Ausführung seiner Greuelthat ausersehen hatte, und alle Schritte des Königes genau beobachtete, war damahls bey Hofe. Als er hörte, daß man die Pferde an den Wagen des Königs spannen sollte, murmelte er für sich: jetzt habe ich dich, du bist verlohren. Vitry, Capitain der Garde, fragte den König: ob er ihn begleiten sollte. Nein erwiederten Se. Majestät, gehen Sie nur dahin, wo

ich Ihnen befohlen habe, und bringen Sie mir Antwort. Wenigstens versetzte Vitry, muß ich Ihnen meine Garden da lassen. Nein, antwortete der König nochmahls, ich will weder Sie noch Ihre Garden, ich will niemand um mich haben. Der Monarch stieg in den Wagen mit dem Herzog von Epernon, der sich zu seiner Rechten setzte. Die Marschälle von Lavardin und von Roquelaure, setzten sich an den rechten Schlag der Thür. Der Herzog von Montbazon und der Marquis von la Force waren nahe bey ihm an den linken. Vorwärts saßen der Marquis von Mirabeau, und du Plessis-Liancourt, sein Oberstallmeister. Er war also mit sieben Personen umgeben, und wurde doch ermordet. Der Monarch wollte zu seinem Unglück, daß man das Schirmleder am Wagen aufzöge, weil es schön Wetter war, und er die Zubereitungen zum Einzug der Königin zu sehen wünschte.

Die Kutsche kam in die Straße la Féronnerie, die damahls sehr enge war. Ein Gedränge, das durch die Begegnung eines mit Wein beladenen Karrens zur rechten Seite, und eines Wagens mit Heu zur linken veranlaßt wurde, nöthigten sie, still zu halten. Die Laquaien begaben sich in die Seitengänge, um sich am Ende der Straße leichter an die Kutsche wieder anschließen zu können, und es blieben nur zwey hinter dem Wagen. Der eine ging vorwärts, die Wägen auseinander zu bringen, und der andere nahm den Augenblick wahr, sein Knieband fest zu machen.

Ravaillac, der die Kutsche vom Louvre an verfolgt hatte, sah, daß sie stille hielt, und niemand um sie herum war. Er trat näher auf die Seite, wo er den König bemerkt hatte. Sein Mantel hing auf der linken Schulter, und diente dazu das Messer zu verbergen,

das

das er in seiner Hand hielt. Er schlüpfte zwischen den Wagen und die Läden, trat mit dem einen Fuß auf eine Radspeiche, mit dem andern auf einen Eckstein, und brachte dem König einen Stich mit einem zweyschneidigen Messer ein wenig über dem Herzen zwischen der dritten und vierten Ribbe bey. Der Monarch schrie: ich bin verwundet. Im Augenblick brachte ihm der Mörder einen zweyten Stich mit einer solchen Geschwindigkeit bey, daß niemand von denen, die im Wagen saßen, sich widersetzen konnte. Ravaillac wollte ihm noch einen dritten Stoß geben, aber der Herzog von Epernon, empfing diesen in seinen Aermel. Heinrich stieß einen großen Seufzer aus, und starb. Das Blut strömte häufig durch den Mund und durch die Oeffnung der zweyten Wunde heraus.

Man sagte dem in Menge herbeygelaufenem Volke, der König wäre verwundet, aber nicht todt. Man ließ die Schirmleder an der Kutsche herab. Die Herren, die darinn saßen, stiegen aus, und befahlen dem Kutscher nach dem Louvre zurückzufahren. Etoile sagt: wenn Ravaillac sein Messer weggeworfen hätte, so würde man nicht gewust haben, an wen man sich halten sollte. Aber er blieb stehen, als wenn er sich sehen lassen und eines solchen Meuchelmordes noch rühmen wollte. Franz Ravaillac war von Angouleme gebürtig, wo er den Schulmeister machte, und damahls 31 bis 32 Jahre hatte.

Wir wollen auf Süllv zurückkommen, und sehen, wie er den Tod eines Königs, den er liebte und von dem er wieder zärtlich geliebt wurde, erfuhr. „Ich war eben im Begriff, um vier Uhr Nachmittags in meine Garderobe zu gehen, sagt er: als ich Castenet und nach ihm meine Gemahlin ein großes Geschrey machen, und fragen hörte, wo ich wäre? Das ganze Haus er-

schallte von dem traurigen Ausruf: Ach mein Gott, alles ist verlohren! Frankreich ist zerstört! Ich lief eiligst ganz unangekleidet hinaus. Ach! mein Herr, schrie man mir von allen Seiten entgegen, der König ist mit einem Messerstich gefährlich in die Seite verwundet worden Ich konnte unmöglich mehr daran zweifeln, weil ich im nähmlichen Augenblick Saint Michel, einen von Sr. Majestät Hofjunkern ankommen sah, der fast Zeuge von den Stich gewesen war, und der mir das Messer brachte, mit welchem der Meuchelmörder den König erstochen hatte."

Ach! schrie ich, indem ich Augen und Hände in einer nahmenlosen Verwirrung der Sinne gen Himmel hob: das ist es was dieser arme Fürst immer befürchtet hat. O mein Gott! habe Mitleiden mit ihm, mit uns und dem Staat, denn es ist darum geschehen, wenn er todt ist. Gott hat diesen grausamen Zufall nur deswegen zugelassen, um seinen ganzen Zorn gegen Frankreich auszuschütten, das nun in fremde Hände fallen wird.

Sülly sagt: der Körper, die Taille und alle Glieder Heinrich IV. hätten in einem solchen Ebenmaaß miteinander gestanden, daß er nicht nur das vorstellte, was man einen wohlgebauten Mann nennt, sondern er war auch ein starker, behender, lebhafter und gesunder Mann. Er hatte eine geistvolle Physiognomie, lebhafte und angenehme Gesichtszüge, die eine sanfte und glückliche Miene bildeten. Mit dieser waren so reizende und einnehmende Manieren verbunden, daß alles, was er zuweilen von Majestät darunter mischte, niemahls das freundliche, muntere Wesen verdrängte. Er hatte vielen Verstand, war voll Empfindung, mitleidig, gerecht, aufrichtig und freygebig. Mit einem Wort, er

besaß alle Eigenschaften, die man von einem Fürsten verlangen kann. Er liebte alle seine Unterthanen, wie ein Vater, den ganzen Staat, wie ein Haupt der Familie. Sein Vorhaben war: sein Volk glücklich, und sein Königreich blühend zu machen. Er hatte Sümpfe austrocknen lassen, und sich vorgenommen, die beyden Meere und die großen Flüsse mit einander zu verbinden. Aber sein Tod machte alle diese großen Entwürfe scheitern.

Sülly ließ sich eiligst ankleiden, und ritt hin, um mit eigenen Augen zu sehen, ob der König todt, oder noch einige Hoffnung vorhanden wäre.

Die Bestürzung, worinn er das Volk fand, indem er durch Paris nach dem Louvre fuhr, ließen ihn einsehen, daß der König nicht mehr wäre. Als er durch eine Straße kam, stellte ihm ein Unbekannter ein Billet zu, das folgende Worte enthielt: „Mein Herr, wo wollen Sie hin? es ist geschehen, ich habe ihn todt gesehen. Wenn Sie in das Louvre gehen, so werden Sie eben so wenig wieder herauskommen, als er.“ Dieses Billet gab ihm die erwartete schreckliche Gewißheit. Als er nahe bey der Kirche les Saints Innocens war, stürzte Dujon, einer der Lieblinge des verstorbenen Königs auf ihn zu, und sagte: unser Uebel ist unheilbar. Gott hat es so beschlossen. Ich weiß es, denn ich bin Zeuge gewesen. Denken Sie auf sich, denn dieser außerordentliche Schlag wird schreckliche Folgen haben.“ Bey dem Croix du Trahoir warf man ihm ein Billet vom nähmlichen Inhalt, wie das erste zu. Er setzte indessen doch seinen Weg nach dem Louvre fort, aber er begegnete Vitri, der mit Seufzen auf ihn zukam, und sagte: „Ach! man hat unsern guten Herrn umgebracht, Frankreich ist verlohren, ich bin des Todes. Meine

Tage werden bald ein Ende haben, das weiß ich gewiß und ich bin im Begriffe, Frankreich auf ewig zu verlassen. Itzt muß man allen guten Anstalten, die Sie gemacht haben, Abschied geben. Aber, mein Herr, setzte er hinzu, wo wollen Sie mit so vielen Leuten hin? (er war damahls wenigstens von hundert Personen begleitet) Man wird Sie nicht mit mehr als zwey oder drey in das Louvre lassen. Mit diesem Zug rathe ich es Ihnen nicht, ich habe meine Gründe dazu. Es muß etwas dahinter stecken, oder ich irre mich sehr; denn ich habe Personen bemerkt, die ihren Verlust so wenig fühlen, daß sie, statt traurig zu seyn, ihre Freude nicht bergen konnten. Ich glaubte, ich müßte vor Zorn vergehn, und hätten Sie es gesehen, es würde Ihnen eben so zu Muthe gewesen seyn. Mein Rath ist, Sie kehren wieder zurück, es gibt Geschäfte genug, die Ihrer warten, ohne daß Sie nöthig haben, nach dem Louvre zu gehen.

Alle diese Nachrichten bewogen Süllly sich nach dem Arsenal zurück zu begeben. Er trug einem seiner Begleiter auf, die Königin von seinem Gehorsam zu versichern und Ihrer Majestät zu hinterbringen, in Erwartung ihrer Befehle, wolle er mit vieler Aufmerksamkeit auf die Bastille, das Zeughaus und die Artillerie acht haben. Er war noch nicht im Arsenal angelangt, als er einen, von der Königin abgeschickten Hofjunker auf ihn zukommen sah, der ihm sagte: er möchte sich so geschwind als möglich nach dem Louvre begeben, und wenig Leute mitnehmen; sie hätte ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dieser Vorschlag, fast ohne Begleitung nach dem Louvre zu kommen, vermehrte die Furcht, die ihm die verschiedenen zuvor erhaltenen Nachrichten eingeflößt hatten. Er antwortete:

er hätte die Ehre gehabt, einen Cavalier an die Königin abzuschicken, und er erwartete nur seine Zurückkunft um die Befehle Ihrer Majestät zu erfahren, und zu vollziehen. Er ging hierauf nach der Bastille, und legte sich zu Bette. Den folgenden Tag, schickten der Connetable und der Herzog von Epernon, verschiedene ihrer Bedienten an ihn ab, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ihm ihre Dienste anzubiethen, und ihm ebenfalls anzurathen, zur Königin zu gehn. Endlich begab er sich den Tag darauf früh nach dem Louvre. Er sagt, er hätte nirgends als bey den subalternen Officieren Zeichen eines wahren Schmerzens wahrgenommen, die Hofleute hätten ruhige Gesichter gehabt, und nur traurig zu scheinen gesucht. Als er vor der Königin erschien, konnte er seine Thränen und Seufzer nicht zurückhalten, und auch sie gab die deutlichsten Kennzeichen des Schmerzens von sich. Beyde konnten einige Augenblicke kein Wort hervorbringen. Sie ließ alsdann den jungen König bringen, und redete ihn mit diesen Worten an:

„Mein Sohn! dieß ist Herr von Sülly. Du must „ihn sehr lieben, denn er ist einer der besten und ge„treuesten Diener des Königs Deines Vaters, und ich „bitte ihn, daß er fortfahren möge, es auch dir zu „seyn.“

Die Königin sagte nachher: Sülly wäre derjenige gewesen, dessen Anblick sie am meisten gerührt hätte.

In einem der ersten Konseils, die während der Minderjährigkeit Ludwig XIII. gehalten wurden, schlug man vor: die königlichen Einkünfte zu vermehren, die Steuern und andere Auflagen zu verringern, und die Pensionen der Großen zu erhöhen. Sülly wollte die Unmöglichkeit vorstellen, die Ausgaben zu vergrößern,

und

und zu gleicher Zeit die Einkünfte zu vermindern; man hörte aber nicht auf seine Gründe, ob sie gleich sehr vernünftig waren. Von dieser Zeit an faßte er den Vorsatz, sich seines Postens als Oberfinanzintendant zu entschlagen, welches er kurz darauf ausführte. Als der Prinz von Condé den Tod Heinrich IV. erfuhr, reiste er eilig von Milan, wo er sich damahls aufhielt, ab, und kehrte nach Frankreich zurück. Er wandte sich gleich an Sülly, und bath ihn um Rath, wie er sich in seiner gegenwärtigen Lage zu verhalten habe. Sülly gab ihm einen sehr weisen, den er aber nicht befolgte. Er vereinigte sich vielmehr mit den andern Prinzen, Hofleuten und Ministern, ihm seine Bedienungen abzunehmen, und ihn vom Hofe zu entfernen. Sülly wurde von dem benachrichtiget, was sich wider ihn anspann, und beschloß, sich zu entfernen. Er ging so weit, die Königin um ihre Einwilligung dazu zu bitten. Aber sie fühlte alle die Verwirrung, in die sie dadurch gesetzt würde, und ersuchte ihn zu bleiben. Er gehorchte, stand aber so viele Unannehmlichkeiten dabey aus, daß er endlich genöthiget war, alle seine Aemter niederzulegen, und den Hof zu verlassen. So oft er dem Konseil beywohnte, machten es sich alle andern Minister und Staatsräthe zum Gesetz, ihm zu widersprechen, und niemahls wurde sein Rath befolgt. Die von Heinrich IV. gesammelten Schätze, wurden an Personen vertheilt, die dem Staate nicht den geringsten Dienst geleistet hatten.

Concini fand Mittel, einen Theil davon wegzunehmen, ohne daß man ihn beschuldigen konnte, sich solche zugeeignet zu haben. Er bewog nähmlich die Königin, Anweisungen an die Schatzkammer zu geben, wie der verstorbene König gethan hatte. Eine solche

Anweisung war ein Befehl zur Zahlung oder die Quittung über eine Summe, die auf Ordre Ihrer Majestät bezahlt worden, ohne dabey zu bemerken zu welcher Absicht. Der Cardinal von Richelieu sah den Mißbrauch, der damit getrieben werden konnte; er schaffte sie ab; that aber den Ausspruch: man müßte dem König eine Million Goldes lassen, worüber er frey disponiren könnte.

Sülly war bey der Krönung Ludwig XIII. die den 7. October 1610 geschah, nicht zugegen. Er entfernte sich auf sein Schloß Mont-Rond, das in der Provinz Berri nahe bey der Stadt Saint-Amand liegt, und stund daselbst eine große Krankheit aus. Nach der Krönungsfeyerlichkeit schrieb die Regentin an ihn, und machte ihm die beweglichsten Vorstellungen, nach Paris zurückzukommen. Sie versicherte ihn sogar: sie wäre geneigt, ihm wie Heinrich IV. ihr ganzes Vertrauen zu schenken; allein er kannte sie zu gut, um sich durch ihre Aeusserungen täuschen zu lassen. Er antwortete ihr: seine Gesundheit nähme immer mehr ab, er hätte sich daher fest vorgenommen, sich nicht mehr in Staatsgeschäfte zu mischen. Da sie die Unentbehrlichkeit dieses Ministers einsah, so wandte sie alle mögliche Mittel an, ihn wieder nach Hofe zu bringen. Sie suchte die Herzogin seine Gemahlin und seinen Sohn auf ihre Seite zu ziehen, und machte ihnen die schmeichelhaftesten Versprechungen, damit sie den Herzog zur Aenderung seines Entschlusses bereden möchten. Als er am Hofe erschien, empfing ihn die Königin auf die gnädigste Weise, und alle Großen des Hofes beeiferten sich ihm Merkmahle von Freundschaft zu geben. Aber er war zu scharfsinnig, um nicht einzusehen, daß es aus bloßer Politik geschah. Concini ließ ihm durch Zamet hin-

hinterbringen, er hätte alles das, was die Königin für ihn thue, ihm zu verdanken. In der Meinung, daß Süllly kommen und ihm seine Erkenntlichkeit erzeigen würde, wartete Concini drey Tage. Wie aber diese verflossen waren, begab er sich zu ihm und um ihm den Gedanken zu benehmen, er wolle ihm das Compliment zuerst machen, sagte er, er wäre nur gekommen, sich über sehr wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Ihre Unterredung betraf größtentheils die Charge eines Oberkammerherren, die Concini bekommen, seine Gnadengehalte, die die Königin der Pensionenliste auf dem nähmlichen Fuß, wie die des Oberstallmeisters Bellegarde, einzuverleiben befohlen, und endlich ein Geschenk, das er von dem Salzsteueramt in Languedoc erhalten hatte. Süllly antwortete ihm auf alles mit vieler Zurückhaltung. Concini sagte: er glaube er könne nicht besser thun, als sich dem Willen der Königin zu unterwerfen. Süllly antwortete: ich werde der Königin Gehorsam leisten, wo es mir der Dienst des Königs, das Wohl des Staats, die Erleichterung des Volkes, meine Ehre und mein Gewissen erlauben. Es war mir, setzt Süllly hinzu, als ob sich mein Widerwille gegen ihn mit jedem Wort das er mir sagte, vermehrte. Ungeachtet der Zurückhaltung, die ich ihm einflößen mußte, entwischten ihm noch einige andere Reden, die ich eben so kalt aufnahm. Endlich trennten wir uns, beyde sehr mißvergnügt übereinander: er voll Verzweiflung, mehr als jemahls, mich nach seiner Handlungsweise umzustimmen, und ich voll Bekümmerniß, die ich im voraus über das Unheil empfand, das dieser stolze, habsüchtige, unvernünftige, unerfahrne und überdieß mit einer unumschränkten Gewalt bekleidete Mann, über Frankreich zu bringen im Begriff stand. Den folgen-

genden Tag machte Süllv der Königin seine Aufwartung. Sie empfing ihn sehr kalt, bath ihn aber doch: er möchte dem Konseil immer beywohnen, und dafür sorgen, daß nichts gegen das Interesse des Staats und des Königs unternommen werde, und versprach ihm, ihn eben so sehr, wie der verstorbene König, zu unterstützen. Er fand sich bey drey Konseils nacheinander ein, und erstaunte gewaltig, als er sah, daß von nichts die Rede war, als von Geschenken, die man den Großen machen sollte, von Vermehrung der Pensionen, von Zahlung abgewiesener Forderungen, von Minderung der Pachten, von Erleichrerungen der Pächter, vom Widerruf getroffener Kaufverträge über Renten, von Kanzleygefällen und Kammergütern, von Befreyungen und Privilegien, und endlich von tausend Mitteln die Unterthanen elend zu machen, anstatt die gesammelten Schätze des sel. Königs zu ihrem Vortheil zu verwenden, da sie nicht mehr zu dem bestimmten Endzweck dienen konnten. Er wollte sich allen diesen Räubereyen entgegen setzen, es war aber alles vergebens. Da er das Uebel nicht mehr verhindern, und das Gute nicht bewirken konnte, verlangte er seinen Abschied, und erhielt ihn. Dieß verbreitete eine große Freude unter den Hofleuten, unter dem Volk hingegen eine große Bestürzung. Er ging den 5. Februar 1611 aus Paris. Mit dem Verlust seiner Aemter verlohr er nicht alle seine Freunde. Mehr als dreyhundert Edelleute zu Pferde, begleiteten ihn bis Süllv; wohin er sich zurückzog.

Kaum hatte er den Hof verlassen, als der Neid gegen ihn loßbrach, und ihm Veruntreuungen zur Last legte. So bald er davon Nachricht davon bekam, schrieb er an den König und die Königin und erklärte, daß er zur Rechtfertigung seines Betragens bereit sey.

Die

Die Königin antwortete ihm: seine geleisteten Dienste, und seine guten Gesinnungen dem Staate noch ferner nützlich zu seyn, wenn man ihn dazu auffordern würde, seyen dem König und ihr so bekannt, daß nichts vermögend wäre ihre Gesinnungen gegen ihn auch nur im geringsten zu verändern. Man hätte zwar bey ihr noch keinen Versuch dazu gemacht, auf alle Fälle aber, würde es eine vergebliche Bemühung seyn. Da die Monarchin dem Herrn von Sülly einen öffentlichen Beweiß ihrer Achtung und Freundschaft geben wollte, so vermehrte sie seine Pension um ein Ansehnliches, und ließ ihm den 20. May 1611, das Patent darüber ausfertigen, dem zufolge diese Zulage vom 1. Jenner desselben Jahres ihren Anfang nehmen sollte. In dem Eingang dieses Patents, bemerkten Ihro Majestät: sie hätten sich genöthiget gesehen ihm diese Gnade zu erweisen, sowohl um ihm ihre Erkenntlichkeit für die wichtigen Dienste, die er dem seligen König geleistet, zu bezeigen, als ihn zur Fortsetzung derselben noch ferner aufzumuntern. Einige Zeit darauf verlangte der Prinz von Condé die Einziehung der Güter des Herzogs von Sülly, zu seinem Vortheil, Ihro Majestät aber verwarfen diese Forderung mit Abscheu.

Die Protestanten hielten im Jahr 1611 eine Zusammenkunft zu Saumür. Sülly wurde benachrichtiget: der Herzog von Bouillon, einer seiner bittersten Feinde, hätte es auf sich genommen, das Interesse der Regentin dabey zu besorgen, ob er gleich einer der eifrigsten Calviniſten war. Er erfuhr auch: diese Prinzessin hätte ihm versprochen, Sülly die Großmeisterschaft der Artillerie und das Gouvernement von Poitu zu nehmen, und ihm diese Stellen, zur Belohnung der Dienste zu geben, die er ihr zu Saumür leisten würde. Sülly begab

gab

gab sich dahin, und brachte dû Plessis Mornai und die andern Häupter der Protestanten auf seine Seite, ob sie gleich bisher vieles Mißtrauen gegen ihn gezeigt hatten. Sie fingen damit an, dem Herzog von Bouillon die Präsidentschaft zu verweigern, gaben sie dem dû Plessis Mornai, und machten es sich fast zum Gesetz, dem Herzog in allem zu widersprechen, so, daß er viel weniger erhielt, als ein Agent von der katholischen Religion hätte erhalten können.

Die Versammlung wandte sich an Sülly, bath und geboth ihm sogar, seine Aemter nicht niederzulegen, und versprach, ihn nach Möglichkeit dabey zu unterstützen. Der Herzog von Bouillon, der sich weit davon entfernt sah, der Regentin sein Wort halten zu können, suchte die Häupter der Protestanten, unter andern den Herzog von Rohan zu gewinnen, aber vergebens. Die Versammlung that den Ausspruch: man müßte Sülly beystehn, wenn seine Administration auf eine unrechtmäßige Art untersucht würde. Zuletzt ward alles freundschaftlich abgemacht. Sülly behielt seinen Posten als Grosmeister der Artillerie, als Gouverneur von Poitu, und der Herzog von Bouillon bekam die ihm von der Regentin versprochene Belohnungen nicht.

Die Prinzen und Großen, unzufrieden mit der Regierung, verließen 1614 den Hof. Die Königin schrieb an Sülly, und fragte ihn um Rath, was sie in der gegenwärtigen Lage der Dinge zu thun hätte. Er sprach mit den Prinzen und besänftigte sie. Sie unterwarfen sich. Im Jahr 1616 erregten sie von neuem Aufruhr. Sülly rieth der Königin, wenn sie ihr Ansehen behaupten wollte, den Prinzen von Condé arretiren zu lassen, und fuhr unermüdet fort, dem Staate, dem König und der Königin zu dienen. Seine Stelle

als Grosmeister der Artillerie behielt er bis an sein Ende, und machte bey der Belagerung von Saint-Jean d'Angeli, und bey vielen andern Gelegenheiten Gebrauch davon. Ludwig XIII. gab ihm den 18. Sept. 1634 den Marschallsstab. In diesem Jahr starb sein ältester Sohn, Marquis von Rosny. Er hatte nicht Ursache sich über diesen Verlust sehr zu betrüben. Dieser Sohn befolgte den von seinem Vater erhaltenen weisen Rath, während seiner ganzen Lebenszeit, auf keine Weise, und hielt es sogar öfters mit den Feinden des Staats. Er war so verschwenderisch als sein Vater sparsam, daher dieser dreymahlhunderttausend Livres Schulden für ihn bezahlen mußte.

Endlich starb Süllly zu Villebon den 22. December 1641 in einem Alter von 82 Jahren.

Seine Eingeweide wurden in einer bleyernen Urne nach der Collegialkirche Sainte-Anne zu Villebon gebracht, sein Körper aber in dem Hotel-Dieu zu Nogent-le-Rotrou beygesetzt, wo ihm die Herzogin ein Mauseleum errichten, und ein Epitaphium darauf setzen ließ, das die vornehmsten Thaten seines Lebens verkündigte. Die Herzogin von Süllly starb zu Paris 1659 in dem Alter von 97 Jahren, und ihr Körper wurde in das nähmliche Grabmahl gebracht.

Süllly behielt seine Gewohnheit früh aufzustehn, immer bey. Nach verrichtetem Gebet und einigen Augenblicken, die er den Büchern widmete, setzte er sich an die Arbeit, brachte seine Papiere in Ordnung, machte seine Aufsätze, antwortete auf verschiedene empfangene Briefe, untersuchte seine häuslichen Angelegenheiten, und diejenigen, die seine Gouvernements und seine Aemter betrafen. Er behielt bis an seinen Tod das Gouvernement von Ober- und Nieder-Poitu und von la

Ro-

Rochelle so wie seine Stellen, als Grosmeister der Artillerie, als Oberstraßenkommissarius und Oberintendant der Festungen. Er hatte eine große Anzahl Pagen und Bedienten. Sülly trug beständig eine goldene oder diamantne Kette an seinem Hals. Nach dem Tode Heinrich IV. hing er eine große Medaille daran, mit dem Bildnisse dieses Fürsten in erhabener Arbeit. Er betrachtete es öfters eine Weile und küßte es dann. Selbst wenn er nach Hofe ging, ließ er es nicht zurück. Seine alte Art sich zu kleiden, behielt er immer bey, und wollte sich niemahls den Moden unterwerfen. Fast jedermann weiß, was ihm einst begegnete, als ihn Ludwig XIII. rufen ließ: „Ich habe Sie zu mir bit„ten lassen, sagte ihm der junge Monarch, um Sie als „den Vertrauten des seligen Königs meines Vaters, und „als einen seiner vornehmsten Minister, um Rath zu „fragen, und mich mit Ihnen über meine gegenwärti„gen wichtigen Angelegenheiten zu besprechen.“ Der König war mit jungen Hofleuten umgeben, die unter sich lachten, und um dem Konnetable von Luines die Cour zu machen, über die Kleidung und den steifen Anstand des Herzogs spotteten. Sülly darüber aufgebracht, sagte zu dem Könige:

„Sire, ich bin zu alt, um irgend etwas an mei„nen Gewohnheiten zu ändern. Wenn der hochselige „König, Ihr Vater, glorwürdigen Andenkens, mir „die Ehre erzeigte, mich zu sich rufen zu lassen, um „über wichtige Geschäfte mit mir zu sprechen, so ließ „er vor allen Dingen seine Hofnarren zuvor abtreten.“ Der junge König befahl, es sollte sich jedermann entfernen, und blieb mit Sülly allein.

Unter seinen Domestiken befanden sich viele Katholiken, die er zur Ausübung ihrer Religionspflichten anhielt.

Ungeachtet des erschöpften Zustandes, worinn das Königreich bey Uebernahm der Finanzverwaltung dieses großen Ministers war, schaffte er in weniger als funfzehn Jahren Rath, die Steuern, um fünf Millionen und die innern Abgaben nebst andern kleinen Auflagen, um die Hälfte zu vermindern, die königlichen Einkünfte hingegen um vier Millionen zu vermehren, hundert Millionen Staatskapitalien zu tilgen, und für fünf und dreyßig Millionen Domainen wieder einzulösen. Der Vorrath von Waffen, Artillerie und anderen Geräthschaften in den Magazinen, belief sich auf zwölf Millionen. Zur Vermehrung der königlichen Meublen hatte man achtzehenhunderttausend Livres verwandt. Die Festungen der Grenzstädte in gutem Stande zu erhalten, kosteten fünf Millionen und fünf und achtzigtausend Livres. Die Gebäude für den König, und die Erbauung der Kirchen betrugen sechs Millionen, einhundert und funfzigtausend Livres. Die Errichtung verschiedener Manufacturen hatte beynahe eine Million gekostet. Die vielen Geschenke, die Heinrich IV. ausgetheilt, beliefen sich auf sechs Millionen zwey uud vierzigtausend und dreyhundert Livres. Auf Dämme und Wälle waren vier Millionen, achthundert fünf und funfzigtausend Livres verwandt worden, und eine Million um verschiedene Flüsse schiffbar zu machen.

Ueberdieß fanden sich in dem königlichen Schatz noch ein und vierzig Millionen und vier und siebenzigtausend Livres. Das Verhältniß der Ersparungen des Herzogs von Sülly, scheint für den Reichthum der damahligen Zeit, und für den kurzen Zeitraum in welchem

chem sie gemacht wurden, sehr stark zu seyn. Außerdem erlaubt es eine gute Politik den Königen nicht Schätze zu sammeln, weil der Umlauf des Geldes dadurch gehemmt wird. Man kann indessen Sülly mit der Nothwendigkeit, sich auf einen großen Krieg vorzubereiten und auch damit entschuldigen, daß damahls die Combinationen eines mit Klugheit zu benutzenden Credits noch nicht bekannt waren. Uebrigens bestand ein Theil der vorräthigen Gelder wirklich in Anlehen. So viel ist gewiß, kein Monarch war jemahls würdiger einen solchen Minister zu besitzen, als Heinrich IV. Gnadenbezeugungen, Aemter, Würden, Vertrauen und Freundschaft wurden dem Herzoge von Sülly im reichsten Maße zu Theil; er verdiente aber auch alles. Er war ein eben so herzhafter als geschickter Kriegsmann, ein großer Artillerieofficier, ein gewandter Negotiateur, ein kluger Staatsman und ein nicht minder glücklicher Finanzminister. Wenn er nicht immer richtige Begriffe von den Finanzquellen hatte, so sind die vierzig Jahre lang gedauerten innern Unruhen, Verwüstungen und Verwirrungen daran schuld.

Er verkannte den Nutzen der Manufakturen des Luxus. Er beschwerte den Handel mit einigen innern Abgaben. Aber man kann ihm den Ruhm, daß er die Nothwendigkeit, den Ackerbau von der Seite des Commerzes zu betrachten, dem Landmanne den Zufluß fremder Gelder zu verschaffen und ihm seine Lasten zu erleichtern, besser als alle seine Vorfahren und Nachfolger gekannt habe, nicht streitig machen. Er verstand die gute Zusammenordnung der verschiedenen Arten Auflagen. In genauer Classification und Berechnung der Einnahmen und Ausgaben, war er Meister. Der Keim zu den größten Einsichten in das Innere der Polizey lag

in seinem Verstande, wie man aus verschiedenen Projecten, deren Ausführung durch den Tod des Königs verhindert wurde, ingleichen aus der Sorgfalt, mit der er die Zinsen, die Anzahl der Renteniers und unnützen Aemter zu vermindern suchte, und aus der Anlage der Canäle und Landstraßen bemerken konnte. Wiewohl er verschiedene Chargen zugleich bekleidete, wovon jede einen Minister allein hätte beschäftigen können, der Vertraute der häuslichen Verdrüßlichkeiten des Königs und seiner weitläuftigen Entwürfe, die Seele aller Staatsberathschlagungen war und alle ihm anvertraute Departements in Ordnung brachte, schien er doch nie mehr, als ein bloßer Geschäftsmann zu seyn. Eine vielleicht zu große Strenge in seinen Sitten, zu viele Anhänglichkeit an seine Meinungen, eine vielleicht zu allgemeine Sparsamkeit, und vorzüglich die Habsucht der Hofleute, gegen die er das Interesse des Monarchen und des Volkes, standhaft vertheidigte, erwarben ihm den Ruf der Härte, wovon sein Herz doch frey war. Er liebte die Unterthanen, und war allezeit der Sachwalter ihrer Bedürfnisse am Fuße des Thrones. Weniger eifersüchtig auf seinen Credit, als unermüdet für den Dienst des Staats, ermahnte er Leute vom Stande, sich den Geschäften zu widmen, und sagte: ihr eigentlicher Platz wäre im Rathe des Königes.

Aus dem, was Sülly in seinen Memoires, im fünften Band, über den Untergang oder die Abnahme der Monarchieen sagt, kann man die Gesinnungen dieses großen Mannes erkennen: er nennt als die Ursachen derselben übertriebene Auflagen, Monopolien, vorzüglich auf das Getraide, Vernachlässigung des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaues, der Künste und Handthierungen, eine große Anzahl Chargen, die Kosten

ten dieser Aemter, übertriebene Autorität ihrer Besitzer, die Gebühren, die Langsamkeit und Unbilligkeit der Justiz, Müßiggang, Luxus und alles was darauf Bezug hat, Verschwendung und Sittenverderbniß, Verwirrung der Stände, Veränderungen im Münzwesen, ungerechte und unvernünftige Kriege, Despotismus der Souveraine, ihre blinde Anhänglichkeit an gewisse Personen, ihre Vorurtheile in Begünstigung gewisser Stände oder Religionsparteyen, Habsucht der Minister und Günstlinge, Geringschätzung angesehener Personen, Verachtung und Vergessenheit der Gelehrten, Duldung böser Gewohnheiten, Uebertretung guter Gesetze, steife Anhänglichkeit an gleichgültige oder dem Mißbrauch unterworfene Gebräuche, eine Menge beschwerlicher Edicte und unnützer Verordnungen. Diese Skitze hätte allen Ministern zum Muster dienen sollen. Man findet nichts darinn, was man einer monarchischen Regierung nicht anpassen könnte. Sülly hat seine Rathschläge in der That ausgeübt. Man sieht in allen seinen Handlungen den Staatsmann und den vollkommenen Bürger.

Er sagt in seinen Memoires im dritten Band: die Abgaben wären bey seinem Eintritt ins Ministerium so schwer eingegangen, daß er genöthiget gewesen, dem Volke zwanzig Millionen an den Steuern des Jahrs 1596 zu erlassen, und daß er sie hernach ganz leicht wieder hereingebracht habe. In einem Zeitraum von funfzehen Jahren befreyte er den Staat von zweyhundert Millionen Schulden. Er schaffte dem Volke Erleichterung, und ersparte dreyßig Millionen, die sich bey dem Tode Heinrich IV. im Schatz befanden. Wir wollen ihn selbst im nähmlichen Band seiner Memoires reden hören:

„Nach dieser Erleichterung suchte ich dem Landvolk „aufzuhelfen so gut ich konnte, in der sichern Ueberzeu„gung: eine in einem so reichen und großen Lande „jährlich erhobene Summe von dreyßig Millionen, kön„ne Frankreich nicht in seinen gegenwärtigen Zustand „versetzen, und die Summen, die durch Bedrückungen „und falsche Gebühren erpreßt würden, müßten diejenigen, die in den königlichen Schatz kommen, weit „übersteigen. Ich ergrif die Feder, und unternahm „diese unermeßliche Rechnung, wo ich mit einem Entsetzen, das meinen Eifer vermehrte, fand: daß statt „dieser dreyßig Millionen, die dem König zukamen, den „Privatpersonen hundert und funfzig Millionen abge„nommen wurden. Die Sache schien mir unglaublich, „allein durch unermüdetes Nachforschen überzeugte ich „mich von ihrer Wahrheit. Ich wunderte mich nun „nicht mehr, woher das Elend des Volkes kam, das „zu einer Zeit, wo der Handel gestöhrt, die Indu„strie gehemmt oder verfolgt, die liegenden Gründe, „die keinen Werth hatten, vernachlässiget und die an„dern Güter verhältnißmäßig verringert wurden, doch „noch genöthiget war, eine so starke Summe über sei„ne Kräfte zu liefern, weil man sich dabey der gewalt„samsten Mittel bediente, es ihm abzuzwingen.“

Man sieht daraus, daß das Volk so lange gedrückt und verfolgt wurde, als die Verschwendung in den Finanzen fortdauerte, als der Staat verschuldet war, und als der König oder seine Minister sich genöthiget sahen, ihre Zuflucht zu außerordentlichen Dingen zu nehmen, deren Leitung sie Männern ohne Grundsätze und Redlichkeit anvertrauten, die ohne Kenntniß des Finanzwesens von den Decreten, die man ihnen ausfertigte, ei-

nen unmenschlichen Gebrauch machten, um die Unterthanen zu Grunde zu richten.

Man kann endlich das Finanzsystem des Herrn von Sülly auf zwey Sätze reduziren:

Der erste ist: die Landleute und Künstler so viel nur möglich mit Abgaben zu verschonen, und die Last derselben auf reiche Leute zu legen.

Der zweyte besteht darinn; jährlich etwas gewisses von den königlichen Einkünften zu erspahren, um immer einen hinreichenden Fond zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben, ohne deshalb das Volk mit neuen Auflagen belästigen zu dürfen, vorräthig zu haben.

Leben
Johann Baptist Colberts,
Marquis von Seignelay,
General-Controleurs der Finanzen unter Ludwig XIV.

Das Haus Colbert stammt eigentlich aus Schottland, wo es jederzeit in großem Ansehen gestanden hat. Eduard, jüngerer Sohn Georg Colberts II. verließ Schottland um das Jahr 1281, und kam mit Maria von Bailleul, einer Verwandtin Alexanders III. Königs von Schottland, die sich kurz darauf mit Enguerrand von Guines, Herrn von Couci, vermählte, nebst Maria Lindsay, seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Frankreich ging. Die ältere Linie der Colberts blieb in Schottland, wo sie noch besteht. Enguerrand von Couci zeigte viele Achtung und Freundschaft für Eduard von Colbert, und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Die Kinder des letzteren ließen sich in der Provinz Champagne häuslich nieder, wo sie stets im ausgezeichnetem Ansehen lebten.

Der Generalcontroleur war ein Sohn des Nikolaus Colberts, Herrn von Vandieres, Gouverneurs von Fimes, nachmahls ordentlichen Haushofmeisters Ludwigs XIII. und der Maria Pussort, einer Schwester von Heinrich Pussort, Staatsrath und Verfasser des Codex-Ludwig.

Johann Baptist, ward zu Reims, im August 1619 gebohren. Sein Vater etablirte sich zu Paris 1627, um seinen Kindern, die von der zartesten Jugend an

die

die glücklichsten Anlagen zeigten, eine gute Erziehung geben zu können.

Johann Baptist war der älteste. Er gab die grösesten Hoffnungen von sich. Von Kindheit auf liebte er Wissenschaften und Künste, und ward in der Zukunft ihr Beschützer. Als er in die Jahre kam, wo die Neigung sich entwickelt, und wo man sich selbst unterrichten kann, suchte er sich Kenntnisse vom Handel, und von den Mitteln ihn blühend zu machen, zu erwerben; auch erstreckte sich seine Wißbegierde auf das in großer Verwandtschaft damit stehende Finanzwesen. Zu Erreichung seines Zwecks durchstreifte er alle Provinzen Frankreichs, wo er wuste, daß das stärkste Commerz getrieben wurde. Die Bemerkungen, die er auf diesen Reisen machte, waren die Grundfesten, auf welchen er die Entwürfe baute, deren Ausführung Frankreich während seiner Ministerschaft so große Vortheile brachte.

Bey seiner Zurückkunft besuchte Colbert seinen nahen Verwandten Saint-Pouange, der damahls Intendant von Lothringen war, und das ganze Vertrauen des Cardinal Mazarin besaß. Saint-Pouange stellte Colbert dem Cardinal vor, der die Größe seiner Talente bald erkannte.

Der Premierminister sah das heftige Ungewitter über seinem Haupte schweben, das nachher das ganze Königreich erschütterte. Man legte ihm alle die Erpressungen der Pächter zur Last. Er, der ein sehr gewandter Politiker war, verstund sich gar nicht auf die Finanzen. Anfangs verließ er sich auf Emery, da er sich aber selbst in diesem Fach umsehen wollte, so war er froh, einen vertrauten Mann zu finden, der mit ihm arbeitete, und auf welchem er im Falle der Noth die Last des Details wälzen könnte. Obgleich Colbert noch

sehr

sehr jung war, so wollte Mazarin ihn doch an sich ziehen, und im November 1648 fing er schon an, mit ihm zu arbeiten.

Mazarin erforschte ihn genau, und lernte den ganzen Umfang seiner Verdienste kennen. Er bemerkte mit Erstaunen, bey seinem Alter so viele Bescheidenheit und Klugheit anzutreffen, die man nur von dem erfahrensten Mann erwarten kann. Er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und bewog den König ihn zum Staatsrath zu machen.

Kurz darauf vermählte er sich mit Maria Charron, Tochter des Jacob Charron, Herrn von Menars, Oberamtmanns von Blois, und Jagdcapitains dieser Grafschaft. Das Vergnügen, das er mit seiner Gemahlin genoß, wurde durch die Entfernung des Cardinals gestöhrt, der genöthigt war, sich nach Cölln zu begeben. Aber auch aus diesem Zufluchtsort fuhr der Minister fort das Königreich zu regieren. Lionne, Servien und le Tellier handelten einstimmig mit der Regentin, und entschieden nichts, ohne es vorher dem Cardinal mittgetheilt zu haben. Sie bedienten sich Colberts, die Correspondenz zu unterhalten, und er entledigte sich dieses Auftrages mit desto größerer Geschicklichkeit, da man ihn niemahls in Verdacht hatte, mit Mazarin in Verbindung zu stehn. Als der Prinz von Condé sich über Lionne, Servien und le Tellier beklagte sagte er nichts von Colbert. Dieser beobachtete noch das nähmliche Betragen, als der Cardinal das zweytemahl nach Sedan fliehen mußte. Mazarin addressirte seine Depeschen an ihn, die er der Königin überbrachte, welche ihm die ihrigen dagegen zustellte. Kurz er bewieß bey dieser Gelegenheit so vielen Eifer und Klugheit, daß man sein Geheimniß niemahls erforschte. Seit

die-

dieser Zeit hatte Mazarin noch mehr Achtung und Freundschaft für ihn.

Der Cardinal fiel in eine gefährliche Krankheit. Aber er wollte mit dem Ruder des Staats in der Hand sterben, und arbeitete mit größerem Eifer, als jemahls. Seine Absicht war, Ludwig XIV. in der Regierungskunst zu unterrichten. Außer den Conseils, die er fast täglich in Gegenwart des Königs mit Fouquet, Lionne und den Staatssekretairen hielt, hatte er besondere Conferenzen mit dem Prinzen und Colbert. Bey dieser Gelegenheit entdeckte er einst alle seine Gedanken über das Finanzwesen, und zeigte mit dem größten Nachdruck, was man thun müßte, der unersättlichen Habsucht der Geschäftsleute zu steuern, die das Volk und den König zu Grunde richteten. Er bewieß: ein Monarch könnte seine Macht niemahls behaupten, wenn er nicht Sorge trüge, Ordnung in seinen Finanzen herrschen zu lassen.

Ludwig XIV. kannte den schlimmen Zustand, in welchem sich die Finanzen befanden, und begriff nicht, wie man sie wieder auf einen guten Fuß herstellen könnte. Er that deswegen verschiedene Fragen an Colbert, die dieser mit so vieler Gründlichkeit und Einsicht beantwortete, daß der junge Prinz, der anfing, Geschmack an den Geschäften zu bekommen, nicht müde werden konnte ihn zu fragen, und ihm zuzuhören.

Die Krankheit des Cardinals stieg auf einen solchen Grad, daß er den Geschäften fast nicht mehr vorstehen konnte. Colbert trug für ihn alle mögliche Sorgfalt, die er den guten Absichten, die dieser Minister ihm zu erkennen gab, schuldig zu seyn glaubte. Man versichert, er habe, da er ihn über das Schicksal seiner Verwandten nach seinem Tode unruhig gesehen, ihm den

Rath

Rath ertheilt: sein ganzes Vermögen dem König zu vermachen, und die Sorge für seine Familie der Großmuth dieses Fürsten zu überlassen. Colbert hat Ludwig XIV. dieses Vermächtniß selbst überreicht, und dieser machte einen so gnädigen Gebrauch davon, als man von ihm erwartete. Der Monarch schlug die Schenkung aus, und ließ ein Patent ausfertigen, in welchem er auf alles was das Instrument zu seinem Vortheil enthielt, Verzicht that, und dem Cardinal und seinen Erben alles, was der Minister während seines Ministeriums erworben hatte, als ein reines Geschenk zustellte. Als Colbert dieses Patent Mazarin überbrachte, schien der Minister ruhiger zu werden, und fing sogleich an, sein Testament zu machen. In einem Artikel desselben, verlangte der Cardinal: man sollte die seinem Neffen, dem Marquis von Mancini, auf seinen Todesfall vorläufig verwilligten Gouvernements von Brouage und Rochelle, nebst der unbeschränkten Administration aller seiner Güter, bis zu seiner Majorennität, der Verwaltung Colberts übergeben, und ihm auch die Depeschen, Verhandlungen, Tractaten und andere Schriften, die Staatsgeschäfte beträfen, einhändigen. Kurz, dieses Testament zeigte von dem gänzlichen Vertrauen, das Mazarin in Colberts Kenntnisse und Redlichkeit setzte.

Der Premierminister sagte einst dem König: „Colbert verbände mit einem vollkommenen Eifer und erprobter Treue, die größten Einsichten, die fähig wären „Friede und Ueberfluß im Staate herrschen zu machen. „Ich bin Ihnen alles schuldig Sire, aber ich glaube „mich einigermaßen gegen Ew. Majestät von meiner „Schuld zu entledigen, wenn ich Ihnen Colbert gebe. „Kurz darauf ernannte der König letzteren zum Finanz„intendanten.“

Nach

Nachdem Fouquet in Arrest gekommen war, unterdrückte der König die Stelle eines Oberfinanzintendanten, und gab Colbert die eines Generalkontroleurs. Sobald sich dieses große Genie an der Spitze der Finanzen befand, zeigte er die nähmliche Oekonomie, den nähmlichen Eifer und die nähmliche Rechtschaffenheit wie Süllly. Er übertraf ihn bald in Kenntniß der Uebel und ihrer Ursachen, die Frankreich drückten. Die entsetzliche Anzahl der Chargen von allen Gattungen schien ihm der nöthigste Gegenstand der Verbesserung zu seyn, weil er der lästigste für das Volk, und der schädlichste für den öffentlichen Schatz war. Der größte Theil der Stadtbewohner, die sich vorher mit nützlichen Professionen zum allgemeinen Besten des Staats beschäftigten, verließen sie, um sich allein zur Verwaltung der Aemter tüchtig zu machen, welches den Verfall des Handels und der Manufacturen nach sich zog, und die Zahl der Bedienungen, die von der Steuer befreyten, unendlich vervielfältigte. Er fing an: alle Untersteuergerichte, die seit 1630 errichtet worden waren, zu unterdrücken, und verminderte die Anzahl der Beamten bey andern. Das beybehaltene Personale wurde zur Ergänzung der Finanzen mit einer Taxe belegt, die zum Theil zur Entschädigung der andern dienen sollte. Außerdem schaffte er alle Schatzmeister- General- und Provinzialkontroleurs der Brücken und Chausseen, die Generalkontroleurs der Lebensmittel, die Kontroleurs und Zahlmeister der Garnison, alle Commissarien und Kriegskontroleurs, bis auf zwanzig ab. In jedem Salzhaus wurde die Anzahl der Beamten auf viere reducirt.

Diese Ersparnisse setzten ihn in den Stand, dem Volke eine Verminderung der Steuern von Jahr zu Jahr anzukündigen.

Hier-

Hierauf ging seine Hauptsorge dahin, die Staatsschulden zu tilgen. Der größte Theil davon ward auf eine betrügerische Art gemacht. Die Geschäftsleute, durch den wucherhaften Gewinn, den der Staat ihnen bey verschiedenen Contrakten zugestanden, bereichert, forderten ungeheuere Summen zurück, unter Begünstigung doppelter Aemter und verwirrter Rechnungen, angesetzter Zinsen von Zinsen vorgeblicher Entschädigungen, kurz von Vorschüssen, die man dem König mit seinen eigenen Geldern gemacht hatte.

Man errichtete ein besonders Justizcollegium, die Rechnungen zu liquidiren, die überflüßigen Forderungen zu vermindern, und sogar dasjenige wieder hereinzubringen, was durch Mißbrauch ausbezahlt worden war. Man strafte die Veruntreuungen und Erpressungen, zu denen die Verwirrung der Geschäfte Anlaß gegeben hatte.

Während das Justizcollegium daran arbeitete, die Gelder in den königlichen Schatz wieder hereinzubringen, die auf eine so unnütze Weise hinausgegangen waren, machte Colbert Anstalten, die Einkünfte auf eine sichere Weise zu heben. Alle Finanzstellen überhaupt waren eigentliche Aemter. Die, bey welchen Rechnung abgelegt werden mußte, wurden für casuel erklärt, und die Beamten mußten Caution leisten. Diejenigen, deren Ertrag oder Geheimnisse zu erfahren von größtem Nutzen war, wurden unterdrückt, und durch eine Commission sichern Händen übergeben, wie die Stelle eines Einnehmers der zufälligen Einkünfte. Die Bedienungen der Schatzmeister des königlichen Schatzes wurden abgeschafft, und die Aufsicht darüber einem vertrauten Manne übergeben.

Colbert lenkte alsdann seine Aufmerksamkeit auf die Holzungen. Er sandte erfahrne Personen in die Provinzen, mit Flüßen und Waldungen eine Reforme zu machen, den Holzschlag und alles zu diesem Theil der Polizey gehörige anzuordnen.

Eine Hungersnoth, die im Jahr 1662 entstand, hemmte indessen auf einige Zeit die Früchte der Arbeiten, die Colbert zur Wiederherstellung des öffentlichen Wohlstandes unternommen hatte. Der Staat sah sich genöthigt, mit großen Kosten, Getraide aus fremden Ländern kommen zu lassen.

Die Justizkammer tilgte alle Renten, die seit 1656 errichtet waren, die Entschädigung derer ausgenommen, die sie Contractmäßig mit baarem Gelde redlich erkauft hatten. Diese Renten beliefen sich auf acht Millionen, zweymahlhundert vierzigtausend, vierhundert und sechs und dreyßig Livres. Fast alle befanden sich in den Händen der Geschäftsleute, und die Wiedereinbringung des Negozirten war nicht beschwerlich, weil die Finanziers in diesen laufenden Jahren den zweyten oder dritten Pfennig hatten. Das Justizcollegium schaffte noch zum Nutzen des Königs, die Veräußerungen der bewilligten Gemeindegelder der Städte ab, wie auch die Abgaben vom Bier, die neun Livres achtzehen Sous auf die Weine von der Picardie, die Gefälle von frischen, trockenen und gesalzenen Fischen, kurz alle verwilligten Steuern von den Jahren, 1637, 1640, 1653, 1656 ꝛc. Diese große Menge Veräußerungen hatten die Einkünfte der Steuerpachten entsetzlich vermindert, und das Volk ward durch die Vervielfältigung der Verwalter sehr entkräftet.

Der König, der sie in einen einzigen Pacht vereinigte, erleichterte dadurch seine Unterthanen auf eine

beträchtliche Weise, und vermehrte seine Einkünfte dergestalt, daß er in kurzer Zeit im Stande war das veräußerte Capital mit Interesse vom achtzehenden Pfennig abzutragen. Kurz, die verschiedenen Summen des königlichen Schatzes gewannen einen Zuwachs von beynahe sieben Millionen, und die Aemter wurden doch um fünf Millionen verringert. Colbert hatte die Hand in allem, und ordnete alles. Unter seinem Ministerium befanden sich die Ländereyen von dem schrecklichen Elende befreyt, das den Besitzern derselben unter seinen Vorfahren schwer auf dem Halse lag.

Der ostindische Handel, zu schwachen Compagnien anvertraut, konnte nicht bestehen. Die Holländischen und Englischen theilten dieses Commerz unter sich, das der Zuwachs des Luxus allein nützlich macht. Colbert beschloß den Gewinn, den Fremde von ihren Einkünften zogen, der Nation zuzuwenden, und ihrem Beyspiel gemäs unsere Consumtion der indischen Waaren andere Nationen zahlen zu lassen, denen wir den Ueberschuß unserer Schiffsladungen verkaufen konnten. Alle Stände des Staats wurden eingeladen, daran Theil zu nehmen. Die Obergerichtsbeamten selbst wurden von den jährlichen Abgaben befreyt, wenn sie eine gewisse Anzahl Actien nahmen. Der König schoß vier Millionen vor, von denen er den Verlust abzuziehen erlaubte, wenn allenfalls einer entstehen sollte, so daß der ganze Nutzen den Interessenten zufiel.

So vortheilhaft der ostindische Handel war, so übertraf ihn doch der Westindische. Die Habsucht der Theilhaber der Compagnie, die für das Commerz der amerikanischen Inseln errichtet wurde, verhinderte dessen Fortkommen. Um ihre Waaren in hohem Preis zu erhalten, machten sie nur kleine Ausrüstungen.

Die

Die Holländer hingegen scheuten keine Unkosten, die ihnen nöthig schienen, und ihr Handel in diesem Theile der Welt wuchs von Tag zu Tage. Die französische Compagnie fand sich bald außer Stande, so wohlfeil, wie sie, zu verkaufen. Durch die Nothwendigkeit, in die sie gesetzt wurde, den Preis der Rückladungen zu erhöhen, kam sie wegen des Zuckers, Tabacks und Indigo, den die Holländer brachten, mit den ihrigen in Concurrenz, und jede Concurrenz verringert die Preise. Da die französische Compagnie diese Verluste nicht ertragen konnte, so machte sie ihre Ausrüstungen noch kleiner, die ohnedem schon sehr schwach waren. Die wenige Ordnung, Fleis und Treue, sowohl von Seiten der Directoren, als der Commis, beschleunigten ihren Untergang. Die Interessenten verkauften ihre Freyheiten an verschiedene Privatpersonen. Im Jahr 1649 kaufte der Herr Boisseret die Hälfte von Guadeloupe, Marie-Galande und der Heiligen Insel, mit den Waffen, Meubeln, Wohnungen und andern Effecten, für drey und siebenzigtausend Livres. Herr du Parquet brachte 1650 die Inseln von Martinique, von Saint-Andalusien, von Grenada und den Grenadillen, für sechzigtausend Livres an sich. Im Jahr 1651 erhielt der Maltheser-Orden die Erlaubniß von dem König: die Inseln St. Chistoph, Tortue, St. Martin, St. Barthelemy und St. Croix, für den Preis von hundert und zwanzigtausend Livres zu kaufen, unter Bedingung des Tributs einer Goldkrone, und tausend Thaler bey jeder Tronveränderung, und daß diese Inseln nicht in andere Hände kommen sollten, indem Se. Majestät das Gouvernement nur Rittern, die ihre gebohrne Unterthanen sind, anvertrauen würden. Die Käufer dieser Inseln benutzen sie wie

ihr Eigenthum und fingen an sie zu verbessern. Dieß geschah aber zum Vortheil der Holländer, die fortfuhren den Haupthandel damit zu treiben. Sie gewannen allein vier Millionen an dem Zucker, den sie in Frankreich wieder verkauften.

Colbert eilte einer dem Staate so schädlichen Unordnung Einhalt zu thun. Er schaffte die 1628 errichtete Compagnie von Akadien, von Canada, von Terre-neuve und den umliegenden Inseln ab. Er widerrufte das Privilegium, das er selbst im Jahre 1663 einer kleinen Compagnie für Cayenne ertheilt hatte, deren Fond in zweymahlhunderttausend Livres bestand. Er kaufte Martinique und die davon abhängenden Inseln für hundert und zwanzig tausend Livres; Grenada und die Grenadillen für hundert tausend, und den Antheil von Guadeloppe, der dem Herrn Boisseret gehörte, mit den umliegenden Inseln, ebenfalls für hundert und zwanzig tausend Livres wieder an sich. Alsdann errichtete er eine Compagnie in Westindien und ertheilte ihr die Erlaubniß des ausschließenden Handels in allen erst benannten Ländern auf vierzig Jahre, wobey er noch das Commerz auf der afrikanischen Küste bewilligte. Letzteres konnte er nicht überhoben seyn, weil es die zum Anbau der Felder in Amerika nöthigen Negern lieferte. Die Zahlungen wurden auf die Fonds der Interessenten angewiesen. Um sie aber zu entschädigen, schoß ihnen der König vier Jahre lang den zehnten Theil ihrer Capitalien ohne Zinsen vor, und nahm allen Verlust bey demselben auf sich. Es wurde ihnen eine gänzliche Befreyung von ein- und ausgehenden Zöllen für alle zu ihren Ausrüstungen nöthige Lebensmittel, nebst dem, was sie nach den Kolonien führten, zugestanden.

Man

Man suchte Mittel auf, den Handel, den die Holländer lange Zeit mit den amerikanischen Inseln trieben, zu zerstören, und benutzte dazu eine in Amsterdam herrschende epidemische Krankheit. Durch einen Schluß des Conseils verbot der König den Colonien allen Handel mit den Holländern auf sechs Monathe.

Diese Republikaner hatten zu ansehnliche Summen bey ihrem Handel mit den Colonisten gewonnen, um so leicht darauf Verzicht zu thun. Die Einwohner waren darüber verdrüßlich, daß man ihnen das Commerz mit den Holländern untersagte, die sich mit einem mittelmäßigen Gewinn begnügten, anstatt die Privilegirten von Frankreich, um geschwind reich zu werden, einen sehr großen verlangten.

Die Noth, die in den amerikanischen Colonien durch die Schuld der Interessenten der Compagnie verspürt wurde, hätte bald in einem Augenblick die Projekte des Ministers über den Haufen geworfen; die schleunige Hülfe aber, die er ihnen zukommen ließ, die Veränderung der Gouverneurs und die angebohrne Treue der Einwohner, stellten die Ruhe daselbst wieder her.

Das königliche Seewesen befand sich bey Colberts Eintritt ins Ministerium in einem eben so schlechten Zustande wie die Handlungsmarine. Er ließ sogleich die wenigen Schiffe, die dem König gehörten, ausbessern und einige neue erbauen. Um Matrosen zu bilden, bewilligte der Staat jedem Negocianten, der in Frankreich Schiffe von hundert bis zweyhundert Tonnen bauen ließ, fünf Livres Geschenk für jede Tonne, und man erhöhte es auf sechs Livres für Schiffe von größerem Gehalt. Man versprach vierzig Sous

Geschenk für die Tonne jedem französischen Schiff, das durch französische Equipage geführt, nach dem baltischen Meer fahren und mit Schifftheer, Materialien oder Bauholz zurückkommen würde.

Dieser große Mann fühlte seinen Mangel an Erfahrung, um seine Absichten in Beziehung auf den Handel und die Marine durchsetzen zu können. Er bewog den König ein Edict herauszugeben, worinn allen Kaufleuten der Seehäfen und Städte anbefohlen wurde, die Erfahrensten unter ihnen zu versammeln, und zu wählen, deren Nahmen Colbert überschickt werden sollten, um drey davon auszuheben; nähmlich einen von den Provinzen der Picardie, Bretagne und der Generalität Tours; einen von Poitu, Saintonge und Guienne und einen von Languedoc und Lyonnois. Diese sollten Ordre erhalten, sich nach Hofe zu begeben und ein Jahr daselbst zu bleiben, um den König zu unterrichten, welches der beste Weg zur Wiederaufhelfung des Handels wäre. Den andern Erwählten wurde anbefohlen, sich jährlich den 20. Janius in einer der Städte von jedem der drey Departements zu versammeln, um den Zustand des Commerzes, der Manufacturen und die Ursachen ihrer Abnahme zu untersuchen.

Colbert sah mit Recht die Renteniers, und alle, welche unnütze Aemter bekleiden, als schädliche Wesen an, die von dem Staate im Müßiggang, auf Kosten anderer Unterthanen unterhalten wurden. Er eilte sie der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben, und dem Publicum die Kosten ihrer Subsistenz zu ersparen. Er schaffte viele unnütze Aemter ab, eine große Menge königlicher Secretairs und vier Schreiber von der Canzleyexpedition, und man beschloß alle Aemter, die

durch

durch den Tod erlöschen würden, eingehn zu lassen, und die Anzahl der Secretairs auf zweyhundert und vierzig herunter zu setzen. In jeder Generalität ließ er ein Verzeichniß von allen Aemtern verfertigen, von den laufenden Besoldungen, von dem Ertrag der zufälligen Einkünfte, vom Umgeld und der Anzahl der Beamten. Er wollte die Quellen der zufälligen Einkünfte genau kennen lernen. Da die Domainenpacht der Ein- und Ausfuhr des Königreichs beynahe zu Ende gegangen war, so ließ sich Colbert, ehe er einen neuen Termin einging, den Tarif vorlegen. Der Betrag des eingegangenen Ausfuhr-Zolls der Provinzen von den fünf großen Pachten machte eine unmäßige Auflage in den Grenzplätzen der Provinz Bretagne aus. Die Verschiedenheit der Rechnungen und Zolltaxen verursachte eine neue Verwirrung und eine starke Quelle verderblicher Mißbräuche für den Handel. Durch ein Edict vom September 1664 ließ Colbert alle diese Auflagen in eine einzige vereinigen, die die Reduction und Verminderung der aus- und eingehenden Zölle nebst der Abschaffung verschiedener Impostен betrafen.

Die französische Schiffarth war nicht stark genug, um den traurigen Beystand ihrer Nachbaren entbehren zu können. Der Commerztractat mit den Generalstaaten wurde 1662 erneuert. Man machte ihnen zu einem gemäßigteren Tarif Hoffnung, den man wirklich einführte und der ihnen sehr günstig war. Aber im Jahr 1667 hatte man ihren Beystand nicht mehr so nöthig, und die Abgaben des Einfuhrtarifs wurden auf alle Waaren, die wir mit größerm Vortheil entbehrt hätten, erhöht. Die Hofleute, die Ludwig XIV. für Staat und Pracht und selbst für stolzes Gepränge kannten, riethen dem Monarchen, ein Fest

zu geben, wodurch die Fremden den Reichthum Frankreichs kennen lernen könnten, und das die Idee, die sie ohnedem schon von der Macht dieses Königs hätten, vergrößerte. Sie überreichten ihm zugleich den Plan dazu. Er fand ihn gut und wünschte ihn ausgeführt zu sehen: allein er kannte auch den erschöpften Finanzzustand und trug Bedenken, Colbert neue Ausgaben vorzuschlagen. Indessen riß ihn sein gleichsam angebohrner Geschmack hin. Er sprach davon mit dem Minister, that aber, als wenn ihm nicht viel daran gelegen wäre, damit er glauben sollte, er wolle ihn nur um Rath fragen. Colbert wußte alles, was vorging. Er that, als wenn er sich darüber verwunderte, ließ aber zugleich seine Unzufriedenheit merken. Der Monarch befand sich in einer Art Verlegenheit. Er sagte dem Minister: „seine Absicht wäre nicht, ihn zu „großem Aufwand zu verleiten, er wolle vielmehr von „allen den Planen, die man ihm vorgelegt, den wäh„len, der am wenigsten kosten würde.“ Colbert stellte ihm sogleich vor, daß die Finanzen außerordentlich zerrüttet wären, wenn aber Se. Majestät ein Fest geben wollten, so müßte es des größten Königes der Welt würdig seyn, und alles angewandt werden, die Pracht desselben zu vergrößern. Er bat ihn alsdann, ihm die Plane anzuvertrauen, die man ihm zu dem Carroussel gegeben hatte.

Als Colbert nach Hause kam, forderte er die Generalpächter zu sich und sagte ihnen: Die Absicht des Königs wäre, sich auf das genaueste mit ihnen zu berechnen, und um sie wegen des Verlustes, der ihnen dadurch zugehen würde, schadlos zu halten, wollten Se. Majestät ihnen eine Million Nachlaß bewilligen.

Der

Der König wartete mit Ungeduld die Antwort von Colbert, die er auch bald erhielt. Er sagte ihm: Der Aufwand des Carroussels würde sich auf eine Million und achtmahlhunderttausend Livres belaufen. Der König erschrack sehr darüber. Er fühlte die Schwierigkeit, eine so große Summe in einem durch Kriege erschöpften Königreich aufzubringen, und wie unbedachtsam es zugleich gehandelt sey, sie zu eitlen Ergötzlichkeiten zu bestimmen. In dieser Rücksicht sagte er zu Colbert: „Ich will kein Fest geben. Meine „Absicht ist nicht, meinem Volke Schaden zuzufügen, „um die Hofleute zu belustigen.“ Man glaubt: Colbert habe die Kosten des Carroussels nur dieserwegen so hoch angeschlagen, um sich aus der übeln Lage zu ziehen, in der er sich verwickelt sah. Der König hatte vielleicht die nähmliche Meinung; aber Colbert benahm ihm bald diesen Irrthum. Er stellte dem Monarchen vor: da er selbst dieses Fest dem ganzen Hof angekündiget habe, so erfordere seine Ehre es zu geben. Die Fremden erwarteten es mit Sehnsucht, und nichts würde den schlimmen Finanzzustand mehr zu erkennen geben, als ein Project zu verlassen, dessen Ausführung man überall entgegengesehen hat. Kurz er versprach dem König, die nöthigen Gelder zu diesem Vorhaben aufzubringen und entfernte sich.

Colbert ließ in allen öffentlichen Blättern ankündigen, daß der König von Frankreich gesonnen wäre ein Carroussel an seinem Hofe zu geben, das an Pracht alles, was bisher in dieser Art gesehen worden, übertreffen sollte; es wurde auch mit den Zubereitungen sogleich der Anfang gemacht. Diese Neuigkeit verbreitete sich in ganz Europa, und da in diesem Welttheil ein allgemeiner Friede herrschte, so sah man eine

unglaubliche Menge Fremde zu Paris ankommen. Alle wetteiferten, ihrer Nation durch Aufwand Ehre zu machen. Ihre Anzahl vermehrte sich von Tag zu Tage, und verursachte somohl in der Hauptstadt als in den umliegenden Gegenden eine überaus große Consumtion. Colberts Project ward ausgeführt. In dieser Absicht hatte er das Fest einige Monathe zuvor angekündiget. Die Handwerker langten häufig aus den Provinzen und benachbarten Ländern an. Sie wurden sogleich angestellt und die Menge von Arbeitern war schon ein schönes Schauspiel. Der Adel des Königreichs, der wenig am Hofe erschien, verließ damahls das Land, und glaubte die Früchte seiner Sparsamkeit nicht besser als bey dieser Gelegenheit anwenden zu können. Kaum konnte wegen der Menge Kaufleute, Handwerker und Künstler, wovon die Hauptstadt wimmelte, den verschiedenen Bedürfnissen der Bürger und Fremden, die alle mit Glanz erscheinen wollten, Genüge geleistet werden.

Die Anstalten nahmen ihren Fortgang und der bestimmte Tag des Festes rückte heran. Colbert ging zum König, und sagte ihm, dem Scheine nach, mit einer sehr mißvergnügten Mine: Die Arbeiter hätten nicht fertig werden können und man müßte die Feierlichkeit durchaus um vierzehen Tage verschieben. Der Monarch schien sich zu wundern und unwillig zu werden. Er fragte Colbert, was nun anzufangen wäre, die Menge Fremden, die den Tag ihrer Zurückreise mit Sehnsucht entgegen sähen, zufrieden zu stellen. Colbert schlug einen Ball in den Tuillerien vor. Der König ließ sichs gefallen, aber er fürchtete den Aufwand zu vergrößern, indem ihn der des Carrousels schon sehr unruhig machte. Endlich gab er seine Einwilli-

willigung und glaubte: die Nothwendigkeit allein leite Colbert, da es im Grunde dach Politik war. Der König gab den Ball. Die Hofleute, der französische Adel und die Fremden erschienen dabey in prächtigen Kleidern, die sie sich zu dem Carroussel angeschafft hatten. Nachher waren sie genöthiget sich zu dem zweyten Fest wieder andere machen zu lassen. Durch dieses Mittel wuchsen ihre Ausgaben und das Geld kam schneller in Umlauf.

Endlich gab der König das Carroussel den 5. Juny 1662 auf dem Platz vor den Tuillerien, der davon den Nahmen behalten hat. Niemahls hatte man ein so glänzendes und wohlgeordnetes Schauspiel gesehen. Die Fremden konnten nicht müde werden die Reichthümer, die sich ihren Augen darstellten, zu bewundern. Sie stunden in der Meinung, die Kosten müßten ungeheure Summen betragen. Der König dachte es auch, und scheute den Augenblick, wo Colbert ihm davon Rechnung ablegen sollte. Als der Minister in dieser Absicht kam, wellte er die Details vermeiden und fragte geschwind nach der ganzen Summe. Seine Verwunderung war außerordentlich, als er hörte, daß sie sich nur auf zwölfmahlhunderttausend Livres belief und der Ertrag der Pachten mehr als um zwey Millionen vermehrt worden wäre. Kurz, nachdem alles bezahlt war, blieb davon noch eine Million im königlichen Schatz. Colbert bewies bey dieser Gelegenheit ein ausgebreitetes unglaubliches Genie und eine Redlichkeit ohne Beyspiel. Dieser große Minister, überzeugt, daß ein Volk, das nur durch seine eigene Mittel subsistirt, keinen Ueberfluß haben könne, munterte den König auf, alles zu unternehmen, was den Handel von Frankreich mit frem-

den

den Nationen zu vergrößern vermochte. Er bewies ihm die Nützlichkeit des Tauschhandels für sein Land, das weit mehr Lebensmittel, als seine Nachbaren besäße, die genöthiget wären, den Ueberschuß von dem, was sie nehmen, mit baarem Gelde zu bezahlen, wodurch der Wohlstand der Franzosen und die Einkünfte des Königs vermehrt würden. Damahls gab es wenige Manufacturen in Frankreich. Die Finanzminister hatten diese Hülfsquellen zur Bereicherung der Nation verabsäumt. Selbst Süllh erklärte sich dagegen. Colbert nahm sich vor einige einzuführen. Er sah es als ein untrügliches Mittel an, das Commerz von Frankreich zu erweitern. In dieser Rücksicht beschloß er, Dünkirchen der Gewalt des Königs von Frankreich wieder zu unterwerfen. Diese Stadt erweckte durch ihren vormahligen Handel die Eifersucht der Holländer, Niederländer, Spanier und Engländer. Letztere besaßen sie damahls und Colbert suchte sie auf alle Art und Weise zu beweisen, sie dem König von Frankreich abzutreten. Die Unterhandlung wurde dem Grafen von Estrade aufgetragen, und Karl II. König von England, überließ sie Ludwig XIV. mit Mardick und allen Häfen die die Engländer an den Küsten von Flandern besaßen, gegen die Summe von fünf Millionen.

Kurze Zeit darauf wurde diese Stadt eine der blühendsten von Europa. Der Handel ihrer Einwohner verbreitete Ueberfluß in den umliegenden Provinzen. Sie schickten ganze Flotten aus, die öfters siegreich über die Feinde Frankreichs und mit der ihnen abgenommenen Beute beladen, in den Hafen von Dünkirchen zurückkehrten. Dieser Hafen gewann das Ansehen einer Seeschule, die Frankreich eine Menge Helden, unter andern den berühmten Johann Bart lieferte.

ferte. Colbert war es endlich, der Ludwig XIV. den Gedanken eingab, alle französischen Häfen in guten Stand zu setzen und eine ansehnliche Marine zu errichten. Seignelai, ein würdiger Sohn des Wiederherstellers des Handels, der Wissenschaften und Künste in Frankreich, bewies, daß ein Mann von Geist, das zu vollenden und zu vervollkommnen weis, was ein anderer angefangen hat.

Colbert, voll von großen Ideen, beredete den König die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu errichten. Er wählte einige Mitglieder der französischen Akademie zur Verfertigung der Inschriften, Sinnbilder und Medaillen, die einigen Bezug auf den König insbesondere und auf die ganze Nation im Allgemeinen haben könnten, um den guten Geschmack und die edle Einförmigkeit bey den litterarischen Denkmählern, die man in der Folge setzen würde, wieder herzustellen, und zu gleicher Zeit die vornehmsten Gebäude des Königreichs, vorzüglich der Hauptstadt, mit Inschriften zu zieren. Man fing in dieser Akademie an, die Geschichte Ludwig des Großen auf Medaillen vorgestellt, zu bearbeiten.

Als Colbert alle nöthige Vorsicht genommen hatte, Frankreichs Handel zu erweitern, beschloß er, alle Hindernisse, die diese Absicht vernichten könnten, aus dem Wege zu räumen. Die Korsaren von Algier, Tunis und Tripolis machten das mittelländische Meer unsicher und die Einwohner von Saale griffen alle Kauffarthenschiffe an, denen sie begegneten. Da es unbestraft blieb, so wurden sie dadurch noch dreister und die Kaufleute beschifften die Meere, die die Corsaren beunruhigten, nicht anders als mit der größten Furcht, indem sie ihr Glück, ihre Freyheit und ihr Le-

ben Preis geben mußten. Der Minister schlug dem König vor, eine Flotte auszurüsten, und das Commando dem Herzog von Beaufort, Oberintendanten der französischen Schiffarth, zu ertheilen, mit dem Befehl Jagd auf die Korsaren zu machen. Der Herzog hielt sich nicht damit auf, vor ihren Häfen zu kreutzen. Nachdem er sie zur Flucht gezwungen hatte, verfolgte er sie bis in den Hafen von Gigeri, verbrannte die darinn befindlichen Schiffe, eroberte die Stadt, schlug die Mauren, die sie unterstützen wollten, und jagte diesen Barbaren einen solchen Schrecken ein, daß sie sich einige Zeit nicht unterstunden zu erscheinen. Sie fingen zwar ihre Streifereyen vom neuen an, aber sie respectirten die französische Flagge.

Während sich Colbert mit dem ausländischen Handel beschäftigte, suchte er Mittel, den inländischen zu erleichtern. Zu diesem Ende, nahm er es, so zu sagen, auf sich, die Natur zu bezwingen, und ein Project auszuführen, das die menschlichen Kräfte zu übersteigen schien, welches er aber doch zu Stande brachte. Dieß war die Vereinigung der zwey Meere.

Ein Werk, das ganz Europa in Erstaunen setzte, und die Bewunderung der Nachwelt erregen wird. Diese Unternehmung wurde unter Franz I. vorgeschlagen. Es sollte ein Kanal von vierzehn Meilen von Toulose bis Narbonne gegraben werden, von welchem letztern Orte man auf dem Flus Aude in das Mittelländische Meer geschifft haben würde. Süllly hatte auch schon daran gedacht. Aber der Ruhm war der Regierung Ludwig XIV. vorbehalten, von deren Wundern sie eines mit ausgemacht hat. Das Werk ward größer als man sich anfangs vorgenommen hatte. Man machte diesen Kanal vier und sechzig Meilen lang, um die Circula-

tion

tion einer grösern Menge von Lebensmitteln zu begünstigen. Diese Arbeit dauerte aber zwanzig Jahre, und Colbert hatte das Vergnügen nicht, den Nutzen davon zu erleben.

Colbert wollte die Regierung Ludwig XIV. gleich der von August, für andere zum Muster aufstellen, und die Zierde und das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens mit den nützlichen Künsten verbinden. Er zog berühmte Mahler, Baumeister und Bildhauer nach Frankreich, gab ihnen Belohnungen, vereinigte sie mit der Anzahl derer, die der Cardinal Mazarin in den letzten Jahren seines Lebens versammelt hatte, und um Nacheiferung unter ihnen zu erwecken, erhielt er von dem König Patentbriefe und neue Privilegien zur Errichtung einer Academie, die aus den geschicktesten Mahlern und Bildhauern bestehen sollte. Sie schlug anfangs ihren Sitz im königlichen Collegium auf; nachher im alten Louvre. Der Minister ließ für eine gewisse Anzahl Academisten Pensionen anweisen, und das Volk wurde diese Ausgaben nicht anders gewahr, als durch den Ruhm, den diese schöne Stiftung über die ganze Nation verbreitete. Der Cavalier Bernin, durch die Wohlthaten Colberts nach Frankreich gelockt, fand, daß Paris eben sowohl seine Meisterstücke in der Baukunst, wie Rom hätte.

Colbert kaufte die Charge eines Oberintendantens der königlichen Gebäude für die Summe von zweymahlhunderttausend Livres. Alsdann arbeitete er daran, die ganz verfallenen königlichen Häuser wieder herzustellen, und sorgte zugleich dafür Meublen hineinzuschaffen, die sich zur Auszierung der Pallästе eines Königes von Frankreich schickten. In der Vorstadt Saint-Antoine errichtete er eine Manufactur von großen Spie-

gein

geln, die man von den Venetianern um einen unmäßigen Preis zu kaufen genöthiget war, und welches ansehnliche Summen aus dem Königreich schleppte. Die Arbeiter, durch die Belohnungen, die der Minister ihrem Fleiß zugestund, angespornt, machten in kurzer Zeit große Fortschritte, und die in der Vorstadt Saint-Antoine verfertigten Spiegel übertrafen die von Venedig an Größe und kamen ihnen wenigstens an Feinheit gleich. Er legte die Wollen-Leinwand- und Spitzen-Manufacturen in Frankreich an. Diese letztere gab, außer dem Nutzen, den sie verschaffte, mehr als zweyhundert Mädchen den Unterhalt, worunter sich einige vom Stande befanden. Man sah in den Provinzen eine Menge Arbeitshäuser entstehen, die man für nützlicher als die Hospitäler betrachten kann. Die van-Robais brachten die Manufactur der Tücher von Holland nach Abbeville. Die Tuch- und Sergemanufacturen, die Lohgerbereyen und Lederereyen, wurden vergrößert und vollkommener gemacht. Die Kunst, Strümpfe zu wirken, die zwey Kaufleute von Nimes, welche sich ausdrücklich dazu associirten, im Jahr 1656 den Engländern abgestohlen, wurde vervollkommt und immer stärker getrieben. Die Stückgießereyen von Kupfer und Metall, die weiße Blechfabrik, die vom Tauwerk und Segeltuch, ersparten Frankreich große Summen. Die glänzendste und vielleicht die nützlichste war die Tapetenmanufactur. Colbert errichtete sie bey den Gobelins, ein durch die Scharlachfärberey schon bekannter Ort. Man glaubt, das Wasser von dem Fluß Bievre, das bey diesem Hause vorbeyfließt, besitze eine besondere Eigenschaft, den Glanz dieser Farbe zu erhöhen. Le Brun, dieser berühmte Mahler, der den größten Meistern von Italien gleich kam, wurde zum Di-

rector

rector dieser Manufactur ernannt. Man arbeitete anfangs nur nach seinen Rissen. Dieser Umstand und dann die Feinheit der Wolle, der Glanz der dabey gebrauchten Farben, und die Geschicklichkeit der Arbeiter stellten diese Tapeten dem Auge so reitzend dar, wie die schönsten Gemählde. Die ersten, die Colbert fabriziren ließ, wurden in dem Schloß zu Versailles aufgemacht, das der König damahls bauen ließ, und worüber er Colbert die Aufsicht anvertraute.

Der Minister gebrauchte die geschicktesten Baumeister von Europa. Ein Theil des Grundes war schon von Ludwig XIII. gelegt worden, man hatte aber den ersten Plan gänzlich abgeändert. Damahls war man nur Willens ein Lusthaus daraus zu machen, das zu bloßen Jagdparthien bestimmt seyn sollte, und jetzt entstand ein Pallast daraus den ganz Europa bewunderte und noch bewundert.

Mansard und Bernin erschöpften bey dem Bau von Versailles und bey dem neuen Louvre alle Geheimnisse ihrer Kunst und alle Hülfsmittel ihres Genie. Colbert hielt unablässig mit ihnen Rücksprache, und sein natürlicher Geschmack, durch die Wissenschaften vervollkommnet, spornte diese großen Meister noch mehr an. Die Appartements dieses prächtigen Schlosses wurden mit den kostbarsten Goldschmidtsarbeiten und mit Gueridons geschmückt, deren Arbeit noch theurer als die Masse selbst zu stehn kam. Der König bewunderte den guten Geschmack des Ministers. Das Volk und die Fremden waren von Erstaunen hingerissen, wie sie den Reichthum und die Pracht erblickten, die die königlichen Appartements dem Auge darbothen.

Colbert ließ zu gleicher Zeit an den Pallast der Tuillerien arbeiten, der von dem Garten durch eine Straße getrennt war. Er ließ sie zusammenhängen, und befahl die Arbeit am Parterre und an dreyen im Triangel angebrachten Wasserwerken dem Pallaste gegen über anzufangen. Man riß eine Vogelmenagerie und viele benachbarte Häuser nieder, um diese prächtige Terrasse, die längst dem Quay von dem Thor des Gartens bis an das Conferenzthor hinläuft, zu Stande zu bringen. Kurz, alle die Zierathen, die man jetzt in diesem schönen Garten sieht, hat man bloß der Bemühung Colberts zu verdanken.

Diese schönen und nützlichen Einrichtungen wurden sehr gut bezahlt. Die Vorsorge, die Colbert anwandte, die Staatseinkünfte frey zu machen, erleichterten ihm die Mittel, alle diese Ausgaben bestreiten zu können. Er arbeitete unaufhörlich daran, die Renten zurückzubezahlen. Alle Inhaber unbestimmter Rentcontracte wurden angehalten, ihre Urkunden zurückzubringen, und den Werth den sie wirklich dafür gegeben, eidlich zu erhärten. Der größte Theil gehörte den Pächtern, die sich solche von vorgeblichen Vorschüssen bezahlen ließen. Die bona Fide erkauften, reduzirten sich auf die Hälfte, oder das Drittheil; die Einlösung des einen Theils kostete also wenig und der andere wurde durch Restitution getilgt.

Die seit 1656 errichteten Renten befanden sich ungefähr im nähmlichen Fall. Sie wurden unterdrückt, und die Eigenthümer nach dem Liquidationsfuß bezahlt. Die Rückstände der alten Renten wurden seit langer Zeit nicht anders

ders als zu zwey Viertheil oder zwey Viertheil und ein halb bezahlt. Die Ungewißheit und die verwirrten Umstände hielten das Capital hievon weit unter der Taxe der Rückstände; die Renten wurden daher auf einen proportionirten Fuß reduzirt, und dabey festgesetzt, wie hoch das Capital wieder zurückbezahlt werden sollte, wenn dieses dem König zu thun beliebte.

Der Minister that den Eigenthümern nicht im geringsten Unrecht, sie im Verhältniß des Capitals, das sie wesentlich hergeschossen hatten, zu bezahlen, und ihnen das daran abzuziehen, was sie an Interessen über den achtzehenten Pfennig erhalten hatten.

Colbert war während dem Laufe seines Ministeriums, niemahls für die schädliche Maxime der immerwährenden Anlehen. Indessen wurde er durch die Umstände gezwungen einige zu eröffnen; hatte aber immer viele Schwierigkeiten zu überwinden, um sich diese Hülfsmittel zu verschaffen, und die Zinsen der aufgenommenen Summen waren doch beständig zehn vom hundert.

Die Ursache dieses Mißkredits lag in einigen der ersten Operationen dieses Ministers, in Absicht alter Staatsschulden.

Die Verwirrung und das Gedränge, in welches ihn der Wucher der Pächter gestürzt hatte, war eine dieser Situationen, die die gemeinen Maßregeln, den Credit noch einigermaßen aufrecht zu erhalten, übersteigen, aber einem Minister, der Muth und Ansehen besitzt, gar keine Verlegenheit verursachen. Allein die Tilguug alter, unter Garantie des Publikums für erlegte Capita-

lien bedungener Renten, durch ein Capital das dem laufenden Intereſſe nicht einmahl gleich kam, und ein neuer Abzug von den Rückſtänden noch über jenen, den die Renten bereits erlitten hatten, und der Vorzug, der einem vor dem andern zugeſtanden wurde, verbreiteten ein allgemeines Schrecken in den Familien, woraus ein langes Mißtrauen gegen die königlichen Hypotheken entſprang.

Die Folge dieſes fatalen Eindrucks nöthigte Colbert in dringenden Fällen zu Errichtung neuer Chargen ſeine Zuflucht zu nehmen. Eine Art Anlehn, die immer verführeriſch, aber gefährlicher für den Staat iſt, als die Renten, oder als jenes Mittel, die Abgaben ein wenig zu überſpannen, und zu außerordentlichen Pachten zu ſchreiten, deren Ausſaugung zwar vorübergehend, aber dem Volke ſehr hart und verhaßt iſt, das durch dieſe Tractaten der Raubbegierde der Privatperſonen ausgeſetzt wird.

Der König machte den Unterſuchungen bey der Juſtizkammer ein Ende, und verwilligte allen, die Rechnungen abzulegen hatten, eine gänzliche Abſolution, mit der Bedingung, daß ſie die Taxen bezahlten, die ihnen vom Konſeil würden auferlegt werden. Man hatte für dreyhundert vier und achtzig Millionen, ſiebenhundert zwey und achtzigtauſend fünfhundert und zwölf Livres falſche zahlbare Ordonanzanweiſungen entdeckt.

Colbert endigte ſeine Arbeiten vom Jahr 1665 damit, das Intereſſe des Geldes vom achtzehenten auf den zwanzigſten Pfennig zu reduziren, eine Taxe, die

noch

noch heut zu Tage besteht. Diese Reduction schien jedermann nützlich.

Der Krieg stöhrte eine Ruhe, die Colbert sehr vortheilhaft für das Velk benützte. Das Interesse des Handels nach Afrika hatte Holland und England entzweyt. Der König, der zur Ausgleichung dieses Zwistes seinen Beystand vergeblich anboth, sah sich gezwungen, die Vorschrift der Tractaten zu befolgen, und den Holländern die Hülfe angedeihen zu lassen, zu der es sich durch das im Jahre 1662 mit ihnen geschlossene Bündniß anheischig gemacht hatte.

Colberts Fleiß und Oekonomie waren so groß, daß die französische Marine sich im Stande befand, dem Gleichgewicht auf jeder Seite, wohin sie sich wandte, den Ausschlag zu geben.

Sechs und dreyßig Schiffe, mit einer Menge Brander, wurden nach dem mittelländischen Meere, und vierzehen Linienschiffe nebst sechs Brandern, nach dem Ozean geschickt. Eine so schleunig ausgerüstete Seemacht, in einem Laude, das weder Matrosen, Zeughäuser, noch Geld besaß, setzte Europa in Erstaunen. Das Arsenal von Rochefort, war das erste, woran man arbeitete. Seine in vieler Rücksicht vortheilhafte Lage, konnte indessen für die daselbst herrschende ungesunde Luft, die üble Beschaffenheit seines Wassers und die Summen, die es kostete, nicht schadlos halten. Man ließ also bald die von Brest und Toulon herstellen.

Bey einem Minister, wie Colbert, konnte es dem Jahrhunderte Ludwig XIV. an keiner Art von Größe

fehlen. Man versammelte alle Gelehrten, in der Meßkunst, Physik, Mechanik, Anatomie, Chymie und Astronomie, und machte eine eigene Gesellschaft daraus, der man die Sorge für die Vervollkommnung der Wissenschaften anvertraute, mit dem Auftrag, ihre Entdeckungen dem Publikum mitzutheilen. Diese Gesellschaft bekam den Nahmen der Academie der Wissenschaften. Die Mitglieder desselben versammleten sich sogleich in der königlichen Bibliothek. Se. Majestät bewilligten ihnen in der Folge ein Zimmer im Louvre. Sie hielten darinn zweymahl die Woche ihre Zusammenkünfte. Die Academie der Wissenschaften wurde bald in ganz Europa berühmt. Colbert ließ das Observatorium bauen, welches am Ende der Vorstadt St. Jacob liegt. Hier ist es, wo sich die Academisten, die sich der Astronomie widmen, zu vervollkommnen suchen. In diesem Observatorium findet man alles, was zur Ingenieurkunst, zum Festungsbau und zur Schiffahrt, nöthig ist.

Außer den Kosten, die Ludwig XIV. für diese Stiftungen und für seine errichteten Gebäude aufwandte, unterhielt er ansehnliche Armeen, und Colbert war ohne Unterlaß beschäftiget, neue Mittel dazu aufzusuchen. Er rieth dem König, einen Theil der Stadtrenten zu tilgen. Sie waren auf einen so vortheilhaften Fuß errichtet, daß man in wenig Jahren das Capital wieder hereingebracht hatte. Diese Operation zog Colbert viele Feinde zu. Die Renteniers schrieen, und gingen so weit, Drohungen gegen den Minister auszustoßen. Eines Tages, als er sich bey dem Canzler Seguier befand, begaben sich viele von ihnen dahin, führten große Klagen, überhäuften ihn mit Schmähungen,

und

und trieben ihren Unfug bis zu Drohworten. Er hörte sie mit vieler Gelassenheit an, schien ihren Klagen Gehör zu geben, und fragte sie alsdann um ihre Nahmen. Sie hatten die Unvorsichtigkeit, sie ihm zu sagen. Er gab dem König Rechenschaft davon, der die Schuldigsten ins Gefängniß setzen ließ. Anstatt daß diese Strafe die Renteniers hätte abschrecken sollen, wurden sie noch mehr erbittert, und schrieen noch lauter.

Colberts Commis geriethen in Furcht, und bathen ihn, eine Unternehmung aufzugeben, die sie für sehr gefährlich hielten; er war aber von der Gerechtigkeit dieser Abschaffung überzeugt und setzte sie durch.

Im Jahre 1667 unterdrückte er verschiedene Aemter, wodurch die Gesellschaft viele arbeitsame Hände bekam und der Staat erleichtert wurde. Kurz, um die Last des Volks zu vermindern, ließ er über die unrechtmäßigen Besitzer des Adels Untersuchungen anstellen.

Im Jahre 1640 wurden alle Adelsbriefe, die seit 1630 ausgefertiget waren, widerrufen, weil ihr Preis so niedrig war, daß schon der Genuß der Befreyungen ihnen die Kosten wieder ersetzte. Indessen hatte ihr unmäßiger Anwuchs das Land mit armen Edelleuten angefüllt, die insgeheim unter der drückenden Ehre ihres eingebildeten Titel seufzten. Alle den Mairs und Rathsverwandten verschiedener Städte zugestandene Privilegien wurden aufgehoben, und in Bezug auf das Vergangene widerrufen. Doch konnten diejenigen, die das Privilegium des Adels seit 1600 genossen, es behalten, wenn sie eine Finanztaxe bezahlten. Die Unter-

suchung mit den unrechtmäßigen Besitzern des Adels war für die öffentlichen Einkünfte sehr wichtig, und erhöhte zugleich den Glanz des alten Adels; aber durch ein Unglück, das mit allen dergleichen weitläuftigen Untersuchungen verknüpft ist, wäre das Hülfsmittel bald so fürchterlich als das Uebel selbst geworden. Die den Auftrag bekamen, die Adelsbriefe zu untersuchen, ließen sich durch die vermeinten Adelichen, die es bezahlen konnten, bestechen, und die wirklichen Edelleute wurden auf verschiedene Art gequält, so daß man genöthigt war, die Commissairs selbst wieder in Untersuchung zu nehmen. Diese Operation wurde öfters unter dieser Regierung wieder angefangen, und hatte jederzeit die nähmlichen Folgen.

Die Hochachtung, die das Publikum für Colbert hatte, war Ursache, daß die größten Herren des Königreichs mit ihm in Verbindung zu kommen suchten. Carl Honor von Albert, Herzog von Chevreuse, verlangte seine Tochter Johanne Marie Therese Colbert zur Ehe.

Ludwig XIV. siegte über alle seine Feinde. Er bewilligte ihnen indessen den Frieden, der zu Aachen den 2. May 1668 geschlossen wurde.

Dieser Monarch war mit den Diensten, die Colbert ihm leistete, so zufrieden, daß er alle sich darbiethende Gelegenheiten ergriff, ihn dafür zu belohnen. Er verlieh ihm die Charge eines Staatssekretairs, die Herr von Guenegaud besaß, und ernannte ihn zum Minister der Marine.

Als Colbert sein Ansehen vergrößert sah, verdoppelte er seine Sorgfalt für das See = und Commerzwesen. Die Marine wurde in kurzem furchtbar, und der Handel blühender, als jemahls. Der erste Gebrauch, den er von seiner neuen Würde machte, bestund darinn, allen französischen Consuls ein Memoire zuzusenden, das die Verhaltungsbefehle ihres Betragens über die Länder, wo sie residirten, enthielt, Zugleich ließ er an alle königliche Ambassadeurs im Auslande ein Cirkularschreiben ergehen, in welchem er sie ersuchte, ihm von allem, was das Commerz beträfe, und vorzüglich von dem Gebrauch, den man von unsern Manufacturen und unsern Moden in dem Lande ihrer Residentschaft machte, Nachricht zu geben, mit der Versicherung: dieses Geschäfte sollte einen wesentlichen Theil ihrer Instructionen ausmachen, und sie könnten sich bey dem König nicht besser zu insinuiren suchen, als wenn sie es mit Sorgfalt und Geschwindigkeit ausrichteten.

Colbert begnügte sich damit nicht, die Vorstellungen, die man ihm über das Commerz machen konnte, anzuhören. Er war aufgeklärt und thätig genug ihnen zuvorzukommen, und suchte eben so sehr das Gute, das man wünschte, zu thun, als es nach seinen eigenen Kenntnissen zu befördern. Sobald er die Zurückkunft der spanischen Flotte von Indien erfuhr, schrieb er nach allen französischen Seehäfen: daß er verschiedene Kriegsschiffe für die Silberflotte von Cadix ausrüsten wollte, um daselbst die Handlung der Nation zu beschützen, man möchte den Schiffcapitains anbefehlen, alles an Bord zu nehmen, was die Kaufleute hineinzuladen verlangten. Er sandte wechselsweise vier Kriegsschiffe dahin.

Als er die Wegnahme eines mit Schwarzen beladenen französischen Schiffes durch die Algierer erfuhr, ließ er in allen Häfen nachfragen, wem dieses Fahrzeug gehörte, um die erforderlichen Dokumente zu erlangen, die Wiedererstattung desselben zu fordern. Der Eigenthümer war von Rochelle. Er erhielt die Nachricht von der Restitution seines Schiffes nebst der Ladung fast sobald, als er seinen Verlust erfuhr. Man darf sich also über den blühenden Zustand des französischen Handels unter einem so großen Minister nicht wundern.

Ueberzeugt, daß die beständige Anwesenheit der königlichen Schiffe in den vornehmsten europäischen Häfen eine der wichtigsten Stützen für sein Ansehen, und ein wahres Bollwerk für die Handlung seyn würde, erhielt er von dem König von Portugall die Erlaubniß zur Errichtung eines freyen Magazins, um die Schiffsmunitionen darinn in Verwahrung zu legen. Verschiedene Consulate wurden in Portugall etablirt, und die Franzosen, durch die starken Escadern, die im Tagus erschienen, unterstützt, errichteten daselbst eine sehr dauerhafte Handlung.

Colbert sah alle Zweige der Handlung wieder aufblühen. Die Kaufleute, ohne Aussichten, ohne Wetteifer, ohne Glück, trauten fast ihren Kräften nicht, und stunden ihm in seinem Vorhaben nur furchtsam bey. Er zog Fremde nach Marseille, durch Privilegien, durch Unterdrückung des Iuris Albinagii (Droit d'Aubaine) und aller Abgaben, die auf ihre Habseligkeiten gelegt waren. Er sah wohl voraus, daß die reichen Kaufleute derjenigen Nationen, die mit der Pfor-

te

te keine Capitulation errichtet haben, häufig mit grossen Capitalien herbeykommen würden, um die natürlichen Vortheile dieses Hafens nach der Levante zu geniessen, daß sie daselbst neue Schiffe erbauen würden, deren Ausrüstung den Handwerkern und französischen Matrosen Beschäftigung gäbe, andere zur Nacheiferung anspornte, und Fremde herbeylockte, die ein bequemes Auskommen zur Naturalisation reitzen würde. Die Französische Flagge vermehrte sich bald in allen levantischen Handelsstädten, und unsere Manufacturen, durch diese neue Concurrenz belebt, nahmen dadurch zu.

Dieser Minister, dessen Blicken nichts, was dem Staate nützlich war, entging, wußte, daß unter verschiedenen Vorwand eine große Verschwendung der bey verschiedenem Tribunalen eingeführten Strassen herrschte, die zum Theil dazu bestimmt waren, die Unkosten zu bestreiten, die der König auf die Ausübung der Justitz verwenden mußte. Er ließ die Einnehmer aller Jurisdictionen, von einer gewissen Anzahl Jahre, über Einnahme und Ausgabe Rechnung ablegen. Den Ertrag davon stellte er der Domaine zu, und um ihn zu vermehren, ward den Richtern befohlen, die durch das Gesetz vorgeschriebenen Geldstrafen zu mäßigen. Seine Aufmerksamkeit beschränkte sich nicht bloß darauf, Ordnung in der Einnahme, und in dem Gebrauch, den man davon machte, wieder einzuführen, sondern er fühlte auch, daß das dunkle Labyrinth des rechtlichen Verfahrens und die Länge der unnützen Formalitäten den Unterthanen zur Last, und den Einkünften der Societät nachtheilig wären. Er rieth dem König eine Verbesserung der Civil- und Criminalver-

ords

ordnungen vorzunehmen. Der König, um die vortrefflichen Arbeiten Colberts zu belohnen, gab ihm seinen Sohn bey dem Posten eines Staabssecretairs im Departement des Seewesens zum Collegen. Der Ruhm und der Ruf in welchem Colbert stand, war für seinen Nachfolger eine Last; sein Sohn aber behauptete ihn auf eine würdige Weise, und wurde der größte Seeminister, der vielleicht je in Europa gelebt hat.

Der Vater wollte seinem Sohn den Vorzug sowohl in der Erfahrung als in der Ausübung über sich geben. Er ließ ihn alle Arsenale des Königs besuchen, und eine Reise durch England, Holland und Italien machen. Der erste Ausflug war nach Rochefort. Sein Vater unterrichtete ihn in allem, was er mit großer Aufmerksamkeit examiniren sollte, und lehrte ihn endlich alle Pflichten eines Ministers nach ihrem ganzen Umfange kennen.

Im Monath Jänner 1671 verheirathete Colbert seine zweyte Tochter, Henriette Colbert, mit Paul von Beauvilliers, Herzog von Saint-Aignan, Pair von Frankreich, Ritter der königlichen Orden, Oberkammerherrn, Gouverneur der Stadt und der Festung Havre de Grace. Der Herzog von Saint-Aignan besaß die Achtung und Freundschaft des Königs, und der Monarch sah diese Verbindung mit seinem Minister mit Vergnügen.

Colbert hatte von seiner Seite die Beruhigung, die wichtigsten Plätze des Staats durch seine Brüder und Schwiegersöhne besetzt zu sehen, und die Achtung der ganzen Nation auf sich zu ziehen.

Uner-

Unermüdet in allen seinen Arbeiten, suchte er die Ordnung und Polizey im Staate herzustellen. Er bewog den König, die Justitzstellen, die viele Herren, sowohl geistlichen als weltlichen Standes in Paris besaßen, aufzuheben, welches zwischen den Richtern derselben und denen vom Chatelet ewige Zänkereyen veranlaßte, den Aufwand vermehrte, den Lauf der Geschäfte, und die endliche Entscheidung der Processe hemmte. Ueberdieß fehlte es diesen Richtern öfters an Kenntnissen, und fast immer an Redlichkeit. Empfehlungen hatten viel Gewicht über sie. Sie waren die Werkzeuge der Willkühr derjenigen Herren, von denen sie ihr Richteramt erhalten hatten, und da sie solches bey ihrem Tode zu verliehren Gefahr liefen, so wandten sie alle mögliche Mittel an, ihre Einkünfte höher zu bringen, als sie sollten.

Der Erzbischof von Paris besaß eine fast so ausgedehnte Gerichtsbarkeit in dieser Stadt, als der König selbst. Er hatte seinen Amtmann und einen königlichen Procurator zu Fort l'Eveque. Der Abt von Saint-Germain hatte die nämlichen Amtspersonen in seiner Abtey, wie der Grosprior des Temple. Die Aebtissin von Montmartre breitete ihre Jurisdiction von diesem Marktflecken bis nach Villeneuve aus, die sich über den größten Theil der Hauptstadt erstreckte. Alle diese Gerichtsstellen wurden abgeschafft, und um das Personale, mit dem sie besetzt waren, wieder anzustellen, vermehrte der König die Anzahl der Richter des Chatelet, und sonderte diese alte Jurisdiction in zwey Theile ab. Diejenigen, die man die Räthe des neuen Chatelet nennen kann, hielten ihre ersten Sitzungen in der

Abtey

Abtey Saint-Germain, am nähmlichen Ort, wo der Amtmann zuvor im Namen des Abts Gericht hielt. In der Folge gewannen diese Einrichtungen eine andere Gestalt.

Bey einer Operation, die Colbert im Jahr 1673 vornahm, verkennt man sein Genie. Er nöthigte die Kaufleute und Künstler, die nicht zunftmäßig waren, es zu werden, um ihnen Statuten zu ertheilen, und die, welche schon darinn waren, Bestätigungsbriefe zu nehmen und die Finanztaxe zu bezahlen. Diese Unternehmung warf mit Nachlaß des sechsten Pfennigs dreymahlhunderttausend Livres ab. Um eine so mäßige Summe aufzubringen, überließ er nützliche Menschen der Willkühr der Pächter, und gab dadurch ein Beyspiel, das unter seinen Nachfolgern Schaden stiftete. Dieß war eine Taxe auf die Industrie und den Handel. Außerdem begünstigen die Statuten der Gemeinden die Monopolien, zerstöhren die Nacheiferung und die Concurrenz, unterhalten die Uneinigkeit, und erregen Prozesse.

Im Jahre 1678 machte Colbert beym Münzwesen die schönste Operation, die man je in Frankreich gesehen hat. Es waren bey dem Handel eine ansehnliche Menge spanischer Pistolen und leichter Goldthaler im Gange. Alle diese Sorten wurden sammt allen ausländischen Gelde widerrufen, und der Befehl ertheilt, sie in die Münzstädte zu bringen, wo sie auf Kosten des Königs in Louisd'or und Louisd'argent, wie man sie damahls nannte, verwandelt wurden, so daß die Eigenthümer, die nähmliche Summe, die sie am Gewicht und innerlichen

lichen Werth enthielten, wieder empfingen. Le Blanc sagt: die Erfahrung bezeugte, daß man im Finanzwesen niemahls etwas Nützlicheres unternommen hätte, um Gold und Silber häufig herbeyzuziehen. Mittelst Erhöhung des Preises der nach der Münze gebrachten Materialien galt das Mark feines Silber dreyßig Livres, sieben Sols, zwey Deniers, anstatt sieben und zwanzig Livres, dreyzehen Sols, und das gemünzte Geld blieb durch ein königliches Privilegium auf sechs und zwanzig Livres funfzehen Sols.

Ehe Colbert ins Ministerium kam, war die Münze verpachtet, entweder an Goldschmidte, Kaufleute, Banquiers, oder andere, die sich dazu anbothen, oder durch eine Generalpacht. Das Privilegium ward auf eine gewisse Anzahl Mark ertheilt, die während der Pachtzeit ausgeprägt werden mußte, oder mittelst einer gewissen Summe, ohne dabey auf die Marke zu sehen.

Der innere Gehalt und das Gewicht, die Sorten und der Werth, den es im Publikum haben sollte, wurden festgesetzt. Da aber die Unvollkommenheit der Kunst es nicht zuließ, die Sorten nach ganz genauem Schrot und Korn auszuprägen, so verwilligte man ein Ausgleichungsmittel, nähmlich: man erlaubte die Geldsorten ein wenig unter ihrem innern Werth und Gewicht nach dem sie angekündigt worden, zu prägen, jedoch mit dem Beding, die Grenzen dieser Vergünstigung nicht zu überschreiten, worüber die vorgesetzten Beamten, so wie jetzt, unter der Autorität der Münzkammer, wachten. Dieses aus der Sache selbst hergenommene Ausgleichungsmittel, bestund in einem Privilegium,

das

das der König sich gewöhnlich vorbehielt. Aber diese Pächter fanden unter unendlich verschiedenem Vorwand, das Geheimnis, den Nachlaß zu erhalten, den man durch den Pachtpreis wieder hereinzubringen suchte. Es entsprang daraus ein anderer Nachtheil, weil die Pächter sich dieser Mittel ohne Maas und Ziel bedienten, und immer eine Verringerung des Münzfußes daraus entsteht. Man würde dem Staate vielen Verlust, und dem Publikum die allmählige Herabwürdigung der Münze erspahrt haben, wenn das Ausgleichungsmittel von außen dargebothen wordin wäre, das heißt: wenn man die Pächter oder Verwalter gezwungen hätte, das Gepräge so einzurichten, daß die Geldsorten nie unter dem angezeigten Gehalt und Gewicht bey Lebensstrafe ausgemünzt würden, jedoch mit der Bedingung, daß es erlaubt seyn sollte, sie um etwas weniges besser zu machen, nur niemahls schlechter, und diese Kosten nach einem durch Marke bestimmten Preis in Rechnung bringen zu lassen, welches nie ein beträchtliches Objekt ausgemacht haben würde. Die Münzpacht war im Jahre 1662 allgemein, und dem Genisseau für die Summe von hunderttausend Livres überlassen, wobey sich der König verband, keinen Paß für die Ausfuhr des verarbeiteten Goldes und Silbers zu ertheilen, fremden Geldsorten auf keine Weise den Umlauf zu gestatten, mit Verboth, selbst an die Münzwardeien, keine ohne Vorwissen des Pachters einzuschmelzen, der vorzugsweise mit Erlaubniß hatte, alles zu nehmen, was ihm taugte.

Colbert fühlte, daß dergleichen Bedingungen, mit seinen Absichten, einen großen Handel zu gründen, und die Manufacturen sowohl in der Vergoldarbeit, als in

Ju=

Juwelen empor zu bringen, nicht bestehn könnten. Da alte Gebräuche, so fehlerhaft sie auch sind, mit der Zeit eine Art von Gesetz werden, so fand er so viele Schwierigkeiten, einen Pacht mit leichtern Bedingungen zu errichten, daß er den Entschluß faßte, ein eigenes Münzdepartement anzulegen. Jeder Directeur kaufte, prägte und verkaufte mit den Geldern und für Rechnung des Königs, vermittelst eines ihm verwilligten bestimmten Preises für die Mark, dergestalt, daß er zugleich Münzverwalter des Königs, oder Aufseher über die Münzmanufacturen desselben, und Entrepeneur der Ausprägungskosten war. Um über diese Bearbeitung ein wachsames Auge zu haben, setzte man einen Generaldirector der Münze ein, der den Auftrag bekam, dem Konseil von der Ausmünzung und den Kosten Rechenschaft zu geben. Die Münzkammer setzte das Stempelgericht auf die gewöhnliche Art ununterbrochen fort, und verurtheilte die Directeurs, dem König die Verringerung oder das Ausgleichungsmittel des Schrotes und Korns zu bezahlen.

Da aber der Generaldirecteur des Münzkonseils über die Ausprägung, d. i. über den Empfang und den Gebrauch, sowohl des von besondern Münzbeamten beglaubigten Schrotes, als Korns, detaillirte Rechnung führte, so wurden die Unterdirectoren auf ein Attestat des Generaldirectors beym Münzkammergericht loßgesprochen.

Der zu Nimwegen gegen den Monath Aug. 1678 geschlossene Friede machte dem Verdruß und den Unruhen Colberts ein Ende, der während des Krieges sich

genöthiget sah, die Staatseinkünfte zu veräußern, die er nun wieder frey zu machen wünschte. Er ließ eine sehr weise Verordnung über die Form der Publikation, Versteigerung und gerichtlichen Zuerkennung, sowohl, wegen der Pachten, als Unterpachten, ergehen. Um eine vollkommene Freyheit im Versteigern einzuführen, und den größten Nutzen aus den Pachten zu ziehen, der sich nur immer hoffen ließ, verboth man den Compagnien, keinen Interessenten hineinzunehmen, von dem sie nicht darthun könnten, daß er sich in wohlhabendem Stande befände, und keine Geschenke, Pensionen ꝛc. weder mittelbar noch unmittelbar, unter keinerley Vorwand, ohne schriftlich unterzeichnete Erlaubniß des Königs zu ertheilen. Dieß war eines derjenigen Mittel, dessen sich Sülly zu Befreyung des Staates bediente. Colbert trug Sorge, daß keiner seiner Commis von den Pächtern Geschenke nahm, oder Pension empfing, und bey den Finanzen kein eignes Interesse hatte, weil sie, da man ihnen eine Menge Sachen im Detail anvertrauen muste, auf gewisse Weise Richter und Partey zugleich geworden seyn würden.

Um die nähmliche Zeit war es auch, als dieser Minister der wechselseitigen Klagen der Handelsleute und Pächter müde und überzeugt, daß die Pachtrichter die Wagschale auf die Seite der Pächter, die sie bezahlten, hängen machten, eine Art von Schiedsrichteramt errichtete, dessen gute Wirkung man in kurzer Zeit verspürte. Er setzte einen Ausschuß von drey bekannten Kaufleuten und drey Generalpächtern nieder, die sich wöchentlich einmahl versammelten, um auf Treu und Glauben alle Mißhelligkeiten, die öfters unter den Ne-

go-

gozianten und den Pachtcommis entstanden, zu untersuchen. Die Kaufleute in den Provinzen schickten ihre Memoires mit den Rechtfertigungsschriften ihren Correspondenten, um sie einem dieser drey Commissairs einzuhändigen. Die Commis ihrer Seits unterzeichneten die Pächter. Auf diese Art wurden die Händel ohne Kosten in der Güte ausgemacht, und diese Einrichtung dauerte bis an Colberts Tod.

Die unaufhörliche Arbeit, welcher Colbert sich sowohl aus eigener Neigung, als aus Nothwendigkeit widmete, schwächte die Gesundheit ihres großen Ministers. Ein Stein, der sich in den Nieren angesetzt hatte, verursachte ihn fast unglaubliche Schmerzen. Sobald es der König erfuhr, besuchte er ihn. Er befahl aber seinen Hofleuten und Garden, an der Thüre des Hotels von Colbert zu verweilen, aus Furcht, der Lärm möchte dem Kranken beschwerlich seyn. Ludwig XIV. kam zu seinem Minister als Freund und nicht als König. Er ging ganz allein durch den Hof des Hotels. Abt Gallois, der Colbert nicht verließ, begegnete dem Monarchen als er eben im Begriff stund, in sein Zimmer zu gehn. Da man den König nicht erwartete, so war die Verwunderung dieses Abts so groß, daß er Sr. Majestät von dem Befinden Colberts keine Nachricht geben konnte.

Der Minister war über die Gnade seines Königs bis in das Innerste seiner Seele bewegt, und wurde bis zu Thränen gerührt, als er diesen Monarchen zu verschiedenenmahlen sagen hörte: er bäthe ihn, sich zu schonen, er wäre seiner mehr als jemahls benöthigt.

Nach einer ziemlich langen Unterhaltung entfernte sich der König, von Schmerz durchdrungen, sich in der Gefahr zu sehen, einen seinem Staate so nützlichen Mann zu verliehren. Als Colbert sein Ende herannahen sah, ließ er den Pater Bourdaloue, den berühmtesten Prediger seiner Zeit, rufen, und unterhielt sich mit ihm über die ewigen Lehren der Wahrheit, die er ihn so oft auf der Kanzel hatte verkündigen hören. Alsdann ließ er den Abt Cornouaille, Vikarius von St. Eustache hohlen, beichtete und empfing das Abendmahl. Er starb den 6. September 1683 im vier und sechzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde nach seiner Pfarrkirche Saint-Eustache gebracht, wo ihm seine Kinder ein prächtiges Mausoleum errichten ließen. Seine Büste von weißem Marmor wird für ein Meisterstück von Girardon gehalten.

Ganz Frankreich ward von Schmerz durchdrungen, als man Colberts Tod ankündigte. Die Zeit, die den vom Glück allein erzeugten Ruhm gewöhnlich vertilgt, breitet den seinigen immer weiter aus. Man erkennt heut zu Tage den Werth dieses Ministers besser als zu seiner Zeit, und man gesteht, daß Ludwig XIV. den größten Theil der Wunder, die unter seiner Regierung geschehen sind, ihm zu verdanken hat.

Er hatte von Marie Charron, die er 1648 heirathete, sechs Söhne und drey Töchter. Johann Baptist, Marquis von Seignelay, der Minister und Staatssecretair beym Departement des Seewesens war; Jacob Nicolaus, Erzbischof von Rouen; Anton Marie, Amtmann und Großkreutz von Maltha; Julius Armand,

mand, Marquis von Bleinville und von Ormoi, Oberintendant der königlichen Gebäude und General-Lieutenant der königlichen Armeen; Ludwig, Abt von Bauport, nachher Capitain-Lieutenant der Gendarmes von Bourguignons; Carl Eduard, bekannt unter dem Nahmen des Grafen von Sceaux, Oberster des Regiments von Champagne. Marie Therese, die den Herzog von Chévreuse heirathete; Henriette Louise, an den Herzog von Saint-Aignan vermählt; Marie Anne, die sich mit dem Herzog von Mortemart, General der französischen Galeeren, verehlichte.

Colbert hatte einen sehr richtigen, weitumfassenden Verstand. Er ersann große Entwürfe und Aussichten in verwirrten und erschöpften Zeitumständen, und was er einmahl durchgedacht hatte, führte er mit vieler Ordnung und Lebhaftigkeit aus. Mit weitaussehenden Planen beschäftiget, versäumte er niemahls die kleinsten Umstände genau zu ergründen. Er suchte sich beständig neue Kenntnisse zu erwerben, und erlaubte allen denen einen leichten Zutritt, die er für fähig hielt ihm nützliche Vorschläge zu machen. In den politischen Entwürfen weiser als Sülly, erfinderischer und geschickter in Auskunftsmitteln, entdeckte er mit seinem großen Verstande Hülfsquellen, die damahls noch unbekannt waren.

Colbert ließ sich durch das Aufsehen einiger Siege nicht blenden. Er bedauerte vielmehr das Unglück des Volkes, das man durch Auflagen aussaugte, um den Krieg führen zu können. Er sagte dem König: so lange der Friede geherrscht, hätte man Ueberfluß in Frankreich

reich gesehen, der Krieg aber hätte den Zustand dieses schönen Landes gänzlich verändert.

„Es ist wahr, sagte er, die Grenzen des Reichs „sind weiter hinausgerückt worden, aber es hat tausen„den von Bürgern das Leben gekostet, und man ist der „Gefahr ausgesetzt, die übrigen von Hunger und Elend „umkommen zu sehen.“ Dieser große Mann war der Fürsprecher des Volkes. Indessen murrte man doch gegen ihn, und gab ihm Schuld, der Urheber von den Uebeln zu seyn, die er nicht verhindern konnte.

Im Jahre 1672 erklärte Ludwig XIV. Holland den Krieg. Da man neue Hülfsmittel dazu nöthig hatte, so wandte sich der Kriegsminister Louvois an Colbert. Dieser antwortete aber: er könnte keine verschaffen, indem das Volk ohnehin schon gedrückt genug wäre. Louvois ging zu dem damahligen ersten Präsidenten Lamoignon, einem Manne von ausgezeichnetem Verdienst und erkannter Redlichkeit, und sagte ihm: er würde dem König einen wesentlichen Dienst leisten, wenn er ihm vorstellte, daß es, anstatt der außerordentlichen Pachte, die das Parlament mit so vieler Mühe einregistrirte, und die dem Volke so unerträglich wären, viel einfacher und leichter seyn würde, neue Renten zu errichten, indem eine Million solcher Renten auf einmahl zwanzig Millionen einbrächte, welches in Betracht der ansehnlichen Einkünfte, die Sr. Majestät genössen, ein kleiner Gegenstand seyn würde. Diese Magistratsperson handelte freymüthig, ging zu Ludwig XIV. und rieth ihm, eine Million Renten zu errichten.

Der Monarch war erfreut darüber, daß ein so allgemein geschätzter Mann wie Lamoignon ihm ein so leichtes Mittel vorschlug, Geld zu bekommen, und sagte Colbert, er sollte für eine Million Renten errichten. Dieser ging zum Präsidenten, führte ihm die Folgen von dem Rath, den er dem König gegeben zu Gemüthe, und sagte ihm: er habe den Nachtheil, den er dem Staate verursachte, und das Uebel, das er dem Volk zuzöge, vor Gott zu verantworten. Sobald der Krieg geendigt war, eilte Colbert die Renten abzuschaffen. Er dachte, es wäre besser, im dringenden Fall eine Auflage als Renten zu errichten, weil man erstere abschafft, wenn die kritische Lage vorüber ist, die Renten aber bleiben und dem Staate jederzeit zur Last sind.

Dieser Minister beschützte die Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften. Er führte die silbernen Rechenpfennige bey der Academie ein, um die Mitglieder zu bewegen, sich fleißig daselbst einzufinden.

Die Manufacturen, die er in allen Gattungen errichtete, verschafften einer Menge Menschen Unterhalt und erhielten das Geld im Lande.

Colbert überzeugt, daß der Wohlstand des Volkes den Reichthum des Regenten ausmacht, unterstützte niemahls die Foderungen und die Habsucht der Pächter, gegen die, welche Abgaben bezahlen mußten, und wollte nie unter dem Vorwand, verschiedene Zweige der Einkünfte zu verbessern, die Auflagen vermehren. Er führte einfache und klare Vorschriften für die Einnahme ein, da Dunkelheit in diesem Punct den Unterthanen immer Mißtrauen einflößt, und der Chikane nur zum Schleyer dient.

dient. Um die Pächter in einer billigen Abhängigkeit vom allgemeinen Besten zu erhalten, verbannte er das schändliche Gewerbe mit den Aemtern, das sich am Hofe eingeschlichen, und durch eine weise Verordnung, ließ er den Hofleuten das Recht benehmen, weder directe noch indirecte einen Antheil an den königlichen Pachten zu haben. Er ließ keine andern Männer zu, als die im Stande waren zu arbeiten, und da er nicht mehr anstellte, als nöthig waren, so empfing der Staat, bey Vermehrung der Pachte, den Belauf der Pensionen und der Antheile, die die Intrigue vertheilt hatte.

Süllh hatte die Bahn gebrochen, und Colbert erweiterte sie.

Diese beyden Minister hatten jederzeit das Wohl des Staates und den Ruhm des Souverains zum Augenmerk.

SBB 013402014343

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sully, Maximilien de Béthune, 1560-1641 / Sully, Maximilien de Béthune, / Colbert, Jean Baptiste,

Sully's und Colberts der zwey berühmtesten Staats- und Finanzminister Frankreichs Leben Aus dem Französischen

Bayreuth 1793

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.626
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426291-1
VD18 12466794-001